Kursbuch 41

Alltag

Karl Markus Michel, Unser Alltag: Nachruf zu Lebzeiten
Alexander Kluge / Edgar Reitz, In Gefahr und größter Not bringt der Mittelweg den Tod
Klaus Laermann, Alltags-Zeit. Über die unauffälligste Form sozialen Zwangs
Rainer Paris, Befreiung vom Alltag?
Lienhard Wawrzyn, Feste: Zerstörung des Alltags?
Harald Wieser, Szenen aus dem Alltag des Genossen X
Karin Reschke, Anschaffen und Aufräumen
Paul Schuster, Würde man meine Schwiegermutter fragen
Nachrichten aus einer völlig anderen Welt

Kursbuch/Rotbuch Verlag 8 Mark

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Harald Wieser
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

41 Alltag

September 1975

Karl Markus Michel, Unser Alltag: Nachruf zu Lebzeiten 1
Alexander Kluge / Edgar Reitz, In Gefahr und größter Not bringt der Mittelweg den Tod 41
Klaus Laermann, Alltags-Zeit. Bemerkungen über die unauffälligste Form sozialen Zwangs 87
Rainer Paris, Befreiung vom Alltag? 107
Lienhard Wawrzyn, Feste: Die Zerstörung der Zumutungen des Alltags 117
Harald Wieser, Von Masken und Menschen. Ein paar Szenen aus dem Alltag des Genossen X 133
Karin Reschke, Anschaffen und Aufräumen . . . 150
Nachrichten aus einer völlig anderen Welt 163
Paul Schuster, Würde man meine Schwiegermutter fragen . . . Alltag – aus (nichtalltäglicher) rumänischer Sicht 173

Kursbogen: Berufsstruktur in der BRD

31252

Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
ausgeschieden am: ...

S 30
Enz
41

05
Kur

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch mit wenigstens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 6, im Einzelverkauf DM 8 (Heft 21 bis 38 DM 5 bzw. DM 7). Anschrift der Redaktion: Kursbuch/Rotbuch Verlag, 1 Berlin 30, Potsdamer Straße 98, Telefon 2 61 11 96. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Harald Wieser. © 1975 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

Diesem Heft liegen Prospekte der Verlage C. H. Beck, Campus, Diogenes, Luchterhand, Rowohlt und Rotbuch bei.

Karl Markus Michel
Unser Alltag: Nachruf zu Lebzeiten

0. Einübung

In einem lateinischen Unterrichtsbuch von 1568, das Sprach- und Verhaltenslehre zugleich betreibt, sagt der Lehrer zum Schüler:

»Erzähl mir in genauer Reihenfolge, was du vom Aufstehen bis zum Frühstück gemacht hast. Hört gut zu, Jungen, damit ihr lernt, diesen euren Mitschüler nachzuahmen!
›Ich bin aufgewacht, bin aus dem Bett gestiegen, habe Hemd, Strümpfe und Schuhe angezogen, meinen Gürtel umgeschnallt, an der Hofmauer Urin gelassen, habe aus dem Eimer frisches Wasser genommen, Hände und Gesicht gewaschen und am Tuch abgetrocknet‹ usw.«[1]

Einübung in den bürgerlichen Alltag, den es damals noch nicht gab. Der (spärliche) morgendliche Umgang mit Wasser – »Katzenwäsche« hieß das in meiner Kindheit und war eine Vergünstigung – ist mehr als Soll- denn als Ist-Aussage zu verstehen, und die Hofmauer, *nota bene*, ist die erst angestrebte Zwischenstufe zwischen der Zimmerecke oder dem Korridor und dem Abtritt, dem Cabinett, dem WC, der Toilette mit Duftspülung. Immerhin, die Zivilisation begibt sich auf den langen Marsch. Was sie hinter sich läßt, ist Alltag.

I. Erzähl mal!

»Wer was weiß, der solls kommunizieren.« (Grimmelshausen, 1670)

1. Experiment

Stellen wir uns vor, jemand spricht einen anderen an und erzählt ihm, ohne weitere Erklärung, etwa dies:

»Heute morgen um ½7 hat der Wecker gerasselt, da bin ich raus aus'm Bett und erst mal pinkeln gegangen; dann hab ich Zähne geputzt, geduscht, mich rasiert und gekämmt und angezogen. Beim Frühstücken – meine Frau hatte inzwischen Kaffee gemacht – hab ich Zeitung gelesen, nur so die Überschriften, steht ja eh' nichts Richtiges drin, und bin dann los, zur Straßenbahn, die natürlich wieder Verspätung hatte. Bin aber grad noch pünktlich ins Büro gekommen, wo ich mit meinen Kollegen vom Zimmer 308 erst mal den üblichen Morgenplausch hielt, über's Wetter und die Fernseh-Show von gestern abend und was so ansteht heute, und dann ging's los (beliebige Details über die tägliche Arbeit), bis zur Mittagspause; ich bin mit der Meier in die Kantine – naja, immer derselbe Fraß, aber es ging – und dann nochmal kurz rangeklotzt, bis gegen ½5: Schreibtischaufräumen, Händewaschen usw.« Und so weiter.

»Na und?« würde der derart Angeredete, falls er überhaupt so lange zugehört hätte, schließlich fragen, verwundert, befremdet, gereizt. – »Nichts na-und. Das mache ich jeden Tag, d. h. fünfmal in der Woche, und seit Jahren!« – »Aber entschuldigen Sie, was hab denn ich damit zu tun? Warum erzählen Sie mir das?« – Würde der erstere jetzt mit irgendeiner Pointe herausrücken, z. B. »Wissen Sie, heute war es das 5oooste Mal«, so wäre sein Bericht halbwegs gerechtfertigt und dem Zuhörer böte sich die Möglichkeit für eine angemessene Reaktion: »Ach so, haha, 5ooo Mal . . . ist ja toll!« Ohne diese Pointe dagegen müßte der Bericht sinnlos, abwegig, peinlich erscheinen, so sehr, daß der Angeredete nun seinerseits Anlaß hätte, einem Dritten von dem absurden Vorfall zu berichten: »Stell dir vor, da quatscht mich doch vorhin einer an und erzählt mir . . . Verrückt!« Aber nicht der Alltag, von dem jener erzählt hat, erschiene ihm verrückt, sondern das Erzählen von diesem Alltag.

2. Wes' das Herz voll ist . . .

Vom Alltag kann man nicht erzählen. Die traditionellen epischen Formeln wie »Die Zeit zerrann« (oder »schien stille zu stehn«), »Die Tage (die Jahre) zogen ins Land«, vielleicht auch »So lebte er hin« oder »Sie hatte bange Wochen hinter sich« sind die (hilflosen) Zugeständnisse des Erzählers an eine Zeit, die nicht die Zeit der Erzählung ist. Noch die anspielungsträchtige Formel »Viel später«, nachdem gerade eine Umarmung stattgefunden hatte oder das Licht ausgegangen war, gibt zu verstehen, daß das, was inzwischen passierte, womöglich das entscheidende Ereignis der ganzen Erzählung und trotzdem ein unerzählbares, ein Nicht-Ereignis ist: es bleibt unidentifiziert, verbannt in die Anonymität des alltäglichen »Man weiß«. Wenn dann doch einmal davon erzählt wird – zumal von dem gewöhnlichen, alltäglichen Geschlechtsakt –, dann ist gerade dieses Erzählen (und nicht das Geschehene) das Außergewöhnliche, Sensationelle, Anstößige. Es rührt (hieß das bis vor kurzem) an die Grundfesten von Sitte, Anstand, öffentlicher Ordnung.

Gründet die öffentliche Ordnung und Meinung auf dem Verschweigen von Alltäglichem? Zählt in der offiziellen Rechnung nur das, was erzählt wird, erzählt werden darf? Gewiß, das Geschlechtliche mag ein Sonderfall sein, gleichsam das schwarze Schaf und die heilige Kuh des Alltags in einem. Aber gerade deshalb – und weil sich hier in jüngster Zeit einiges geändert, gelockert hat, womit sich auch unsere Vorverständnisse (Vorfahrenverständnisse) lockern – kann es als Wegweiser in die *camera obscura* des Alltagslebens dienen. Kurz und grob gesagt: Natürlich kann man erzählen, wie zwei miteinander vögeln, besonders wenn sie es zum ersten Mal tun;

man kann auch das 100. oder 1000. Mal schildern, aber nicht die Hundert- oder Tausendmaligkeit, den Charakter der Wiederholung, der diesem Akt anhaftet; nicht den gleichsam spontanen Automatismus, aus dem er lebt. Die pornographische Literatur, das ist ihr tristes Geheimnis, kann nur durch die permanente Steigerung ihrer Reize verhindern, daß diese von Szene zu Szene mehr absterben: Monotonie des Sensationellen. Aber der Alltag steigert die Reize nicht von Akt zu Akt, von Mal zu Mal. Das alltägliche Geschlechtsleben *geschieht,* es gibt nichts (man hat nichts) darüber zu erzählen – das ist geradezu die Bedingung seines »naturwüchsigen« Geschehens. Wenn man anfängt, darüber zu rätseln, warum man beim Laufen nicht stolpert, sich beim Trinken nicht verschluckt, ist es schon fast geschehen. Wenn man anfängt, über seinen Geschlechtsverkehr zu rätseln und zu reden, reißt man ihn aus seiner Selbstverständlichkeit (die oft das schiere Elend ist, aber keineswegs zu sein braucht) und macht ihn zum Problem.

Das Alltägliche wird heute an allen Ecken und Enden zum Problem. Aber nicht, weil einige Leute angefangen haben, darüber zu reden. Daß sie es tun, muß an Veränderungen im Alltag selbst liegen. Ich will versuchen, mich ihnen von außen her zu nähern.

3. Würmer aus der Nase

Vom Alltag kann man nicht erzählen. Aber *ohne* Alltag gäbe es gar nichts zu erzählen. Er ist der Normalzustand, von dem sich das (erzählenswerte, erzählbare) Außergewöhnliche abhebt wie das Besondere vom Allgemeinen. Beide sind aufeinander angewiesen, denn erst durch die Bestimmung des Besonderen bekommt das Allgemeine seine Konturen, die jenes wieder zu orten erlauben. Aber dieses Allgemeine ist seinerseits auch ein Besonderes: ein bestimmter Lebenszusammenhang, ein kulturspezifisch Gegebenes. Niemand wird heute mehr naiv ethnozentrisch annehmen, das Erzählenswerte und Erzählbare sei unter allen Umständen gleich, alles Erzählte (Überlieferte) also mit den gleichen (d. h. den eigenen) Maßstäben zu messen. Doch die Geisteswissenschaften haben noch kaum die Konsequenzen daraus gezogen. Sie behandeln die ihnen vorliegenden Mythen, Märchen, Erzählungen, Berichte, Theorien usw. als einen sonntäglichen Schatz, in dem sie fleißig nach Motiven, Strukturen, Ideen, nach Einflüssen und Wirkungen, neuerdings nach Klassenstandpunkten und Mystifizierungen forschen. Sie könnten statt dessen (ich schlage es vor) nach dem forschen, wovon diese (zumeist fiktiven) Gebilde sich abheben, also *die jeweilige Alltäglichkeit rekonstruieren.*

Nehmen wir z. B., weil es hier relativ einfach ist, realistische Romane des

19. Jahrhunderts, etwa von Balzac, Fontane, Gontscharow: was erzählen sie? Natürlich etwas, das zu erzählen sich lohnt. Also etwas Außergewöhnliches, Nicht-Alltägliches. Aber dazu setzen sie – immer wieder – im Alltäglichen an: es ist gleichsam das Sprungbrett, die Startbahn der Erzählung. Man kann das »Motivation von hinten« nennen', man kann es auch charakterisieren als den Modus »Ich ging im Walde so vor mich hin«: ein durchaus alltäglicher Modus, unverzichtbar für jeden, der etwas kommunizieren will. Um etwas Neues berichten zu können, braucht man einen Konsensus über das Bekannte, d. h. die im Grunde allein erzählenswerte Pointe muß mehr oder weniger gründlich vorbereitet werden durch Umstände, die ganz normal sind, aber normalerweise nicht erwähnt würden. »Stell dir vor, was mir heute passiert ist! [Ankündigung einer Geschichte] Ich ging . . . [das Übliche, Alltägliche] und da . . . [Einbruch des Besonderen].« Aus solchen Elementen des Alltäglichen, die selbst wieder unterschiedliche Grade des Selbstverständlichen aufweisen, ließe sich bei Romanen, selbst bei philosophischen Systemen der Boden von Alltäglichkeit, auf dem sie (oft ungewollt und unreflektiert) stehen, rekonstruieren – aber nicht, um auf ihm sitzen zu bleiben, wie bisher auf den interpretierten Werken, sondern um nun zu fragen, was es jeweils für Erlebnis- und Darstellungsformen gab, was darin an Zwängen und Wünschen, an Selbstverständlichkeiten und Ausschweifungen zum Ausdruck kommt: Wurde der Blick, die Welt dadurch geöffnet oder verstellt? Wurde das Alltägliche im Vorgriff aufgehoben oder nur verklärt und zementiert?

Die Frage stellt sich an alles Berichtete, Erzählte, Gedachte. Will es über den Alltag hinausblicken, so muß es in ihm stehen; dadurch aber bleibt es auch an ihn gebunden, ihm verpflichtet. Das liegt meist auf der Hand. Der Berg von Hirsebrei im Märchen vom Schlaraffenland, der Ozean aus Limonade, den Fourier sich für die befreite Zukunft erträumte – wir heute schütteln uns bei solchen Vorstellungen, aber wir wissen: Hirsebrei war knapp, Limonade noch knapper, sie wurde nur feinen Damen und Herren kredenzt; beide Träume haben *(für uns)* bildlichen, symbolischen Charakter. Wenn aber der schöne Traum im strengen Gewand der Wissenschaft einherkommt, neigen wir dazu, ihn zu verdinglichen zur zeitlosen, alltagslosen Wahrheit. So werden Marxsche Kategorien wie »das Proletariat«, »die Arbeit«, »der (Mehr-)Wert« oft unbesehen gegen einen Alltag ausgespielt, den sie nicht meinen, und damit um ihre im Alltag des 19. Jahrhunderts wurzelnde und ihn aufhebende Wahrheit gebracht. Diese Wahrheit heißt, zugespitzt gesagt, daß man (d. h. der »gesellschaftliche Gesamtarbeiter«) damals *arbeiten* mußte, um konsumieren (leben) zu können, während man heute *konsumieren* muß, um arbeiten (leben) zu können. Theorien, die den Alltag ignorieren, scheitern an ihm.

4. Plaudertasche

Was nicht erzählt wird, zählt nicht in der offiziellen Rechnung der Kultur. Erst das Erzählte, Berichtete, Gedachte, soweit es öffentlich verkündet und gelehrt wird, gibt einer Zeit und Kultur ihre Identität, ihren »Sinn«. Das ist der herrschende Sinn. Oder: nur das jeweils Herrschende ist (hat) Sinn. Das andere bleibt beliebig, chaotisch, unstrukturiert – *sinn-los*. Doch diese These muß qualifiziert werden: Es gibt verschiedene Ebenen oder Haushalte des Sinns und in allen von ihnen spezifische Formen der Kommunikation, des Erzählens: neben der offiziellen Kultur verschiedene Subkulturen, Berufs- und Lebenszusammenhänge, und schließlich der in der bürgerlichen Gesellschaft ständig wachsende Bereich des Privaten, dem immer mehr Sinn-Stiftung aufgebürdet wird, je weniger der öffentliche Bereich noch dafür aufkommt. Hier staut sich förmlich der Alltag, und zwar in jeder Familie für sich, weil das gutbürgerliche Modell der nach außen abgeschirmten Kleinfamilie in den größeren Städten und den neuen Siedlungen auch für Kleinbürger- und Arbeiterfamilien verbindlich geworden ist; es gibt zwischen den benachbarten Familien nur noch wenige und eher zufällige Kontakte, jede muß ihre eigenen Alltagsstrategien und Sinngebungen entwickeln. In diesem Rahmen wird natürlich viel »erzählt«, aber es bleibt auf den privaten Rahmen beschränkt, erhält nur durch ihn seinen Sinn. Ein Fremder kann nicht partizipieren.

Ich sitze in einem Lokal, am Tisch neben mir eine ältere und eine jüngere Frau, vermutlich Mutter und Tochter oder Schwiegertochter, die nicht zusammen wohnen, aber sicher täglich miteinander kommunizieren.

– Du fragst ja gar nicht (beginnt die jüngere), wie das weiterging mit Frau B.

– Ach ja, hätt' ich fast vergessen. Erzähl mal!

– Also wie ich gestern mittag durchs Treppenhaus geh – ich wollte nur schnell zum Metzger. . .

– Ja, du wolltest doch saure Nieren machen für den Abend, wie sind sie denn geworden?

– Also der Walter hat gesagt, sie waren mindestens so gut wie neulich bei W.s, du weißt doch.

– Natürlich, von denen hast du ja das Rezept! Mußt du mir auch mal geben. So, das freut mich aber, daß sie ihm geschmeckt haben. Aber erzähl doch weiter, bin schon ganz gespannt!

– Ich gehe also durchs Treppenhaus und sehe, wie sie eben hinter ihrer Tür verschwinden will. Da sag ich. . .

– Ja was denn?

– Guten Tag, Frau B.

– Einfach so, Guten Tag?

– Ja, und noch was übers Wetter, sehr freundlich aber kühl, du weißt ja, wie ich das so kann, ganz von oben herab.

– Und sie?

– Sie? Die war platt. Gestottert hat sie was. Aber ich bin weitergegangen. Na?

– Das ist gut! Hast du gut gemacht, finde ich.

– Gelt? Die wird nicht so bald wieder! Hat der Walter auch gefunden. . .

Alltagsstrategien. Alltagsdramaturgien. Alltagssinngebungen. Für den Außenstehenden ridikül, läppisch, peinlich. Da hört man lieber weg. Und hört doch wieder gebannt zu, fasziniert von soviel Banalität, die die eigene spiegelt, welche man an sich selbst nicht gewahr würde. Andererseits: was nicht erzählt wird, zählt nicht – in der privaten Rechnung so gut wie in der offiziellen (und auch hier hat bei weitem nicht jedes Wort dasselbe Gewicht). Die Alltagsregel heißt: Je mehr man miteinander kommuniziert (telephoniert, korrespondiert), desto mehr hat man sich zu erzählen. Dagegen diese Qual, wenn man einmal im Jahr vor einem angefangenen Brief sitzt: »Liebe Tante. . . mir geht es gut. . .« und was weiter? Etwa der Urlaub vom vergangenen Sommer, die Grippe vom letzten Monat, die Party von gestern abend? Solche Ereignisse sind leicht verderbliche Waren; ein bißchen zeitliche, räumliche, emotionale Distanz, und schon ist ihr Neuigkeitswert, ja ihr »Sinn« verdorben. Glücklich, wer Kinder hat: die wachsen, verändern sich, machen täglich neue Sorgen, sind stets geschichtenträchtig – dafür interessiert sich die Tante, das füllt selbst den Großteil der Kommunikation zwischen den Eltern. Deshalb »binden« sie diese auch aneinander: *Geschichten binden.*

Geteilte Geschichten sind der alltägliche Kitt von Familien- und Liebesbeziehungen, von Freund-, Feind- und Seilschaften, von Kaffeekränzchen, Freizeitcliquen, politischen Gruppen etc. Aber außerhalb dieser engen Kontakte sind sie schon keine Geschichten mehr, sollen es in der Regel auch nicht sein – oder sie werden wirklich zu »Geschichten«, d. h. man kommt ins Gerede, und das ist selten freundlich; ein erweiterter Kreis nimmt teil, nimmt Anstoß, und je mehr er wächst, desto mehr schrumpft die Alltäglichkeit – plötzlich steht man in der Zeitung, welche Schande! Was über den Privatmann in der Zeitung steht (das gilt noch immer), ist nur ausnahmsweise etwas Löbliches. Vielleicht ein Jubiläum, eine Ehrung, ein Nachruf – sonst sind es meist schlimme Sachen, die den Alltag des Betroffenen gründlich ruinieren können. Wieso aber? Ist es ein Gesetz unserer (der bürgerlichen) Gesellschaft, daß Rechtschaffenheit anonym bleibt, jede Abweichung von ihr aber durch Veröffentlichung bestraft wird (weshalb dann auch Öffentlichkeit selbst oft als peinlich und schändlich eingeschätzt wird)? Oder liegt es an unserer (der bürgerlichen) »narrativen Kompetenz«, d. h. unserer Gewohnheit und Fähigkeit des Erzählens, daß vom normalen Alltag vornehmlich negative Abweichungen wahrgenommen, verbalisiert, in die Öffentlichkeit geleitet werden?

Das jeweils Erzählenswerte und Erzählbare wechselt mit den Verkehrsformen und Inhalten des Alltagslebens, oder besser: vom jeweils Erzählten aus kann auf diese Inhalte und Formen geschlossen werden – jedoch nicht im Sinne einer Widerspiegelung oder Analogie, das Verhältnis des einen zum anderen ist komplexer. Insofern das Erzählte sich vom Alltag abhebt, also Nicht-Alltägliches berichtet, spricht es *ex negativo* vom Alltag. Insofern dies aber in kuturspezifischen Modellen und Klischees des Erzählens geschieht, die zugleich Modelle des Wahrnehmens, Erlebens, Kommunizierens sind, also zur Alltagsausstattung einer bestimmten Gesellschaft oder Gruppe gehören, spricht es *positiv* vom Alltag. In der Frage nach dem jeweils Erzählenswerten und Erzählbaren verbinden sich demnach der inhaltliche und der formale Aspekt.

Dem *Inhaltlichen* hat man viel hermeneutische, ideologiekritische oder sonstige Aufmerksamkeit geschenkt (wenn auch in der Regel nicht als einem Negativbild des Alltags, sondern als einem Positiven, Eigenständigen) und daraus wieder allerlei neue Geschichten konstruiert über bestimmte Epochen, Kulturen, Gruppen, in denen der Alltag so gut wie nicht vorkommt: was zählt, ist das offiziell Erzählte, Gedachte etc. Nehmen wir das deutsche Bürgertum des zweiten Kaiserreiches, seine Taten, seine Ideen: viel Heroisches und Rührendes, Makabres und Banales. Über seinen Alltag hat es weniger hinterlassen, dafür interessierte sich der lesende Bürger von damals natürlich nicht, es sei denn im Modus »Ich ging im Walde so vor mich hin. . .«, also im Sinn einer Brücke in die Phantasiewelten. Es gab aber einen »Alltag«, für den er sich brennend interessierte, nämlich den des Herscherhauses; die Zeitungen, die Magazine der Zeit sind voll davon. Was uns eher anödet, war für ihn berauschend, exotisch. Das im Grunde weit exotischere Leben der Arbeiter und anderer »Dienender« blieb dagegen ausgespart, ausgeblendet, wurde allenfalls sozialromantisch verklärt – wie auch (und lieber noch, voll Nostalgie) das Leben des »fröhlichen« Landmanns –, während der Bürger anderen, zeitlich und räumlich entfernteren Alltagen wiederum viel Geschmack und Kitzel abgewann: dem der Ahnen, dem der Wilden. Es konnte ihm offenbar gar nicht fremdartig genug zugehen, wenn er lesend auf seinem Sofa saß.

Schon aus dieser groben Charakterisierung ließe sich einiges über den Alltag dieses Bürgers (ex negativo) ableiten. Spannender würde die Ableitung, wenn man in die Details ginge und von ihnen auf die durchgängigen Muster des Erzählens und Berichtens schließen würde, die auch (positive) Muster des Erlebens und Wahrnehmens, des Alltagswissens sind. Aber hier tappen wir noch im Dunkeln. Symboltheorie und Ethnomethodologie beginnen das Problem gerade erst zu ahnen. Am weitesten gekommen sind

die Ethnologen (Lévi-Strauss und seine Schüler), sie haben's auch leichter, weil sie es, wenn sie die Mythen fremder Völker und Kulturen analysieren, mit Vorverständnissen zu tun haben, die nicht ihre eigenen sind. Es geht um die Grundstrukturen, die unbewußte Grammatik solcher Erzählungen und Informationen, die, wie ich glaube, mehr als die Syntax und das Lexikon einer bestimmten Sprache (wie die Sapir-Whorf-Hypothese es will) das Denken, das Alltagswissen des betreffenden Volkes prägt und lenkt. Solche Erzählmuster, die wir uns weitgehend sprachunabhängig und in ihren Grundstrukturen sehr beständig, in ihren Oberflächenmanifestationen dagegen sehr variabel vorstellen müssen, haben mit den Grammatiken natürlicher Sprachen gemeinsam, daß sie, den Verwendern unbewußt, sowohl »generierend« als auch »restringierend« wirken; d. h. sie ermöglichen es, eine unendliche Zahl von Geschichten zu erzeugen (und zu verstehen), aber nach ganz bestimmten Gesetzen und nur nach diesen – sonst ergeben sie keinen »Sinn«. Und da die tatsächlich erzählten Geschichten auf der Skala der möglichen Geschichten natürlich nicht gleichmäßig verteilt sind, sondern – ein Grundprinzip aller sozialen Phänomene – gebündelt auftreten, entstehen gleichsam auch Bündel von »Sinn«, anders gesagt: Klischees.

6. Drei bürgerliche Musen

Ich will versuchen, ganz vorläufig und unvorsichtig, ein paar Grundstrukturen des bürgerlichen Erzählmusters, das auch heute noch (selbst jenseits der kapitalistischen Welt) das »herrschende« ist, herauszustellen.
Die wichtigste, zeitlich älteste und härteste Regel scheint mir die *Personalisierungsregel* (PR) zu sein – keineswegs eine Erfindung der bürgerlichen Kultur, aber mit und durch deren Individualismus zur vollen, zur imperialistischen Entfaltung gelangt. Erzählen heißt seitdem: von Personen erzählen, von Individuen, Tätern oder Duldern, Helden oder Opfern. Es können natürlich auch Gruppen von Individuen auftreten, die dann aber in genau definierten (meistens kompetitiven) Beziehungen stehen; die Urform ist die Heilige Kernfamilie: Mama-Papa-und-Ich. Ausgeschlossen, ja geradezu undenkbar ist dagegen ein kollektiver Agent, etwa im Sinne eines (wie immer differenzierten oder diffusen) *Gruppen-Ich*; nicht einmal ein Liebespaar läßt sich als Dyade konzipieren, nur als die Beziehung zweier Individuen. Das *Andere* des Individuums ist die gesichtslose Masse, in der alles Nicht-Individualisierte, Nicht-Personifizierte untergeht. Wenn diese Masse aber in die Vorstellung des Erzählers (gar des politischen Propagandisten) eintritt, dann eben auch wieder als Person: sie hat Bewußtsein und Bedürfnisse, Angst und Ansprüche, sie liebt und denkt, sie leidet und handelt – aber meistens wird sie betrogen, verführt, manipuliert, sie ist (selbst für

Linke) halt doch keine wirklich erwachsene, autonome Person. Nun läßt sich nicht einmal sagen, das seien inadäquate Personifizierungen – wir haben keine anderen Kategorien und Raster. Außer denen der Statistik. Personalisierung und Statistik sind die beiden Pole unseres Alltagsdenkens, und jeder Pol verlangt sein Recht. Mancher Witz lebt davon, daß er es diesem oder jenem bestreitet, z. B. so: »Wissen Sie schon, wer gestorben ist? – Mir ist jeder recht.«

Als zweite nenne ich die *Sequenz-Regel* (SR). Sie folgt halbwegs aus der Personalisierungsregel, denn wenn jedes Geschehen aus der Perspektive einer Person oder im Bezug auf Personen gesehen wird, dann muß es in den Erlebnishorizont dieser Personen passen. Die längste Sequenz ist demnach der *Lebenslauf*: ein seit dem 18. Jahrhundert grassierendes Schema, das zum Kernstück der bürgerlichen Kultur wurde. Ein Lebenslauf muß eine gewisse Konsequenz aufweisen: Entwicklungen sind erwünscht, Brüche und Sprünge dagegen verdächtig – die Sequenz-Regel ist verletzt. Beliebter beim aktualen (und alltäglichen) Erzähler sind kürzere Sequenzen mit Ereignischarakter. In ihrer einfachsten Form folgen sie dem Dreitakt: Normalzustand – Störung – Wiederherstellung des alten oder eines neuen Gleichgewichts. Das erste Glied kann eingespart (impliziert) werden, auch das dritte Glied kann (vorläufig) fehlen, wenn die ganzen Umstände dafür garantieren, daß sich der Ausnahmezustand nicht behauptet. Nehmen wir als Beispiel eine Serie von »Ausbrüchen« in einem überschaubaren sozialen Gebilde, sagen wir einer Kleinstadt: »Frühling ausgebrochen« – »Häftling ausgebrochen« – »Tiger ausgebrochen« – »Cholera ausgebrochen« – »Revolution ausgebrochen«. Je größer die durch eine solche Nachricht erzeugte Unruhe, desto größer ist die vom Erzähler, vom Berichterstatter geforderte (narrative) Wiedergutmachung, die Vollendung der Sequenz. – Die Sequenzen berichtenswerter Ereignisse, so scheint mir, wenn ich die Zeitungen und Magazine seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ins Auge fasse, werden tendenziell immer kürzer. Da kaum anzunehmen ist, daß die Ereignisse selbst immer schneller ablaufen, liegt der Schluß nahe, daß schnelle Abfolgen in zunehmendem Maße erzählenswerter (interessanter) erscheinen als längere, kompliziertere Ereigniszusammenhänge. Das läßt sich sicher mit der Entwicklung der Tageszeitungen erklären (viele kurze Meldungen aus aller Welt, jeden Tag neue), wodurch aber das Problem nur weitergeschoben wird. Ich vermute hier eine allgemeine Veränderung in der Aufmerksamkeit, in der Einstellung zur Zeit – noch vor kurzem konnte man ältere Leute darüber klagen hören, daß sie bei Kino- und vor allem Fernseh-Filmen einfach nicht mitkommen, weil alles so schnell geht, besonders wenn die Schnitt-Technik der überlieferten Sequenz-Erwartung spottet. In diesem Punkt ist der Erzähler noch weit konventioneller als der Filmemacher; er hält sich in der Regel an bewährte Schemata (oder sie halten ihn). Die

beständigsten sind die der *»glücklichen Fügung«* und der *»bösen Wendung«*. Das letztere überwiegt (quantitativ) – weil das Unglück häufiger zuschlägt als das Glück? Ich glaube eher, weil es in seinem Ablauf der Regel der kurzen Sequenz besser entspricht: man ist darauf vorbereitet, man erwartet es fast wie eine Prüfungsfrage. Eine lange Unglückssequenz hingegen ergibt keine gute Erzählung, eine lange Glückssequenz auch nicht. Eine bunte Mischung aus beidem macht erst recht keine gute Figur, sie verletzt die dritte Regel, die aus der zweiten folgt:

Die *Bilanz-Regel* (BR), wie ich sie nennen möchte, dürfte am deutlichsten die Züge der bürgerlichen Kultur tragen (deshalb ist sie deren Wandlungen auch am stärksten unterworfen). Zwar hängt auch die Sequenz-Regel mit dem Einzug der Berechnung, der Uhr in den Alltag zusammen, d. h. mit dem geregelten zeitlichen Ablauf, der Planmäßigkeit des ganzen Lebens, die erst das Denken sowohl in langen (epischen) wie in kurzen (dramatischen) Sequenzen ermöglichte und etablierte. (In feudalen und noch in höfischen Zeiten war das Leben allgemein so unsicher, daß Planungen über längere Zeiträume keinen »Sinn« hatten, weil plötzliche – meist böse – Wendungen fast das Normale waren, so daß sich frühbürgerliche Erzähler gern in idyllische Schäferromane flüchteten, in denen – wie sensationell! – so gut wie gar nichts geschieht.) Aber das Sequenz-Denken erhält erst durch das bürgerliche Bilanz-Denken seinen eigentlichen Akzent: jeder Abschluß, der geschäftliche wie der narrative, hat ein Ergebnis, sei es nun positiv oder negativ, und folglich einen »Wert«, eine Lektion, eine Lehre. Damit hat die moderne Literatur (seit Kafka) halbwegs aufgeräumt. Aber da sie weiterhin der Personalisierungsregel folgt, muß für ihre im Sinne der BR absurden Geschichten immer noch die Person, das Individuum aufkommen; es geht daran zugrunde, stellvertretend. – PR und BR hängen eng zusammen: positiven oder negativen Wert gibt es in unserer Gesellschaft, in unserem Denken nur für das Individuum; Übertragungen von narrativen Guthaben oder Schulden auf andere – hier wirkt sich zudem SR aus – sind nur ausnahmsweise möglich, als Erbschaft, die auf den Sohn oder die Tochter fällt.

Alle drei Regeln zusammen – man könnte noch andere nennen, aber ich will es dabei bewenden lassen – ergeben den »Sinn« eines Geschehens, einer Geschichte. Im Grunde ein überraschend primitives Schema, das zwar vielfältige Differenzierungen zuläßt (die bürgerliche Literatur beweist es), aber komplexere gesellschaftliche Zusammenhänge kaum zu denken, zu erfassen, zu formulieren erlaubt: etwa kollektive Prozesse mit sich überlagernden Sequenzen und komplizierten Bilanzen (Wechsel auf die Zukunft, Vergesellschaftung von Werten, Reprivatisierungen von »Sinn« usw.). Man schlage irgendeine linke Publikation auf, die den Anspruch erhebt, von solchen Prozessen zu sprechen: da herrschen die drei Grundregeln und

sonst nichts; nicht einmal ihre in der bürgerlichen Literatur schon offenkundigen Brüche und Verfeinerungen sind da anzutreffen, sondern: runde Helden und krumme Bösewichter, führende Massen, verführte Massen (PR); handliche Kämpfe, durchsichtige Intrigen (SR); Siege, Schlappen, Denkzettel usw. (BR). Das alles gibt »Sinn«, aber nicht in den Inhalten, nur in den Denkformen: *Polit-fiction.* Sie hat ihr Pendant in der *police-fiction,* die sich in den gleichen Klischees bewegt. Diese Klischees sind der Alltag, aber der geronnene, der gestrige.

7. Lesestündchen

Ich will meine These über die drei höheren Töchter PR, SR, BR an ein paar Zeitungsmeldungen überprüfen. Ich wähle dazu »seriöse« Blätter, FAZ, SZ,FR, und zwar die Ausgaben vom 11. und 12. Juli 1975. In der Innen- und Außenpolitik nichts Neues: man bekämpft die Depression und den Extremismus, blickt gespannt auf Indien, Portugal, den Nahen Osten, die KSZE; Brandt in Moskau, Kissinger im Flugzeug; deutsche Frauen machen eine Protestfahrt nach Holland (§ 218); Dürre im Norden Europas, Überschwemmungen im Südosten, die den Alltag von Tausenden hinwegspülen. Aber die Börse bleibt freundlich. Das Lokale überspringe ich. Mich interessieren die kleinen Nachrichten. Was ist am Vortag geschehen, oder was davon erscheint erzählenswert?

(1) *Urlauberfamilie aus Höhle gerettet*
Wien, 11. Juli (dpa). Eine Familie aus Weinheim an der Bergstraße ist mehrere Stunden lang in der Lamprechtsofenhöhle bei Lofer in Österreich von Wasser eingeschlossen gewesen. (. . .) Die Familie hatte am Vormittag einen Ausflug in die Höhle gemacht. Die Alarmsirene, die sonst zum Verlassen auffordert, wenn das Wasser eine bestimmte Höhe erreicht, war infolge Blitzschlags ausgefallen. Die Kassiererin konnte sich jedoch daran erinnern, daß die Familie die Höhle noch nicht verlassen hatte. Taucher fanden die fünf dann an einer vor dem Wasser sicheren Stelle. . . (FAZ, 12. 7.)

(1) Kurze Sequenz: glückliche Fügung. Dank der Aufmerksamkeit einer Kassiererin. Sonst wäre es der Familie wohl übel ergangen. Das hätte auch eine Meldung ergeben: Böse Wendung durch Blitzschlag. *Merke:* Du sollst immer auf Familien achten. Dann siegt der gute Alltag (Pflichterfüllung) über die böse Natur. Aber Höhlen soll man besichtigen.

(2) *Mord wegen Erdbeerflecken*
Gummersbach, 10. Juli (dpa). Wegen Mordes hat ein Richter in Gummersbach Haftbefehl gegen eine 29jährige Frau erlassen. Ihr wird vorgeworfen, ihren betrunkenen Mann im Bett erstochen zu haben. Er hatte die mit rotem Erdbeersaft beschmutzten Hände an der Bettwäsche und am Schlafanzug abgewischt. Die Frau sagte bei der Vernehmung: »Ich hatte ihm mehrfach erklärt, Erdbeerflecken könnten nicht aus der Wäsche entfernt werden; darauf habe

ich ihn gepiekt.« Das »Pieken« erwies sich als ein zwölf Zentimeter tiefer Stich in den Bauch. (FAZ, 11. 7.)

(2) Noch kürzere Sequenz: böse Wendung. Die Frau hat, wie ein anderer Bericht präzisiert (FR, 11. 7), ihren im Bett liegenden Mann mit Erdbeeren gefüttert und dann plötzlich »gepiekt«. Wer aber ist der Bösewicht: der Schmutzfink oder die schmutzempfindliche Frau, die offenbar (das ist ihre Sünde) dem Werbefernsehen nicht traut? Oder die Erdbeeren (böse Natur)? Unglückliche Verkettung von Umständen. *Merke:* Du sollst nicht unnötig kleckern, sonst wirst du gepiekt, und du sollst auch nicht unnötig pieken, sonst wirst du verhaftet (wenn es zu tief geht). Aber Erdbeeren soll man essen, nur nicht im Bett.

(3) *Toter saß fünf Wochen auf Sofa*
Gummersbach (dpa). Auf dem Sofa einer Wohnung in Gummersbach haben Polizisten die schon verweste Leiche eines Mannes gefunden. Der 39 Jahre alte Arbeitslose war schon vor fünf Wochen auf dem Sofa sitzend an einem Herzversagen gestorben. Niemand hatte sich seitdem um ihn gekümmert, obwohl (!) sich im Haus ein penetranter Leichengeruch ausgebreitet hatte. Die Beamten mußten Atemschutzgeräte anlegen, um die Wohnung des Toten betreten zu können. (SZ, 12. 7.)

(3) Mittellange Sequenz (Tote haben Zeit). Und schon wieder Gummersbach – hier scheint der Alltag Orgien zu feiern! *Merke:* Kümmere dich um deinen Nachbarn, jedenfalls dann, wenn er penetrant zu stinken beginnt. Andererseits: ist er dann noch ein Nachbar? Und überhaupt: nur ein Arbeitsloser, keine Familie mit drei Kindern wie in (1). Und schließlich: es war eh' zu spät, für solche Fälle gibt es die Polizei. Aber auf Sofas ist gut sitzen.
Der Alltag dringt hier, via »Motivation von hinten«, vom Ereignis her, mit Macht in die Geschichten hinein: sie sind nur seine Auswüchse, die ihn letztlich bestätigen. Die Form des Berichts hilft mit. Oder ist es *nur* die Form (PR, SR, BR), die die alltäglichen Sinnerwartungen bestätigt? Man könnte sich andere Berichte vorstellen, jedenfalls über Fall (2) und (3), die diese Erwartungen gründlich in Frage stellen. Sie wären dann keine »Geschichten« mehr, und die Reaktion der Zuhörer/Leser, zumal am Tatort, wäre vermutlich ebenso feindselig wie bei der gezielten Verletzung anderer Vorverständnisse und Kommunikationsklischees. Ein Beispiel:

A: Ich hatte [gestern auf der Fahrt zur Arbeit] eine Reifenpanne.
B: Was meinst du damit, daß du eine Reifenpanne hattest?
A (erscheint im Augenblick wie betäubt, antwortet dann mit feindseligem Unterton): Was meinst du mit deiner dummen Frage: »Was meinst du damit?« Eine Reifenpanne ist eine Reifenpanne. Genau das meine ich und nichts sonst. Was für eine verrückte Frage!

Das Beispiel entstammt einem simplen Experiment, das Harold Garfinkel seinen amerikanischen Studenten auftrug: sie sollten andere Personen bei

Allerweltsgesprächen einfach nach dem Sinn alltäglicher Bemerkungen fragen.[11] Eine andere Reaktion:

A (winkt freundlich): Wie stehts?
B: Wie steht es mit was? Meiner Gesundheit, meinen Geldangelegenheiten, meinen Aufgaben für die Hochschule, meinem Seelenfrieden, meinem . . .
A (rot im Gesicht und plötzlich außer Kontrolle): Hör zu. Ich unternahm gerade den Versuch, höflich zu sein. Offen gesagt kümmert es mich einen Dreck, wie es mit dir steht!

Das ist deutlich. Alltag ohne Maske. Ohne Sinn-Schleier. Deshalb im Begriff, zu kippen. (Nachricht: »Ohne erkennbaren Anlaß schlug A seinen Bekannten B nach kurzem Wortwechsel nieder . . . Er wurde vorläufig . . .«) Aber sind nicht auch die oben angeführten Geschichten, trotz ihrer sinnstiftenden Erzählform, der bare Unsinn? (Ich will später darauf zurückkommen.) Auf den entsprechenden Seiten der mir vorliegenden Zeitungen gibt es etwa zwei Dutzend davon, vor allem vom Typ »böse Wendung« (und »Strafe für Übeltat«), Geschichten, in deren Mittelpunkt Personen (oder Leichen) stehen. Der Rest sind »statistische« Meldungen, das Auffangbecken alles nicht Erzählbaren, die Nacht des schlechten Allgemeinen, in der alle Katzen grau und alle Sensationen Prozente sind:

»Mindestens einmal in der Woche kaufen 68 Prozent der Frauen und 34 Prozent der Männer [in der BRD] Lebensmittel ein. (. . .) 53 Prozent der Männer fühlen sich (. . .) für das Einkaufen nicht zuständig . . .« (FR, 11. 7.)
»Krankheitsverdacht bei jedem siebten Kleinkind [in der BRD].« (FAZ, 12. 7.)
»In der Liste der größten Blumenliebhaber Europas nehmen die Bundesbürger den zweiten Platz hinter den Schweizern ein, während die Briten danach nur ungern Blumen sprechen lassen . . .« (SZ, 11. 7.)
»Im Gegensatz zu anderen westlichen und östlichen Industrieländern geht in Großbritannien die Selbstmordziffer ständig zurück.« (FR, 12. 7.)

Gibt es vielleicht irgendwelche Sinnbeziehungen zwischen solchen Aussagen, sagen sie etwas über die Deutschen, über die Briten? Natürlich nicht, hier erwartet niemand »Sinn«. (Die letzte Meldung entstammt übrigens dem einzigen Bericht, in dem zwischen personifizierender Story und quantifizierendem Kalkül ein Mittelweg eingeschlagen wird: er versucht die sozialen Gründe aufzuzeigen, vor allem die Vorbeuge-Bemühungen von Institutionen und Privatleuten zu schildern: größeres Verständnis für »hang-ups«, die Bereitschaft, mit anderen über ihre Probleme zu sprechen, anstatt nur »Blumen sprechen zu lassen«, – kurz, Ansätze zu einer positiven Veränderung des Alltags.)

8. Unterm Strich

Wenn meine These richtig ist, daß die Trias Person, Sequenz, Bilanz Grundmuster der Wahrnehmung und des Ausdrucks repräsentiert, denen keine gegenläufigen oder komplementären Muster zur Seite stehen, dann ist zu erwarten, daß eine beträchtliche Zahl von Erfahrungen von diesem kulturellen Raster nicht erfaßt werden: sie bleiben unstrukturiert.[3] Das kann entweder bedeuten, daß sie aus dem kulturellen (und individuellen) Bewußtsein verdrängt werden, nur als vage, unsymbolisierte (aber manipulierbare) Wünsche und Ängste gegenwärtig sind, oder aber, daß überhaupt die Fähigkeit, solche Erfahrungen zu machen, abstirbt – das hängt vermutlich von der Art und Intensität der Erfahrungsinhalte ab. Ich glaube allerdings, daß in gewissen subkulturellen Bereichen zumindest Reste von alten und Ansätze von neuen Symbolisierungen solcher Erfahrungen zu finden sind; kaum freilich, wie von links her gern unterstellt wird, im proletarischen Lebenszusammenhang als solchem, der ist von der spätbürgerlichen Kultur weitgehend kolonisiert worden, den Rest besorgen die linken Agitatoren.
Und wenn meine weitere These richtig ist, daß die Trias Person, Sequenz, Bilanz Strukturierungen und Sinnstiftungen repräsentiert, die der bürgerlichen Welt adäquat waren, heute aber, obwohl in ihrer Geltung kaum erschüttert, immer mehr zu Fremd-Formen werden, die ihre Inhalte verfälschen und neue Erfahrungen verhindern, dann ist zu fragen, wieso die im Zeichen, im Zwange dieser Grundregeln wahrgenommene und wiedergegebene Wirklichkeit nicht in Milliarden isolierte Einheiten (P-S-B) zerfällt, sondern als Ganzes erlebt wird, und zwar immer noch, trotz zunehmenden Erfahrungsverlusts. Welchen Bedingungen und Regeln verdankt sich die *Kontinuität* des gesellschaftlichen und individuellen Lebens, die ja die Voraussetzung dafür ist, daß wir überhaupt vom »alltäglichen Leben«, vom »Alltag« sprechen?

II. Benimm dich!

»Das Geheimnis der Tugend ist – die Gewohnheit.« (Ludwig Feuerbach, 1835)

9. Tischlein deck dich

18. Juli 1975. Die Tagesschau bringt eine Übertragung aus dem All. Die Besatzungen der glücklich kopulierten Raumschiffe Sojus und Apollo treffen sich zum gemeinsamen Mahl. Die bürgerlichen Formen erobern das Weltall: Wenn dort oben Russen und Amerikaner gemeinsam tafeln, ist alles im Lot. Was immer sie essen mögen (es wurde wohlweislich ver-

schwiegen). Aber essen wir hienieden denn Inhalte, wenn wir gemeinsam tafeln?

10. Brüder, zur Sonne, zur Freiheit

Aus den berühmten *Canterbury Tales* von Chaucer (1387) ist mir nur ein Detail in Erinnerung geblieben: Da tritt eine Frau auf, die so vornehm war, daß ihr beim Essen die Soße nicht aus dem Munde troff. Eine rühmliche Leistung zu einer Zeit, da Messer und Gabel noch nicht in Gebrauch waren, der Löffel reihum ging und als Serviette der Ärmel diente. Wieso aber rühmlich? Warum sollte die Soße nicht triefen, wenn sie bei den übrigen (und überdies noch manches andere) troff? Da muß doch ein neues Soll, ein erhöhtes Leistungsziel im Anzug gewesen sein, – aber woher? Die Zivilisation (unsere, die spätere bürgerliche Zivilisation) war damals noch ein Kleinkind, ca. zwei Jahre alt, mit heutigen Maßstäben gemessen. Aber es gab keine Eltern, die ihre Reifung hätten programmieren können. Sie hat sich allein programmiert. Und dahinter steckte *nicht* der Kapitalismus.
Angefangen hat es in den höfischen Kreisen, besonders am französischen Hof, wo man, vielleicht weil man soviel Muße hatte, sich zu kultivieren begann: man konnte einander nicht mehr riechen. Die Ekel- und Peinlichkeitsschwelle rückte vor – das ist der wahre Kern unserer alltäglichen Sauber- und Sittlichkeit. So willkürlich die Regeln dieser neuen Etikette waren, so zwangsläufig war doch ihre Ausbreitung und Verschärfung, d. h. der *Prozeß der Zivilisation,* den Norbert Elias nachgezeichnet hat.[4] Ich lehne mich im folgenden an seine Untersuchungen von 1936 an.
Der Adel, der die *courtoisie* wie aus einer Laune erfand, benötigte sie bald als Herrschaftsmittel, um sich abzuheben vom nachrückenden Dritten Stand, dem Pöbel aus der Sicht der höfischen Oberklasse. Aber der Bürger griff mehr und mehr selbst nach dem Prestige- und Herrschaftsinstrument des guten Benehmens, der *civilité.* Das tat er zunächst mehr individuell denn als Klasse und deshalb – typisch für individuelle Aufsteiger – in einer Art Kraftakt der Überidentifizierung mit den höfischen Gepflogenheiten: sie wurden übertrumpft, zum rigiden Überich erhöht, dem man sich willig unterwarf. Freilich weniger um der höfischen Kultur als um der bürgerlichen Askese willen. Der Kaufmann konkurrierte mit dem Edelmann, das heißt: er setzte seine *Arbeit* gegen dessen Müßiggang, seine *Tugend* gegen dessen Frivolität, seine *Natur* gegen dessen Etikette, schließlich sein gutes *Geld* gegen dessen guten Namen. Aber er tat es im Rahmen des guten Benehmens, das er von jenem gelernt hatte. Verkehrsformen einer reinen Muße- und Konsumtionsschicht werden also von einer produzierenden Schicht angeeignet und umgeformt, die im Begriff steht, zur herrschenden

Klasse zu werden und ihre Normen der ganzen Gesellschaft aufzuprägen. Anpassung nach oben, Kolonisierung nach unten. Als der Bourgeois dann fest im Sattel der guten Sitten saß und nach unten die Nase rümpfte, zog der Kleinbürger nach; und je mehr sich jener bereits in Luxus und Laszivität gefiel, desto höher hielt dieser jetzt Anstand und Sauberkeit, d. h. er rückte die Peinlichkeitsschwelle auf manchen Ebenen wieder ein gutes Stück vor. Grund seines Ekels dürfte in erster Linie die Angst vor denen unter ihm, den Proleten, gewesen sein, von denen er sich in dem Maße durch Tugend, Bildung, Geschmack abzuheben trachtete, wie er ökonomisch zu ihnen abzusinken drohte. So zeigte dann die Kleinbürgerkultur, die noch am Anfang des 19. Jahrhunderts einen eigenständigen und selbstbewußten (biedermeierlichen) Charakter hatte, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zunehmende Verkrümmungen und Verkitschungen, Überich-Schäden, während das Proletariat, für das es kaum Chancen zu individuellem Aufstieg gab, als Klasse viel geschlossener, ungebrochener und »geformter« auftrat, auch mit einem größeren Spielraum für Affektentladungen – jedenfalls bis zum Siegeszug der Arbeiterbildungsvereine, deren Beute die Godesberger SPD endlich in die Scheuern brachte: ein Kolonisierungswerk großen Ausmaßes. In vielen Arbeiterfamilien werden heute zumindest einige der Kleinbürgernormen strenger beachtet als von den alten Kleinbürgern selbst (von den neuen ganz zu schweigen). Warum aber kopieren sie Verhaltenszwänge, die ihr »Klassenfeind« ausgeprägt hat, nachdem er sie *seinem* Klassenfeind abgeschaut hatte?

Wie Elias immer wieder belegen kann, werden die Manieren und Rituale, in denen sich die neuen Peinlichkeitsgefühle institutionalisieren, nie rational und allenfalls im Nachhinein hygienisch begründet. »Das tut man nicht . . . Das schickt sich nicht . . . Das ist nicht fein . . . Du benimmst dich wie . . .« (wie ein Bürger, ein Bauer, ein Provinzler, ein Prolet, ein Gammler, je nachdem). Das gilt noch heute. Die Waschmittelwerbung weiß es. Ihr »weil« ist ein »darum«. Tatsächlich *gibt* es meistens gar keine vernünftige Begründung. Warum ist gerade dies peinlich und nicht jenes? Und *wann* wird etwas peinlich, unschicklich, gemein?

11. Schöne neue Welt

Es begann wohl mit den Tischsitten. Wenn wir heute lesen, was unseren Vorfahren alles ausgetrieben werden mußte, packt uns in der Tat der Ekel. Die Dressur ist also gelungen. Jeder hat seinen Teller und Löffel, weiß mit Messer und Gabel routiniert umzugehen, die Serviette richtig zu benutzen (z. B. nicht hineinzuschneuzen, was längere Zeit empfohlen wurde, um Schlimmeres zu verhindern). Und zu den seltsamen Tabus, die auf dem

Messergebrauch liegen – bei Fisch, Kartoffeln, Klößen, Omelette etc. –, haben wir ein so angstfreies Verhältnis, daß wir sie bereits wieder brechen, sogar das härteste: wir nehmen das Messer ganz gern mal in den Mund; wir nehmen auch schon mal die Finger in den Mund oder essen aus *einem* Napf (unter uns). Der neue Standard heißt Lässigkeit aus Perfektion. Das ists, wie in einem italienischen Roman von 1972 eine Dame aus der Turiner Gesellschaft sinniert, das sind die »wahren Klassenvorurteile«:

»Es war leichter, einen großen Landbesitz unter hungrigen Landarbeitern aufzuteilen – dachte sie großzügig –, oder sein Silberzeug den Leprakranken zu schenken, oder Molotowcocktails gegen den Rolls-Royce eines Vetters aus der Großindustrie zu schleudern, als sich von solchen formalen Kleinigkeiten freizumachen, die so hartnäckig und so unlöslich waren wie Nierensteine. Wären die Revolutionäre nicht von jeher so naiv gewesen, hätten sie sich in ihren politischen Prozessen auf solche Merkmale berufen: ›Er faßt den Löffel nicht wie eine Schaufel an: Siebenundzwanzig Jahre Sibirien!‹ ›Er schneidet ein Omelette nicht mit dem Messer: Tod durch Erschießen.‹ ›Er trinkt den Kaffee, ohne den kleinen Finger zu spreizen: Tod durch Erhängen.‹ Sie hätte jedenfalls gegen Urteile dieser Art nichts einzuwenden gehabt.« (C. Fruttero – F. Lucentini, *Die Sonntagsfrau*, München/Zürich 1974, S. 170)

Über den kleinen Finger gibt es noch (oder wieder) Meinungsverschiedenheiten: manchen gilt sein Abspreizen als affektiert, geschmacklos, neureich, aber es gibt hier keinen Schiedsrichter – außer dem »guten Geschmack«. Auf was er hinausläuft (und was der abgespreizte Finger nur symbolisiert), ist die *Isolierung der Essenden* voneinander.

Die Isolierung der Menschen voneinander – darauf laufen die höfisch-bürgerlichen Sitten insgesamt hinaus. Ob die interpersonelle Distanzhaltung nun Voraussetzung oder Folge ist, sie wird jedenfalls durch diese Sitten institutionalisiert. Ein System von Verhaltensregeln bestimmt den Verkehr der Individuen untereinander. Aus ihnen folgen Verhaltenserwartungen. Luther bei Tisch: »Was rülpset und furzet ihr nit, hat es euch nit geschmakket?« Damit ist es vorbei. Vorbei auch mit dem ungenierten, lustvollen Schmatzen und Schneuzen und Spucken. Erasmus hatte noch empfohlen, Ventum und Sputum nicht zurückzuhalten. Dann rückte die Peinlichkeitsschwelle vor, und man lernte, seine Affekte zu beherrschen. Seinen Wind läßt man nur noch im Freien fahren (soweit man überhaupt noch einen hat), zum Schneuzen benutzt man nach Rockärmel, Tischtuch, Serviette schon längst das private Taschentuch; wenn man ausspuckt, – doch wer außer Seeleuten tut das heute noch? Im 16. Jahrhundert lernte man, nicht auf den Eßtisch zu spucken, im 17., seinen Fuß auf den Auswurf zu stellen, wenn man angesichts einer Respektsperson seinem Bedürfnis nachgegeben hatte; im 18. kam mit dem Spucknapf ein neues Repräsentationsinstrument in Gebrauch, das dann im 19. zum Intimgerät wurde, aber erst Anfang dieses Jahrhunderts in West- und Mitteleuropa endgültig aus Treppenhäusern, Warteräumen, Festsälen verschwand; und heute gibt es kaum mehr das Bedürfnis, zu spucken, nur noch den »natürlichen« Ekel vor dem Rotz und

der Spucke eines anderen. Bei meiner ersten, frühen Lektüre der *Traumdeutung* schockierte mich eigentlich nur *ein* Detail, das Freud bei der Analyse eines seiner Träume ungeniert erwähnt: der Herr Doktor pflegte bei den Morgenbesuchen, die er einer alten Dame abstattete, ins Treppenhaus zu spucken, was die Hausmeisterin ihm verübelte, der er wiederum vorwarf, daß sie keine Spucknäpfe aufstellte (GW Bd. 2/3, S. 245). Die Herren erfinden die Zivilisation, aber die Knechte tragen und wahren sie, zunehmend unterstützt von technischen Apparaturen.

»*Abtritt* (Abort, Appartement, Kommoditee, Klosett, Retirade, Privet), der zur Aufnahme der menschlichen Exkremente bestimmte Raum, soll womöglich warm und so gelegen sein, daß man ihn vom Wohn- und Schlafzimmer erreichen kann, ohne das Freie passieren zu müssen. (. . .) Die Konstruktion des Abtritts hat erst in neuerer Zeit diejenige Beachtung gefunden, welche sie verdient (. . .). Vorteilhaft versieht man das Wasserklosett mit einer Vorrichtung, welche beim Öffnen der Tür des Abtritts in Funktion tritt und den Trichter mit einer bestimmten, von der Willkür des Benutzenden unabhängigen Menge Wasser spült. Man schaltet zu diesem Zweck ein Zwischengefäß in die Wasserleitung ein, welches den durchschnittlichen Bedarf zu einmaliger Spülung enthält . . .« (*Meyers Konversations-Lexikon*, 4. Aufl., 1890, Bd. 1)

Die Verdrängung und Verlagerung von Affekten erfordert auch Aussonderung, Ausscheidung bestimmter Lebensbereiche; das Peinliche wird hinter die Kulissen verlegt. Am deutlichsten ist das bei allem, was mit der Verrichtung der Notdurft zusammenhängt. Hier wurden selbst die Wörter – pinkeln, pissen, seichen, kacken, scheißen usw. – verdrängt (»Hatten Sie Verdauung?« fragt die Schwester im Krankenhaus) und sind erst in den letzten Jahren, in gewissen Milieus, wieder aktiviert worden: die neuerliche Sturzflut von Fäkalausdrücken deutet auf 200 Jahre semantischer Verstopfung. Interessant ist, daß es schon im 16. Jahrhundert als unschicklich galt, einen anderen, zumal einen Höhergestellten zu grüßen, wenn man gerade sein Geschäft verrichtete. (Als ich vor 15 Jahren in einer Rundfunkanstalt arbeitete, bin ich einem höhergestellten Kollegen, der ein paar Zimmer weiter residierte, über ein ganzes Jahr hin ausschließlich in der Herrentoilette begegnet. »Guten Tag.« Er nickte kaum. Beim ersten Zusammentreffen an unverfänglichem Ort trat er strahlend auf mich zu: »Ich glaube, wir sind uns noch nie begegnet, seit Sie hier sind.« Ganz Herr. Aber die Herren sterben aus. Es gibt nur noch den Herrenzwang, in Analogie zum Waschzwang.)

Man ist Mitmensch (Bürger) nur mit einem Teil seiner Person. Der Rest vollzieht sich hinter den Kulissen, und aufgeteilt auf besondere Räume. Zum Beispiel das Schlafzimmer. Die mittelalterlichen Massenbetten, in denen ganze Familien oder Reisegesellschaften lagerten; der bis ins 16. Jahrhundert hinein alltägliche Anblick der Nacktheit nicht nur im Haus, sondern auch im öffentlichen Bad und auf dem Weg dorthin; die bis zur Revolutionszeit verbreitete Sitte, während der morgendlichen Toilette zu

empfangen –: seit dem 19. Jahrhundert ist das Schlafzimmer (samt den ihm angegliederten Cabinetts) Intimbereich. In der guten Gesellschaft geht man nicht einmal schlafen, man »zieht sich zurück«. Der bürgerliche Bewegungsraum wird enger, weil immer mehr Sonderräume abgespalten werden: Küche, Toilette, Schlafzimmer, Kinderzimmer . . . jedes hat seine besondere Funktion, für jedes gibt es besondere Zuständigkeiten, für einige auch besondere Tageszeiten. Das Schlafen geschieht ausschließlich nachts. Sex geschieht vor dem Einschlafen, und im Dunkeln. (Noch vor wenigen Jahren war in dem Fragebogen, den ein sexologisches Institut an Studenten verschickte, um ihre sexuellen Gewohnheiten – z. B. bei welcher Beleuchtung – zu ermitteln, die Möglichkeit, daß man bei Tageslicht vögelt, nicht einmal vorgesehen.) Das Waschen und Baden hat morgens und abends zu geschehen. Zu Stuhle gehen soll man jeden Tag zur selben Stunde. Wer das nicht schaffe, erklärte unlängst ein Psychoanalytiker, bringe es auch nicht zur Ich-Stärke. Kürzer läßt sich der Wahnsinn, der unser Alltag ist, kaum formulieren. Aus dem Stuhlgang erwächst der (anale) Charakter, aus der Hygiene die (anale) Moral.

12. Lenor-Gewissen

Es ist nicht etwa so, daß einer eine *Gewohnheit* hat, wenn er täglich zur selben Zeit scheißt, sich morgens und abends die Zähne putzt, beim Gähnen die Hand vor den Mund hält, zum Nasenschneuzen das Taschentuch nimmt, ohne nachher draufzusehen, usw.; vielmehr hat einer, der das eine oder andere davon *nicht* tut, eine Gewohnheit (und zwar eine schlechte), so wie wenn er »immer« in der Nase bohrt oder bei Konzerten mitsummt oder die Kinder verprügelt, sobald ihm das Fernsehprogramm nicht paßt. Wurden bis ins 18. Jahrhundert hinein solche Gewohnheiten noch in Beziehung zu anderen Menschen beurteilt und, wenn sie diesen lästig oder peinlich sein könnten, untersagt, so werden seit der Etablierung der bürgerlichen Herrschaft und Moral die Gewohnheiten als solche verworfen.

»Auf diese Weise werden die gesellschaftlich unerwünschten Triebäußerungen oder Neigungen radikaler verdrängt. Sie werden für den Menschen mit Peinlichkeit, Angst, Scham- oder Schuldgefühlen belegt, auch für den Fall, daß er allein ist. Vieles von dem, was wir ›Moral‹ oder ›moralische Gründe‹ nennen, hat als Konditionierungsmittel der Kinder auf einem bestimmten gesellschaftlichen Standard die gleiche Funktion wie die ›Hygiene‹ und die ›hygienischen Gründe‹: Die Modellierung durch solche Mittel ist darauf abgestellt, das gesellschaftlich erwünschte Verhalten zu einem Automatismus zu machen und es im Bewußtsein des Einzelnen als von ihm selbst, aus eigenem Antrieb (. . .) so gewolltes Verhalten in Erscheinung treten zu lassen.« (Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation*, Bd. I, S. 204)

Die wichtigste »Produktionsstätte des Triebverzichts« ist die bürgerliche Familie. Wir kennen ihre Funktion, besonders hinsichtlich der »Aufzucht«,

der primären Sozialisation. Vordem war das Maß an Triebverhaltung und -regelung, das die Erwachsenen voneinander erwarteten, kaum größer als das den Kindern auferlegte, die Distanz zwischen Erwachsenen und Kindern also gering. Die Kinder wuchsen einfach inmitten der Erwachsenen heran, im Rahmen eines größeren Familienverbandes, und noch in der frühbürgerlichen Zeit nahmen sie unmittelbar am Arbeits- und Lebenszusammenhang der Eltern teil. Erst als diese selbst »erwachsen« geworden waren im Sinne der bürgerlichen Triebkontrolle und Selbstbeherrschung (und sich nur noch im Intimbereich ein »infantiles Residuum« leisteten), wurde der Abstand zwischen ihrem Verhalten und dem der Kinder auffällig und durch die Institution »Kindheit« sanktioniert. In diesem Pferch soll das Kind ganz Kind sein (»später, wenn du mal groß bist . . .«) und zugleich (»du bist doch jetzt schon groß genug . . .«) in wenigen Jahren den vorgerückten Stand der Peinlichkeitsgefühle und Selbstkontrollen erreichen, die sich soziogenetisch in Jahrhunderten herausgebildet haben.

Nehmen wir die Reinlichkeitsdressur in der Beurteilung derer, die sie erfuhren:

». . . Sauberkeit ist nichts Angeborenes, sondern etwas, was man lernt und was einem anerzogen wird . . .«

». . . wenn ein Kind in der Wüste aufwachsen würde und von gar nichts anderem hören würde, hätte es von Sauberkeit wenig Ahnung, aber da wir ja zivilisiert aufwachsen und von moderner Kultur etwas zu spüren bekommen, werden wir das für notwendig ansehen . . .«

». . . ein Säugling ist von Anfang an nicht sauber, wenn ein Kind in die Windeln macht, und die Mutter achtet gar nicht drauf, denkt das Kind, da kann es gleich nochmal was drauf machen . . .«

». . . Sauberkeit ist eine Erziehungsfrage, das gibt einem die Mutter mit . . .«

». . . ein Baby, das ständig gebadet wird, gewöhnt sich langsam daran . . . es geht dann dem Kind in Fleisch und Blut über . . .«

». . . von klein auf soll ein Kind bereits zur Sauberkeit herangezogen werden . . . wenn das Kind das dann gewohnt ist, kann es praktisch gar nicht anders . . . «

». . . als Kind ist man halt nicht sauber und muß mit Gewalt dazu gezwungen werden . . .«

». . . da hilft nur eine scharfe Dressur mit Zwang . . .«

». . . regelmäßig die Zeiten des Stuhlganges abpassen und durch Druck und Regelmäßigkeit das Kind an die Zeit gewöhnen . . .«

». . . halte Sauberkeit für die erste Bürgerpflicht; man sollte sauber sein, um sich wohlzufühlen, um bei anderen nicht anzuecken . . .«

(Zitate aus einer empirischen Untersuchung, in: Reinhold Bergler, *Sauberkeit. Norm – Verhalten – Persönlichkeit*, Bern/Stuttgart/Wien 1974, S. 213, 214, 222)

55 Prozent unserer befragten Mitbürger beurteilen ihr Sauberkeitsverhalten in der eigenen Kindheit negativ. Aber mit dem Erfolg der Dressur sind sie alle zufrieden. Wieviel sie sich wirklich waschen, wovon sie phantasieren, ist eine andere Frage; doch Lust am »Schmutz« würde heute kaum einer offen zugeben.

»Die Gesellschaft beginnt [im 18. Jahrhundert] an bestimmten Funktionen die positive Lustkomponente durch die Erzeugung von Angst allmählich immer stärker zu unterdrücken

oder, genauer gesagt, zu ›privatisieren‹, nämlich ins ›Innere‹ des Einzelnen, in die ›Heimlichkeit‹ abzudrängen, und die negativ geladenen Affekte, Unlust, Abscheu, Peinlichkeit allein als die gesellschaftlichen Empfindungen in der Konditionierung herauszuarbeiten.« (Elias, Bd. I, S. 195)

Die Ausrichtung der Zivilisationsbewegung auf eine immer stärkere und vollkommenere Intimisierung aller körperlichen Funktionen, auf ihre Einklammerung in bestimmten Enklaven, ihre Verlegung ›hinter verschlossene Türen‹ hat Konsequenzen (. . .): die eigentümliche Gespaltenheit des Menschen, die sich um so stärker abzeichnet, je entschiedener der Schnitt zwischen den Seiten des menschlichen Lebens wird, die öffentlich, nämlich im gesellschaftlichen Verkehr der Menschen sichtbar werden dürfen, und jenen, die es nicht dürfen, die ›intim‹ oder ›geheim‹ bleiben müssen.« (Elias, Bd. I, S. 261)

Nur durch strenge Ritualisierung, so scheint es, kann das, was hinter verschlossene Türen verlegt worden ist, noch in den privaten Alltag integriert werden: pünktliche Mahlzeiten und Waschungen, regelmäßige Entleerung und Begattung, allmorgendliches Lüften des Bettzeugs, worüber die Nachbarn wachen, und einmal in der Woche hängt die Weißwäsche an der Leine . . . Der Alltag leistet so die Vermittlung zwischen der »öffentlichen« und der »geheimen« Seite des bürgerlichen Lebens.

13. Berühren verboten!

»Die Kinder lieben es, an die Kleider und nach allem, was ihnen gefällt, mit den Händen zu greifen. Man muß diese Gier korrigieren und sie lehren, das, was sie sehen, lediglich mit den Augen zu berühren.«

Diese Konditionierungsregel aus einem französischen Anstandsbuch von 1774 (zitiert bei Elias, Bd. II, S. 280) brauchte heute gar nicht mehr ausgesprochen zu werden. Es ist selbstverständlich geworden, Kindern ihre Greiflust auszutreiben, bevor sie sich befriedigt: zuerst bei Fäkalien, dann bei anderem »bäbä«, bei vielen Speisen, bei fremder Leute Kleidern, schließlich bei Mammi und Pappi selbst: »Rühr mich nicht dauernd an!« Gegen das Angerührtwerden ist man empfindlich, folglich auch gegen das Anrühren. Ein Händedruck, vielleicht eine flüchtige Umarmung – viel mehr erlaubt der bürgerliche Verkehr außerhalb der Intimsphäre nicht. Hier setzt allerdings eine Wandlung ein: ein Zivilisationsrückschritt, falls die Vertreibung der Greiflust die Voraussetzung dafür ist, daß sich unsere Sensibilität für Augenweide und Ohrenschmaus so stark entwickelt hat. Gewiß, wir nehmen die Welt, die anderen primär durch Augen und Ohren wahr, also auf Distanz, nicht durch Schmecken, Riechen, Tasten. Aber das ist wohl mehr ein Zivilisationsdefizit als ein Gewinn. Im übrigen ist die Verkümmerung von taktilem Sinn und taktiler Lust keineswegs allgemein. Allgemein ist dagegen die (oft allergische) Abneigung, bestimmte Dinge anzufassen, jedoch mit großen individuellen Unterschieden: Schlüpfriges –

Kratziges, Totes – Lebendiges, Spinnen – Vögel, junge Haut – alte Haut, weibliche Haut – männliche Haut . . . Noch allgemeiner ist die (oft automatische) Bereitschaft, anderer Leute Sachen *nicht* anzufassen, die bis zum Ekel gehen kann, wenn es sich um körpernahe Dinge handelt. Und am allgemeinsten ist die (oft panische) Abwehrhaltung gegen zu enge Berührung mit Fremden. Selbst in der Familie findet der stärkste körperliche Kontakt zwischen Eltern und Kindern nach der Säuglingszeit beim Reinigen und Züchtigen statt: letztes privates Refugium der physischen Gewalt gegen Menschen seit ihrer Monopolisierung durch den Staat, die mit dafür verantwortlich ist, daß die Menschen sich kaum noch zu berühren wagen. Manchmal brennt dann freilich die Sicherung durch: man holt zum Schlag aus, nicht zur Zärtlichkeit.

»Die Monopolisierung der körperlichen Gewalt, die Konzentrierung der Waffen und der Bewaffneten in einer Hand macht die Gewaltausübung mehr oder weniger berechenbar und zwingt die waffenlosen Menschen in den befriedeten Räumen zu einer Zurückhaltung durch die eigene Voraussicht oder Überlegung; sie zwingt diese Menschen, mit einem Wort, in geringerem oder höherem Maße zur Selbstbeherrschung.
(. . .) Der Kontroll- und Überwachungsapparatur in der Gesellschaft entspricht die Kontrollapparatur, die sich im Seelenhaushalt des Individuums herausbildet. (. . .) Wozu nun der Einzelne gedrängt wird, ist eine Umformung des ganzen Seelenhaushalts im Sinne einer kontinuierlichen, gleichmäßigen Regelung seines Trieblebens und seines Verhaltens nach allen Seiten hin.« (Elias, Bd. II, S. 326–328)

Man geht auf Distanz. Man belauert sich, mißt sich mit Blicken, sucht Blößen. In dieselbe Richtung wirken andere Zwänge, vor allem die wirtschaftlichen, die übrigens durch die größere Sicherheit im sozialen, die größere Selbstbeherrschung im privaten Bereich erst möglich werden: sie »zwingen zu einer unaufhörlichen Rück- und Voraussicht über den Augenblick hinaus, entsprechend den längeren und differenzierteren Ketten, in die jede Handlung sich nun automatisch verflicht« (Elias, Bd. II, S. 328). Hier wäre Elias' Analyse durch die Marxsche zu untermauern und zu ergänzen. Gleichwohl bleibt festzuhalten, daß die Verkehrsformen der isolierten, gegeneinander gleich-gültigen und doch – durch den Markt – aufeinander bezogenen, voneinander abhängigen Wirtschaftssubjekte des frühen Kapitalismus in ihren Grundzügen bereits ausgebildet waren, als es den Markt erst in Ansätzen gab. Vielleicht erklärt das die schnelle Ausbreitung der kapitalistischen Gesellschaftsformation über Europa und auch die Verzögerung in jenen Ländern, wo es keine Zentralisierung der staatlichen Gewalt, kein so »fortschrittliches« höfisches Leben gab. Die kapitalistischen Produktionsverhältnisse sorgten dafür, daß die höfische Etikette, vielfach modifiziert, zum allgemeinen gesellschaftlichen Überbau und Überich wurde, die heute – imperialistisch – fast die ganze Welt umspannen. Selbst die sozialistischen Länder (von China vielleicht abgesehen) tragen das Alltagsmal dieser Sitten.

»Das Leben wird in gewissem Sinne gefahrloser, aber auch affekt- und lustloser, mindestens, was die unmittelbare Äußerung des Lustverlangens angeht; und man schafft sich für das, was im Alltag fehlt, im Traum, in Büchern und Bildern einen Ersatz. (. . .) Aber der Kriegsschauplatz wird zugleich in gewissem Sinne nach innen verlegt. Ein Teil der Spannungen und Leidenschaften, die ehemals unmittelbar im Kampf zwischen Mensch und Mensch zum Austrag kamen, muß nun der Mensch in sich selbst bewältigen. (. . .)
Durch die Interdependenz größerer Menschengruppen voneinander und durch die Aussonderung der physischen Gewalttat innerhalb ihrer stellt sich eine Gesellschaftsapparatur her, in der sich dauernd die Zwänge der Menschen aufeinander in Selbstzwänge umsetzen; diese Selbstzwänge (. . .) haben teils die Gestalt einer bewußten Selbstbeherrschung, teils die Form automatisch funktionierender Gewohnheiten . . .« (Elias, Bd. II, S. 330 f.)

14. Mäander

Meine erste Alltagserfahrung hatte ich mit drei oder vier Jahren. Ich saß im WC auf dem Topf (natürlich nicht einmal, sondern immer wieder, aber es war immer wieder das gleiche, darauf kommt es an) und sinnierte über die Unendlichkeit von Raum und Zeit. Dieser Begriff stand mir natürlich noch nicht zur Verfügung, ich dachte eher im Rahmen von »und dann? und dann?« (was ist hinter dem lieben Gott, was war vor der Welt usw.) und geriet in einen Taumel. Die üblichen Antworten der Erwachsenen – immer, ewig, endlos, nichts – waren völlig unbefriedigend. Gerade das »große Geschäft«, das ich da täglich verrichtete, zeigte mir, daß es zu allem ein Vorher und ein Nachher, ein Drüber und ein Drunter gab, und diese Einsicht verband sich mir unauslöschlich mit dem Muster, das auf der obersten Reihe der Wandkacheln, etwa in Meterhöhe, umlief: Mäander. Auch hier ging alles immer weiter, aber nicht so verwirrend unstrukturiert wie im endlosen Raum, der ewigen Zeit, sondern der Fortgang war geprägt durch Wiederkehr des Gleichen. Ich folgte dem Muster täglich neu mit den Augen, mit dem Finger, mit dem Sinn: Alltag.
Der bürgerliche Alltag ist strukturierte Unendlichkeit. Das gilt, wie für die Zeit, so für den Raum: ein Rahmen im anderen. Das Haus, in dem ich aufwuchs, war ein Musterbeispiel dafür. Zur Straße die Schauseite, eine wohlgegliederte Fassade, die anderen Seiten mit wildem Wein bewachsen und von einem in buntem geometrischen Muster gepflasterten Hof umfaßt, den ein eisernes Gitter von dem symmetrisch angelegten Garten trennte, den endlich eine efeubewachsene Steinmauer umschloß. Im Inneren des Hauses wiederum ein System von Rahmen. Wenn man durch die Wohnungstür trat: zunächst der riesige Flur, von dem, üppig gerahmt, die Türen in die einzelnen Zimmer führten, die wichtigste gegenüber dem Eingang, sie leitete ins Wohnzimmer. Hier Flügeltüren rechts und links, nach der Straße hohe Fenster, von Portieren umrahmt, die wiederum der großen Wanduhr ihren Rahmen gaben, dem heimlichen, aufdringlichen Mittelpunkt des

Raums. Der gemusterte Parkettboden war seinerseits ein großer Rahmen für das Mobiliar, das auf ihm stand, und ebenso der Plafond mit seinen Stukkaturen, die sich zu einer Gipsrosette verdichteten, aus deren Kelch die Lampe hing. Und so weiter, über die großgemusterten Jugendstiltapeten bis zu den geschnitzten Foto-Rahmen auf der Kommode: Großpapa und Großmama, die in größerem Format schon an der Wand hingen. Imponierende Kleinbürgerlichkeit. Alles kehrte wieder, alles war umrahmt, alles korrespondierte miteinander.
Wie im Raum, so in der Zeit: Jede Woche kam sechsmal der Milchmann, dreimal die Gemüsefrau, zweimal der Eiermann, einmal der Eismann. Am Montag war große Wäsche, am Mittwoch kam die Näherin, am Samstag gabs großen Hausputz und abends großes Baden: sonntags mußte alles glänzen. Am Sonntag wurde auch festlicher gegessen, man trug Sonntagskleider, die nicht schmutzig werden durften, mußte darum langweilige Sonntagsspiele machen und überhaupt viel artiger sein. Ich glaube wirklich, die Zivilisation zog über den Sonntag in den Werktag ein. Am Sonntag setzte der Bürger die Peinlichkeitsschwelle anders an als sonst, war peinlicher auf Sauberkeit, Tischsitten und gutes Benehmen bedacht. So wurde der Sonntag zu einer Art *Zenith* des wöchentlichen Alltags, nicht zu seinem Gegensatz. Den repräsentiert eher das Sensationelle, das Außergewöhnliche, das Einmalige.

15. Kehraus

Lessing hatte das Alltägliche noch als das *Natürliche* bezeichnet und ihm das Ungewöhnliche entgegengestellt. Knapp hundert Jahre später, der Alltag war alltäglicher geworden, kam der Hegel-Schüler Rosenkranz zu einer anderen Entgegensetzung: hier die Langeweile unseres empirischen Daseins, dort Personen und Taten, die eine »von der Idee affirmativ getragene Einzigkeit ausdrücken«.

»Das Gewöhnliche, Alltägliche wird durch seinen Mangel an Unterscheidung nichtssagend, langweilig, gemein und geht damit in die Häßlichkeit über. (. . .) Nicht das Schöne wird unschön, das ist unmöglich, aber die Häufigkeit der Wiederholung, die Breite einer massenhaften Existenz, läßt es gleichgültig werden, weil ein anderes Exemplar als eine bloße Tautologie ohne den Rang der Neuheit ist.«
»(Deshalb ist) eine nur zu getreue Abschilderung der Köchinnen, Obstverkäuferinnen, Schulbuben, Strümpfe stopfenden Mütter, Stiefel flickenden Schuster, im Schlafrock meditierenden Pastoren, in Kneipen herumlungernden Müßiggänger usw. ohne die geringste ideale Verklärung.«
(Karl Rosenkranz, *Ästhetik des Häßlichen*, 1853, Reprint Stuttgart 1968, S. 202, 211)

Ideale Verklärung – sie gilt heute als Kompensation für Triebverzicht, aber ist sie nicht deren Produkt? Was aus dem alltäglichen Verkehr ausge-

schlossen werden muß und nicht hinter verschlossene Türen verlegt werden kann, ist nicht einfach »weg«, sondern west als Potenz weiter, in der Bereitschaft und Neigung, sich in der Vorstellung, im Abbild, in der Repräsentation an dem Anderen zu weiden. Man »identifiziert« sich mit dem Anderen, sowohl dem guten (z. B. dem Herrscherhaus) wie dem bösen (z. B. einem Erdbeben oder Gemetzel), freilich nur, solange man in seinem Alltag nicht davon beeinträchtigt wird. Natürliche, geschichtliche, soziale Katastrophen, deren Opfer man wird, zerschneiden den Alltag, für manchen endgültig. Dennoch siegt letztlich der Alltag. Persönliche Unglücksfälle stellen das Muster: nach einem schmerzlichen Verlust rauft man sich die Haare, aber man putzt sich die Zähne, wie sonst. Das erstere geschieht spontan, das letztere automatisch: »man« tut es, und wenn einer es nicht tut, aus seinem Alltag herausfällt, wird er schon zum *Fall*: »Reiß dich zusammen, oder . . .« Kriege könnten gar nicht stattfinden, wenn es diesen Automatismus nicht gäbe, der es den Betroffenen ermöglicht, sich noch so extremen Situationen anzupassen, d. h. ihnen einen Alltag aufzuprägen (abzulisten).

»Man« – das ist der Alltag – *identifiziert* sich mit dem Anderen, sofern das Andere den Alltag *repräsentiert* und damit *definiert*. Zur Institution geworden ist solche Repräsentation in den bürgerlichen Festen. Ihr zeremonieller, die höfische Etikette fast parodierender Charakter zeigt es schon: sie heben den Alltag nicht auf, sie überhöhen und definieren ihn, und zwar von zwei Seiten her, der öffentlichen und der privaten, zwischen denen der Alltag, wie gesagt, vermittelt. Öffentliche und halböffentliche Feste – wie Ostern oder Fronleichnam, Fasching, Kaisers Geburtstag, Kirchweih, Schützenfest, Betriebsfest – kehren jährlich wieder, gliedern also die Folge der Alltage und bestätigen zugleich Gruppenidentitäten: konfessionelle, nationale, lokale, ständische usw. Ähnlich definieren auch die jährlich wiederkehrenden Familienfeste – vor allem Geburtstage – Identitäten, aber private. Von größerer definitorischer Bedeutung sind die unregelmäßigen, an den individuellen Lebenszyklus gebundenen Feste, durch die ein neuer sozialer Status sanktioniert wird – Kindstaufe, Konfirmation, Hochzeit (Beförderung, Ehrung, Jubiläum), Bestattung – unter Anteilnahme der Öffentlichkeit (aber nicht unbedingt des Betroffenen). Die Tendenz geht hier (außer in sehr kleinen Gemeinden) deutlich in Richtung der Privatisierung, wie auch die öffentlichen Feste, vor allem die kirchlichen und nationalen (deren Zahl zugunsten der privaten beträchtlich geschrumpft ist), heute kaum mehr sind als öffentliche Anlässe für private Vergnügungen. (Siehe dazu auch den Aufsatz von Lienhard Wawrzyn, unten S. 117.)

Dem heutigen Alltag fehlt damit ein wichtiges Element: seine Überhöhung, seine Gliederung, seine Definition. Er wird plan und unstrukturiert. Andererseits aber wird die »Festlichkeit« aus den bürgerlichen Banden entlassen,

freigegeben an subkulturelle Initiativen, und gewinnt damit gefährliche Sprengkraft. Die wahren Feste der letzten Jahre erwuchsen aus Rock- und Pop-Festivals (Woodstock), aus politischen Demonstrationen und Revolten (Pariser Mai 68) oder aus ganz zufälligen Ereignissen wie dem Brand eines noch unfertigen Bank-Hochhauses in Frankfurt vor zwei Jahren: man (wirklich »man«) berauschte und wärmte sich bis zum Morgen (»legt nach!«) an diesem lustvollen Schauspiel.

III. Legt nach!

> Bild: Kosmonaut in Uniform, Hausfrau in Blümchenkleid, sich umarmend. Ton: »Nach mehr als 168 Stunden im Weltraum sind Leonow und Kubasow wieder mit ihren Familien vereint.« (ARD-Tagesschau, 21. 7. 1975)

16. Raumordnung

Was sich schickt, schickt sich erst seit etwa 150 Jahren intransitiv, also schlechthin. Früher wurde der Ausdruck transitiv gebraucht (oder sein transitiver Charakter schwang zumindest mit): X schickt sich (nicht) *zu* Y oder *für* Z; d. h. dieses und jenes paßt (nicht) zusammen. Es ging um die richtige Zuordnung von Dingen zu Dingen, von Verhaltensweisen zu Personen oder Situationen. Schmutz (Fehlverhalten) war nicht Schmutz (Fehlverhalten) *schlechthin*, sondern *relativ* zu diesem oder jenem. Aber das Relative hat sich in dem Maße verabsolutiert, wie es unsere ganze Welt ausfüllt. Trotz ständiger Verschiebungen und beträchtlicher Toleranzen: wir wissen jeweils, was wozu paßt und wozu nicht. Die Faust paßt halt nicht aufs Auge, der Elefant nicht in den Porzellanladen, der Orden nicht aufs Nachthemd, der Grauschleier nicht auf die Weißwäsche; Männer tragen keine Röcke; in der Öffentlichkeit onaniert man nicht; die Ziege nimmt man nicht mit ins Bett (eher liegt man bei ihr im Stall). Undsoweiter. Für kleine individuelle Abweichungen von dieser Generallinie bleibt Raum genug, sie machen unser Zusammenleben so spannungsreich (man denke nur an den Geschlechterkampf, der an der Zahnpastatube ausgetragen wird). Aber es gibt neuerdings auch gruppen- und generationsspezifische Abweichungen von dieser Generallinie, die manchen schon befürchten lassen, die ganze Linie könnte zusammenbrechen. Keine Sorge: unser alltäglicher Anstand hat schon so manchem Einbruch standgehalten. Es gibt schließlich Grenzen, die kennen und respektieren wir, als läge ein magischer Bann darüber. So könnte ein Ethnograph eines anderen Planeten, wenn er von den Ritualen der Erdbewohner berichtet,

»... den abergläubischen Schrecken beschreiben, der die Autofahrer daran hindert, die symbolische Grenze zu überfahren, die lediglich durch einen weißen Streifen auf der Landstra-

ße markiert ist, und sie nicht einmal ein klein wenig zu berühren; schaudernd würde er von den Strafen berichten, welche den Schändern in Form von Zusammenstößen mit einem anderen Fahrzeug drohen . . .« (Claude Lévi-Strauss, *Mythologica IV*, Frankfurt 1975, S. 786)

17. Alltäglicher Voyeur

Straßencafé. Neben mir Gäste, vor mir Passanten. Es scheint zwei Sorten von Menschen zu geben, oder besser: zwei menschliche Zustände, Befindlichkeiten. Die einen wirken steinern, ob sie sitzen oder gehen, ihre Gestik und Mimik ist wie eingefroren; bei den anderen bewegen sich die Hände, die Schultern, der Kopf, und am meisten passiert im Gesicht, wo hundert Muskeln spielen . . . Natürlich (natürlich?): die einen sind allein, solitär, auch wenn sie am selben Tisch sitzen, die anderen sind in Gesellschaft, zu zweit, zu dritt, zu viert; selten umfaßt die face-en-face-Kommunikation eine größere Zahl, ohne daß mindestens einer – ostentativ oder gleichgültig – auf Distanz geht, zum Solitär wird, was auch schon in einer Dreiergruppe geschehen kann, kaum aber bei einem Paar, es sei denn bei beiden zugleich. Interaktion ist komplementär, die dazugehörige Gestik und Mimik ebenfalls. Manchmal durchzuckt es förmlich einen Einzelgänger auf der Straße – das Gesicht »öffnet« sich, ein Arm hebt sich, und ein paar Meter weiter oder auf der anderen Straßenseite »antwortet« die entsprechende Geste: Begrüßung. Wenn diese Antwort ausbleibt, weil der andere nichts gemerkt hat oder ein Fremder war, »verschließt« sich das Gesicht wieder, der erhobene Arm fällt zurück, vielleicht wird der Fall unterwegs gebremst, die Hand kratzt kurz am Ohr, betont gleichgültig: Annulierung einer verkehrten (weil solitär bleibenden, »ins Leere gehenden«) Geste. Andererseits *muß* man zurückwinken, wenn man sieht, daß der andere sieht, daß man ihn winken sieht; sonst verletzt man eine Regel.

Plötzlich beginnt ein Passant zu rennen (anstatt sich normal, d. h. im Toleranzbereich zwischen Trödeln und Hasten zu bewegen). Man schaut unwillkürlich hin: aha, die Straßenbahn kommt, ob er sie noch kriegt? Wenn nicht, wird der Läufer eine gestische »Wiedergutmachungsleistung« erbringen (Achselzucken oder gespielte Verzweiflung) – das Laufen war umsonst, also unpassend. Auch in solchen Fällen kann man von Komplementarität sprechen. Der übliche Ausdruck ist Motivation, aber Motive (z. B. zum Laufen) gibt es Tausende – nur ganz wenige davon gelten als vernünftig, d. h. als sozial akzeptabel. Auf der Straße *wird* nicht gerannt, es wird auch nicht gestanden, es sei denn im Gespräch mit einem anderen. Aber wie viele Motive könnte einer haben, einfach nur dazustehen, an einer Ecke, auf einem Platz (vom Sitzen oder Liegen ganz zu schweigen), anstatt, wozu er vielleicht keinerlei Anlaß sieht, dahin oder dorthin zu gehen!

Nichts da, zum Stehen braucht man eine Lizenz. »Junger Mann mit Blumenstrauß unter der Normaluhr« wäre eine, aber die kommt außer Mode. Man darf auch, muß sogar an der Haltestelle stehen (nervöses Hin- und Herlaufen ist fehl am Platz), oder vor einer Litfaßsäule, einem Schaufenster, einem Telephonhäuschen; also tut man gut daran, sich an den entsprechenden Orten zu plazieren, wenn man unauffällig stehen will (vielleicht in Erwartung einer Unbekannten, die hier wohnen muß). Man beachte aber, daß es Warte-Toleranzen gibt, je nach Warte-Situation; sie zu überschreiten ist unvernünftig, man könnte irgendeinem Anwohner auffallen, sich verdächtig machen. In unserem öffentlichen Verkehr herrscht der totale Verdacht, aber wir beherrschen ihn.

Manchmal sieht man auch einen, der plötzlich im Gehen innehält, vorsorglich Nachdenken oder Verwirrung in sein Gesicht legt (der Griff mit der Hand zur Stirn wirkt dabei sehr überzeugend), vielleicht in den Taschen zu kramen beginnt – gleich wird er mit erleichtertem (entschuldigendem) Lächeln weitergehen, oder er wird (in der Regel nach ein paar zögernden Schritten vorwärts und neuerlichem Anhalten, Überlegen, Suchen) kopfschüttelnd (reuevoll) kehrtmachen. Ein so feiner Mensch!

Relativ leicht hat es der Hundehalter, der »darf« fast überall – stehen, pfeifen, anbändeln und Ärgeres. Vielleicht erklärt sich aus diesen Sonder-Verkehrslizenzen die deutsche Hundeliebe. Der Hund wird zum Komplementär.

Es gibt jedoch Umstände, wo das öffentlich akzeptierte Ausnahmeverhalten zum Normalverhalten wird, von welchem abzuweichen wiederum einer Lizenz bedarf. Ein ernsterer Verkehrsunfall in der Innenstadt: wenige Sekunden später hat sich eine Menschentraube um den Tatort versammelt, man steht herum, redet gestikulierend aufeinander ein: die Schuldfrage wird gelöst. Auf Steinwurfweite gibt es kaum noch jemand, der unbekümmert vor sich hingeht, und selbst wer nicht zur Traube strebt, beginnt doch zu eilen: ich bin pressiert, kann mich nicht kümmern. Noch im Vorbeigehen verrenkt man den Kopf; wer es nicht tut, nicht einmal krampfhaft in eine andere Richtung blickt, als suche er dort etwas, sondern ganz normal vor sich hin guckt – der kann nicht ganz normal sein (und fühlt sich selbst nicht normal).

Für öffentliche Ausnahme-Kommunikation, wie sie bei Verkehrsunfällen, Feuersbrünsten, allgemeinen Fahrverboten (wie während der Ölkrise), also bei nicht-alltäglichen Ereignissen entsteht, gibt es andererseits auch institutionalisierte Anlässe, Zeiten und Orte, vor allem Volksfeste und Jahrmärkte, Paraden und Demonstrationen. Da geht man schon mit der Erwartung hin, sich anders zu verhalten, anders zu sein als sonst. Und eine Art Dauerinstitution des Anders-sein-Dürfens ist der Bahnhof. Für Millionen zwar ist er längst zu einem banalen Bestandteil ihres Alltags geworden, aber

er hat immer noch (und hat in den großen Städten dank den Emigranten, die sich dort wie auf einer südeuropäischen Piazza treffen, neuerdings erst recht) etwas Hoch-Kommunikatives: das Hasten und Warten, das Winken und sich Umarmen, bis hin zu offenen Ausbrüchen von Trennungsschmerz und Wiedersehensfreude, steckt auch den Einzelreisenden an. Hier sind die Verhaltensmuster anders als anderswo, hier erfüllt man gleichsam ein Soll an Spontaneität.

18. Scherbenhaufen

Wieviel von dem allen ist nur Theater? Im Grunde wohl sehr wenig. Das funktioniert fast automatisch. Gleichwohl können einige dieser Verkehrstechniken bewußt eingesetzt werden, um »verkehrswidriges« Verhalten zu kaschieren. Ich spreche natürlich von den großen Städten, wo für individuelle Selbstdarstellungen (»Originale«) kein sozialer Rahmen zur Verfügung steht (außer vielleicht in dem eigenen engeren Viertel). In Kleinstädten und Dörfern, soweit sie noch traditionale, gleichsam frühkapitalistische Strukturen zeigen, sind die Verkehrsformen personalisierter, die (freundlichen und feindlichen) Kontakte dichter (siehe *Kursbuch 39*, Provinz, bes. S. 10 ff., 49 ff. und 155 ff.). Das »Benimm dich doch! Was sollen denn die Leute denken« hat hier noch weit mehr sozialen Sinn als angesichts der Vielzahl anonymer Großstadtpassanten, über deren Denken sich sicher keiner viel Gedanken machen wird. Warum funktioniert der Verhaltenszwang dennoch? Warum legt man Wert darauf, sich so zu verhalten wie die anderen, und nimmt Anstoß, wenn einer sich anders verhält als man selbst? Darauf gibt es bekanntlich viele gescheite Antworten. Ich meine aber, schon die Fragestellung ist falsch. Sie sitzt der Personifizierungsregel auf. Die Anonymität des Großstadtbewohners (außerhalb seines persönlichen Kommunikationskreises) ist ganz einfach ein Faktum, und aus ihm folgt die gegenseitige Gleichgültigkeit, nicht umgekehrt. Die Gleichgültigkeit ist doppelköpfig: Man kümmert sich nicht um die anderen, lebt wie unter Fremden, will ihnen nicht auffallen (hier spielen mancherlei Ängste mit) – aber nur, insofern noch provinzielle, auf persönliche Beziehungen zugeschnittene Verhaltensmuster nachwirken. Je mehr sie verblassen, je gleichgültiger man einander wird, desto geringer der Anpassungsdrang, das Sich-verstecken-Wollen. Man ist dann Fremder unter Fremden und kann mit ihnen angstfrei verkehren, so man will. Was in den Vor- und Schlafstädten noch undenkbar ist, weil man sich hier Identifikationen, ja Obligationen einhandeln könnte, greift in den Stadtkernen seit einiger Zeit um sich: Penner, Gammler, Hippies, mancherlei Musikanten, Pflastermaler, Straßenhändler, Plakatträger usw.; man hockt auf Freitreppen, lagert in Anla-

gen, steigt in Brunnen, wird ohne Umstände angesprochen, angerührt, angepumpt, aber das hat keine Folgen, braucht keine zu haben . . . und die Zahl der Sonderlinge wächst, sie stellen sich zur Schau. Der Spielraum des sanktionsfreien Verhaltens expandiert, man verhält sich in diesem Milieu weniger verklemmt, weniger maskiert als in seinem stillen Wohnquartier.
Doch das sind allenfalls Ansätze neuer Verkehrsformen, nicht schon solche eines neuen Alltags. In der Mehrzahl sind noch die anderen, denn noch überwiegt die provinzielle Sozialisation, die kleinbürgerliche, ödipale, anale Beziehungsdisposition. Dieses »noch« impliziert eine Hypothese. Gestützt wird sie durch auffällige Verschiebungen in den Formen psychischer Schäden, die immer ein guter Hinweis auf das »Normale« sind. Die bürgerlich sozialisierten Individuen lebten in klar gegeneinander abgegrenzten Gruppen (vor allem der Kleinfamilie), in denen sie stark aufeinander bezogen waren: emotional, nicht affektiv. Das bedeutete, wenn es keinen Ausweg aus diesem Intim-Clinch gab (und die Schlupflöcher werden seit hundert Jahren immer enger): Überkommunikation, Überstimulation, woraus oft traumatische interpersonelle Konflikte resultierten. Heute dagegen treten in wachsendem Maße Störungen vom narzißtischen Typ auf. In der Sprache des Analytikers heißt das,

»daß in unsere Sprechstunden immer weniger Menschen kommen, auch wenn sie noch (!) in der Mehrzahl sein mögen, deren Störung das Ergebnis von unlösbaren inneren Konflikten ist, und immer mehr Menschen, die an den Folgen der Tatsache leiden, daß sie jenes Austauschs mit einer vertrauten, interessierten Umwelt beraubt waren, der ihnen erlaubt hätte, die asoziale Grandiosität der Kindheit hinter sich zu lassen und selbstbewußte, sichere Teilnehmer einer sinnvollen Erwachsenenwelt zu werden.« (Heinz Kohut, *Die Zukunft der Psychoanalyse*, erscheint Ende 1975 bei Suhrkamp)

Aus dem Sprechzimmer in den Alltag übersetzt: es gibt Anzeichen dafür, daß auf das jahrhundertelange Vorherrschen des bürgerlichen Zwangscharakters nun ein Narzißmus-Schub folgt, den man nicht nur unter dem Aspekt der Störungen betrachten sollte. Seine Alltagsbasis ist die von mir erwähnte neue Gleich-gültigkeit und Angstlosigkeit der Menschen gegeneinander, die durchaus zu positiven neuen Verkehrsformen führen kann, wenn es kollektive Modelle des Verhaltens gibt, die individuellen Narzißmus (der mir sympathischer dünkt als individueller Asketismus) einbinden in solidarische, zwang- und konkurrenzlose Gegenseitigkeit, die an die Stelle des uns vererbten, uns verkrümmenden Beziehungs-Clinchs treten müßte. Dieser Beziehungs-Clinch erscheint mir als ein Verfallssymptom der bürgerlichen Sozialisation, genauer: der allgemeinen bürgerlichen Verkehrsformen, die zwar noch herrschen, aber immer weniger imstande sind, Beziehungen und Verhaltensweisen (ödipal) zu strukturieren, ihnen Sinn zu geben. Der Wahnsinn tritt zutage – das läßt mich hoffen.
Die Einbrüche, Verschiebungen, Planierungen in dem Gebäude des bürger-

lichen Alltags, die seit etwa einem halben Jahrhundert immer offenkundiger werden, zeigen einige allgemeine Tendenzen. Schon 1936 hatte Elias eine gewisse »Lockerung der Sitten« gegenüber dem 19. Jahrhundert festgestellt, vor allem hinsichtlich des Sprechens über »natürliche Dinge«, das bis zum Ersten Weltkrieg einer strengen äußeren und inneren Zensur unterlag.

»Die Freiheit, die Unbefangenheit, mit der man sagt, was zu sagen ist, und zwar ohne Verlegenheit, ohne das gepreßte Lächeln und Gelächter der Tabu-Übertretung, ist in der Nachkriegszeit offenbar größer geworden. Aber das ist, ganz ähnlich wie bei den Bade- und Tanzsitten der neueren Zeit, in dieser Form nur möglich, weil (. . .) das Maß der Zurückhaltung des eigenen Trieblebens und des Verhaltens selbst entsprechend dem vorgerückten Peinlichkeitsgefühl zunächst im großen und ganzen gesichert ist. *Es ist eine Lockerung im Rahmen des einmal erreichten Standards.*« (Elias, Bd. I, S. 190)

Seitdem hat sich unendlich viel mehr verändert. Ich habe auf einiges schon angespielt, anderes liegt auf der Hand (wenn auch noch nicht ganz zu Tage), besonders im Verhältnis und Verkehr der Geschlechter. (Die Auswirkung z. B. der Pille auf den Alltag ist kaum abzuschätzen; sie müßte ihn eigentlich mehrfach aus den Angeln heben.) Sind das wirklich nur Lockerungen im Rahmen eines fest etablierten, nicht mehr gefährdeten Standards? Gar nur »repressive Entsublimierungen«? So behauptet es eine bloß negative Dialektik. Eine andere Einschätzung wäre, daß jene Standards gerade mit ihrer *allgemeinen* Verbreitung und Anerkennung eine wichtige Funktion verloren haben: *Distinktionsmerkmal* zu sein, zur Abhebung gegenüber anderen Klassen (und Rassen), der Anhebung des eigenen Status zu dienen. Angesichts des »Levantinismus« der nachrückenden Kleinbürger wurde die Bourgeoisie im 19. Jahrhundert einerseits erlesener in ihrem Geschmack, andererseits lässiger in ihrem Verhalten. Heute finden sich – aus mancherlei Gründen – solche sozialen Spannungen und Rivalitäten nur noch in geringem Maße. Es gibt einen Einheitsstandard, innerhalb dessen die Peinlichkeitsschwelle stark und scheinbar willkürlich schwankt, quer durch die Schichten und Gruppen. Grob gesagt: es gibt keine »Kultur« mehr – die Zivilisation (der Alltag) wird orientierungslos. Und das hat Folgen.

19. Füllhorn

Der Alltag wird verallgemeinert, das heißt zugleich: er ist nicht mehr knapp, es gibt genug davon, er erleidet einen Wertverlust. Den früheren Alltag gegenüber dem heutigen als knapp zu charakterisieren, mag absurd erscheinen. War er nicht Alltag, eben weil er immer wiederkehrte, für einen wie für alle? Aber diese Wiederkehr geschah in teils natürlichen, teils naturwüchsigen Rahmen und Zyklen, die, genau besehen, durch Knappheit gekennzeichnet waren.

Goethe Institut e.V. Bibliothek

a) *Natur, Jahreszeitenrhythmus* (besonders in ländlichen Gegenden und kleinen Städten, wo immer noch gut die Hälfte unserer Industriegesellschaft lebt): Jedes Jahr das gleiche, aber man mußte sich sputen, um die jeweiligen Arbeiten, Ernten, Angebote, Abfolgen bis hin zum rechtzeitigen Einmachen, Einlegen, Einsalzen nicht zu verpassen. *Heute* ist davon für die meisten von uns (soweit sie nicht Bauern oder Kleingärtner sind) kaum mehr übrig geblieben als die Hausfrauen-Nervosität Anfang Juni: Spargelzeit. Was es sonst noch an jahreszeitlich gebundenen Genüssen gibt (wie Osterhasen, Erdbeeren, Zimtsterne und Schneeballschlachten), ist längst nicht mehr das, was es einmal war. Man ist nicht mehr abhängig von dem zyklisch wechselnden Anfall oder Mangel an Naturprodukten. Auch nicht mehr in gleichem Maße vom Wetter. Die Natur ist vermarktet.
b) *Zeit, Tagesablauf:* Früher war der Tagesrhythmus deutlich vom Jahreszeitenrhythmus bestimmt: der Tag erstreckte sich von Sonnenauf- bis -untergang, es gab also nur *einen* Fixpunkt: Mittag, wenn die Sonne am höchsten stand und vom Turm die Glocken läuteten; dann legte man die Arbeit nieder. (Den Gegenpol des Mittags, Mitternacht, erlebte man nur mit der Kerze in der Hand: Geisterstunde.) Das galt, wie für Bauern, so auch für Handwerker, Kaufleute, Staatsdiener (und gilt noch heute für rückständige ländliche Gegenden). Der Siegeszug der Uhr, der aus der zyklischen eine lineare Zeit machte, unterstützte den der Industrialisierung und wurde von ihm wieder befördert: erst die Elektrifizierung, die uns vom Tageslicht emanzipierte, erlaubte es, die Zeit vollends zu quantifizieren. *Heute* hat jeder den »Tag«, den er haben möchte oder vorgeschrieben bekommt. Einen allgemeinen Fixpunkt gibt es nicht (es sei denn die Tagesschau). (Mehr und anderes darüber bei Klaus Laermann, unten S. 87.)
c) *Gemeinde, Stand, Innung, Verein, Beruf, Familie:* Das waren aufeinander bezogene Rahmen, in denen sich der bürgerliche Individualismus entfaltete, indem er sie füllte. Wer als Persönlichkeit gelten wollte, mußte sich in mehreren Rahmen entfalten, sonst galt er als Typus: der *typische* Gardeoffizier, Schulmeister, Hagestolz . . . (Daß die Dienstboten, gar die Arbeiter als in diesem Sinne beschränkt, als eindimensional gesehen wurden, versteht sich; das erklärt auch, warum es von ihnen nichts zu erzählen gab. Ebenso erging es der auf den häuslichen Rahmen beschränkten Frau.) Diese Rahmen banden, oft auf Lebenszeit; man konnte sie nicht beliebig wechseln, die »Karriere« war in aller Regel vorprogrammiert, das Familienleben auch. *Heute* herrscht wesentlich mehr Freizügigkeit (Migration, Mobilität, Berufswechsel, Partnerwechsel) und entsprechende Unverbindlichkeit. Man »wählt« seine Rahmen selbst.
d) *Lebenszyklus:* Nicht wegen der geringeren Lebenserwartung, sondern wegen der strengeren Sequenzbildung war die individuelle Lebenszeit früher »knapp«. Eine Frau, die nicht zur rechten Zeit tugendhaft war, eine

Mitgift hatte, einen Mann fand, Kinder gebar etc., war stigmatisiert. Ein Mann, der nicht zur rechten Zeit seinen Beruf, seinen Status hatte, konnte auswandern. *Heute* gibt es für viele das verlängerte Moratorium zwischen Kindheit und Erwachsenenalter, mehr Möglichkeiten des Nachholens, Vorwegnehmens und Ausscherens, mehr Chancen insgesamt.

e) *Feste:* Ihre Gliederungsfunktion für den Alltag lag vor allem darin, daß alle ihre Ingredienzien knapp waren, vom Anlaß bis zu den Gästen. Nicht einmal private Feste (vielleicht von Hausbällen und Landpartien abgesehen) konnte man zu beliebigen Terminen ansetzen, sie brauchten ihren Anlaß und wurden durch ihn verbindlich: man *mußte* in die Tasche greifen. Aufwendig waren Speisen und Getränke, Festkleider und Festutensilien, Licht und Musik. Es galt im Alltag zu sparen, um am Festtag verschwenden zu können. *Heute* sind solche familiären Feste eher eine lästige Übung und lassen sich auch durch Gaumengenüsse nicht retten. Dafür kann fast jeder jederzeit, ohne Anlaß und viel Aufwand, eine Fete oder Party veranstalten, er braucht nur ein paar Leute einzuladen (die bringen andere mit), ein paar Möbel zu verrücken und die Schallplatten, die er ohnehin jeden Tag hören kann, aufzulegen. Das Fest repräsentiert nicht mehr den Alltag, es geht in ihn ein. (Nur der folgende Morgen fällt aus dem Alltag heraus.)

f) *Ferien, Reisen, Spiele etc.:* Solche den Alltag skandierenden »Gelegenheiten« hatten Luxuscharakter. Freie Zeit war rar, Reisen war zeitraubend, unbequem, teuer. Schauspiele, Konzerte, Paraden, Bälle usw. gab es nur in den großen Städten (man kleidete sich festlich), in kleinen aber dann und wann eine Wanderbühne oder eine Laienaufführung, und die Gaukler kamen zweimal im Jahr. *Dann kam das Kino.* Und die heutige »Freizeitgesellschaft« mit ihrem »Massentourismus«, ihrer Fußball-Leidenschaft, ihrem Fernsehfieber ahnt kaum noch, wie knapp, teuer, sensationell einst war, was ihr zur alljährlichen, allwöchentlichen, allabendlichen Gewohnheit geworden ist.

g) *Nachrichten:* Der reitende Bote steckt noch im Flugblatt des 16., der Jahres-Chronik des 17., der Wochenschrift des 18., der Tageszeitung des 19. Jahrhunderts: Neuigkeiten brauchten lange und waren teuer, wenn sie von fernher kamen; dafür blühte der Stadtklatsch. Das sorgte für eine »sinnvolle« Selektion: was endlich ankam, hatte auch Bedeutung. Man las die Zeitung wie einen lieben Brief. Es gab sogar Leute, die ganze Zeitungen auswendig lernten und so von Haus zu Haus trugen. Erst mit Kabel und Rotationspresse begann die Nachrichtenexplosion. Das Telephon revolutionierte zudem die private Kommunikation. Und *heute* holen Massenpresse, Funk und Fernsehen die ganze Welt ins Haus, fast gratis und simultan. Die Auswahl ist dem Abnehmer überlassen, die trifft nicht schon der Zuträger. Wo aber alles Bedeutung hat, hat nichts Bedeutung. Nur das Medium hat Bedeutung.

Wenn die hier angeführten Raster und Wegmarken des Alltags aus dem Zustand der Knappheit in den der Fülle (oder Beliebigkeit) getreten sind, könnte man folgern, daß der Alltag selbst den umgekehrten Weg ging, von der Fülle zur Knappheit. Tatsächlich aber war die Knappheit des Rahmens auch die seiner Füllung, schon deshalb, weil die *Zeit* knapp war: Man wurde zu früh alt; man konnte nicht genug arbeiten und sparen, um die anfallenden Feste gebührend feiern, die erwünschten Vergnügungen sich leisten zu können. Man hastete gleichsam von Kirchgang zu Kirchgang wie von Stuhlgang zu Stuhlgang. Heute dagegen ist Alltag in Fülle vorhanden, weil ihn nur noch wenig strukturiert. Die einstigen Rahmen und Marken sind eingeebnet, neue nicht in Sicht.

20. Mengenlehre

Dafür setzt sich eine andere Unterteilung des Alltags durch, die schon von langer Hand im Prozeß der Zivilisation angelegt war und durch die Bedingungen der kapitalistischen Produktionsweise bald beschleunigt, bald verzögert wurde: die *Spezialisierung*.
Sie beginnt auf der Ebene des häuslichen Personals, dessen Geschichte eine gute Wegstrecke lang die der Zivilisation selbst ist.[1] Noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts waren die städtischen Haushalte eine vielköpfige Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft, patriarchalisch organisiert, aber mit relativ geringem Grad der Arbeitsteilung; auch die Übergänge zwischen persönlicher Dienstleistung und beruflicher Assistenz waren fließend. Immerhin erforderte die zunehmende Verlagerung des Peinlich Gewordenen hinter die Kulissen des öffentlichen Lebens auch die Aussonderung bestimmter Tätigkeiten, die Einrichtung bestimmter Zuständigkeiten. Das Zerlegen der Tiere z. B. erfolgte nicht mehr bei Tisch, sondern in der Küche, durch das Gesinde – mit den neuen Zuständigkeiten entstanden neue Geschicklichkeiten. Andererseits führte die Entwicklung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und des Manufakturwesens auch zur Aussonderung vieler bisher häuslicher Tätigkeiten, wie Backen, Schlachten, Spinnen, Weben, Kerzenziehen usw. Das häusliche Personal wurde dadurch entlastet und stand zum Dienst an der Herrschaft, an der Zivilisation bereit. Es war die Zeit zwischen der höfischen und der industriellen Epoche, als das Kaufmannskapital sich entfaltete, neue Vermögen und Repräsentationsbedürfnisse entstanden (in Deutschland, verspätet, zwischen 1770 und 1840). Der Bürger trat in Wettbewerb mit Adel und Patriziat. Städtische Haushalte mit 3–5 Dienstboten waren normal, mit 6–10 keine Ausnahme, und herrschaftliche Häuser kamen z. T. auf 20, ja 50 häusliche Angestellte. Die hatten kaum etwas zu tun, außer das Prestige, den Zivilisationsstandard

ihrer Herrschaft hochzuhalten. In den großen europäischen Städten machten sie um 1800 bis zu 20 Prozent der Einwohner aus – eine Art *Leisure class*, die dem Handwerk und der Industrie entzogen wurde, wie die klassischen Nationalökonomen klagten. Im Hinblick nämlich auf diese Dienstboten traf Smith seine Unterscheidung zwischen *produktiver* und *unproduktiver* Arbeit, die Marx später aufnahm (nicht ohne Ironie, von der aber seine heutigen Priester wenig spüren). Seit dem Aufschwung der Industrialisierung ging die Zahl der Dienstboten ständig zurück. In den deutschen Städten halbierte sie sich von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1880 und sank dann weiter (von 3 auf 2 Prozent der Gesamtbevölkerung, von 10 auf 5 Prozent der Beschäftigten insgesamt). Zugleich verringerte sich das ländliche Reservoir, Dienstboten (vor allem männliche) wurden knapper und teurer. Auch die Kleinbürger schickten ihren Nachwuchs nicht mehr zum Dienen, im Gegenteil, sie hielten sich jetzt mehr und mehr selbst Dienstboten, um ihren bedrohten Status anzuheben, an der Zivilisation teilzuhaben. Hebbel berichtet in seinen Tagebüchern, wie er als junger Student, der sich mühsam in die bürgerliche Schicht einschmuggelte, es als »Indelicatesse« empfand, Eßwaren, die ihm seine Gönnerin geschenkt hatte, eigenhändig nach Hause zu tragen. Wer auf sich hielt, rührte möglichst wenig an, dafür gab es andere. Wenn schon mancher gute Facharbeiter (damals noch: Handwerksgehilfe) sich einen Diener hielt, konnten die Pfarrer, die Lehrer, die Amtmänner usw. natürlich nicht zurückstehen.
1882 konzentrierten sich in den Großstädten diejenigen sozialen Gruppen, »welchen ohne Rücksicht auf die Einkommensverhältnisse ihre soziale Stellung die Haltung von Dienstboten zur Pflicht macht«.[6] Tatsächlich konnte man sie sich immer weniger leisten. Da aber die ökonomische wie die Zivilisationsentwicklung dahin ging, immer mehr häusliche Funktionen auszuscheiden, an Spezialisten zu verweisen, schrumpfte auch der Aufgabenbereich der häuslichen Dienste: häusliche Berufe wurden freie Berufe, aus persönlichen Dienstleistungen wurden öffentliche. Schon im 19. Jahrhundert wuchs die Zahl der »freien« Lohndiener, Zugehfrauen, Ammen, es folgten die Putzfrauen, Waschfrauen, Büglerinnen, Näherinnen usw. Dann blühten die Kindergärten auf, die Altenheime, die Krankenhäuser, die Müllabfuhr. Es gab fließendes Wasser, Gas, Elektrizität und eine Fülle an Dienstleistungsbetrieben – ein gewaltiger technischer Apparat, der unser Triebleben regelt und das uns Peinliche erledigt: fachmännisch, sachlich, cool. Für jeden persönlichen und Sachschaden haben wir heute einen Spezialisten, vom Kammerjäger über den Therapeuten bis zum Leichenwäscher. Wir brauchen keine Dienstboten mehr, wir sind raus aus dem Dreck.

Das impliziert zweierlei. Einmal, daß ein persönlicher Schaden nicht mehr als persönlicher, besonderer behandelt und behoben wird, sondern routinemäßig »sachlich«, wodurch das Individuum entlastet, aber auch entwertet, ja entmündigt wird; zum anderen, daß alles Besondere und Außergewöhnliche wiederum *seinen* Alltag hat, weil es von Spezialisten alltäglich behandelt wird: der eine baut Bomben, der andere entschärft sie, der dritte flickt Unfallopfer zusammen, der vierte bearbeitet ihre Rentenanträge, der fünfte . . . Die Aufteilung unserer Welt in berufliche Spezialalltage ohne Verbindungen zwischen ihnen garantiert uns, daß in der Regel alles »seine Richtigkeit hat«, »in Ordnung geht«: keiner ist über sein Spezialgebiet hinaus verantwortlich. Wie oben in den drei Zeitungsmeldungen (§ 7): (1) Die Kassiererin hat aufgepaßt, das war ihr Job, und sie hat ihn gut gemacht; (2) die Hausfrau hat auch aufgepaßt, auf die Erdbeerflecken, aber sie ist ein bißchen zu weit gegangen in ihrem Job; (3) der Tote auf dem Sofa war arbeitslos, aber er wurde zum Objekt angemessener Betreuung – nicht für die Nachbarn, das war nicht ihr Job, sondern für Spezialisten mit Atemschutzgeräten. Darin erst erfüllt sich der »Sinn« dieser und ähnlicher Geschichten. Er heißt: wir sind raus aus dem Dreck.

In einem gewissen, vielleicht etwas »wilden« Sinn war die Existenz von Schmutz die Voraussetzung des bürgerlichen Individualismus: die *Person* war das, was sich dem Schmutz (dem Gemeinen, Niedrigen) rundherum abrang, ein Destillationsprodukt; die Rückstände, die Abfälle wurden negativ definiert und durch das *Personal* beseitigt. Unter diesem Aspekt gesehen, tritt auch die Personalisierungsregel in ein neues Licht: der durch sie (im Verein mit der Sequenz- und der Bilanz-Regel) gestiftete »Sinn« ist der eines Sieges über das Gemeine, das schlecht Allgemeine. Jede Geschichte – und erst recht *die* Geschichte, die Historie – repräsentiert diesen Sinn: es geht um Personen, ihre Taten und deren Wert. Wenn nun aber die Zivilisation selbst (all)gemein geworden ist, verlieren jene Geschichten ihre Basis: der Schmutz ist arbeitsteilig bewältigt, wir alle dürfen uns als Personen fühlen, der Wert unseres Handelns aber ergibt sich nicht mehr aus einer Sequenz, er ist dem speziellen Teilbereich, in dem wir (kraft Beruf, Rolle, Funktion) die Zivilisation repräsentieren, vorab eingeschrieben, wir können ihn allenfalls leugnen. Kurz, der »Sinn« unserer Geschichten ist nicht mehr der besondere, als den er sich formal behauptet, er ist tautologisch, die Banalität schlechthin.

Die *Person* selbst ist keine mehr, seit ihr *Anderes* (Natur, Schmutz, Pöbel) aufgelöst ist und das Mittelglied zwischen beiden, das *Personal*, seine sozial stabilisierende Funktion an eine technische Apparatur abgetreten hat, die zwar den Sieg der Zivilisation vollendet, aber zum Preis ihrer Entpersönli-

chung. Die einst von ihren »Bedienten« Bedienten waren gehalten, Damen und Herren zu sein. Herrschaft zu sein. Wasch- und Spülmaschine fordern nichts dergleichen. Der Zivilisation fehlt damit die Stütze von unten her – die Sitten können sich lockern, die Zwänge aber nicht: wir sind jetzt alle Personal, wie wir auch alle Klienten sind. Das glücklich ausgestorbene Dienstmädchen – seine Restaufgaben wurden der Hausfrau aufgehalst – verdient einen Epitaph:

22. Basisarbeit

Anna hieß sie. Sie war eine Perle und kam aus der Provinz. Ich haßte sie. Ihre Vorgängerin hieß Emilie. Die war lieb und blond. Aber Anna hatte Grundsätze und jeden Tag dieselbe Schmachtlocke in der Stirn. Es paßte ihr nicht, wenn ich ins Bett machte. So wurde es mir zur Gewohnheit. Wenn ich sie bei ihren Besorgungen begleitete und sie traf unterwegs eine Bekannte, die, obwohl aus derselben Provinz, in einem besseren Haus diente, ließ sie mich's spüren. Sie hätte es gern vornehmer gehabt. Sicher aß man in ihrem Elternhaus üppiger als bei uns. Doch daran war Anna schuld, die ja bezahlt werden mußte. – Dann kamen andere Mädchen, arme Verwandte vom Land, die es fast umsonst machten. Die wahren Stützen der Kleinbürgerkultur. »Und danken wir Euch, daß Ihr unserer Martha wiederum eine so schöne Schürze geschenkt habt«, schrieben gerührte Eltern in die Stadt. – Die letzte, im Krieg schon, hieß Margot und war »Pflichtjahrmädel«. Auch sie hatte Grundsätze, nur andere als Anna. Da mein Vater kein Parteiabzeichen trug, setzte sie sich durch. Ein ziemliches Aas, aber ich arrangierte mich mit ihr: Wir Kinder waren zum Abtrocknen eingeteilt, wovon ich mich befreite, indem ich stattdessen den Abfall zum Mülleimer trug. Davor ekelte sich Margot: Sie war BDM-Führerin.
Heute ist mir schon die Vorstellung, »Personal« in der Wohnung zu haben, unerträglich. Da müßte man sich ja ordentlich benehmen und einen festen Tagesablauf haben! Und diese Ausbeutung (aber wessen?)! Eva und ich hätten hingegen ganz gern eine »Raumpflegerin«, für einmal in der Woche. Das ist zu wenig, drum kriegen wir keine. Und wenn doch einmal, geht sie bestimmt gleich zur Kur. Dann atmen wir auf: dieser Terror immer am Abend vorher, wenn man hastig das Gröbste wegputzte, um nicht erröten zu müssen vor den kritischen Blicken der Sauberkeit. – Auch die Bullen rümpften die Nase, als sie vor einem halben Jahr die Wohnung durchsuchten – schmieriger Staub auf den viel zu vielen Büchern, die sie einzeln durchblättern mußten. Sehr verdächtig. Bei ihnen zuhaus gabs sowas nicht. Aber sie taten ihre Pflicht, als Fachmänner – nicht für privaten, sondern für politischen Schmutz. Deshalb brauchte ich mich vor ihnen nicht zu genie-

ren. – Walter Boehlich, der auch ein paar Bücher zuviel hat, rühmt seine Spanierin. Doch die ist für Geld nicht zu kriegen, nur für Konversation. Ob Eva deshalb jetzt Spanisch lernt? Ich könnte statt dessen ja Putzen lernen. Aber da schiebt meine Sozialisation einen Riegel vor. Oder schiebe ich die Sozialisations*theorie* vor? Die stammt auch von Fachleuten; man kann wirklich nicht alles selber wissen und machen wollen. – Immerhin haben wir jetzt einen Fensterputzer. Wir haben sogar einen Fensterputzer zuviel. Alle 14 Tage steht einer vor der Tür und muß unter Ausflüchten fortgeschickt werden. Der eine putzt als Firma, der andere schwarz. Beide verstehen ihr Geschäft. So wird alles durchsichtiger.

23. Überbaukasten

Die Spezialalltage sind die Pferche, in denen die Berufstätigen hausen. Aber die Berufstätigkeit bestimmt nur einen Teil ihrer Existenz, anstatt diese im ganzen zu prägen wie früher. Die anderen Teile sind wiederum in Segmente zerlegt, die sich teils ausschließen, teils überschneiden, aber jeweils eine große Selbständigkeit aufweisen, d. h. zu einem spezifischen Verhalten disponieren. Ich nenne nur einige. Der Arbeit entgegen steht die Freizeit, der Konsum, die Familie, die Politik, das Vereinsleben, Hobbies, Sport, Reisen; kollegiale Beziehungen stehen gegen familiale, sexuelle, nachbarschaftliche usw.; das Verhalten im Betrieb oder Büro hebt sich ab vom Verhalten zuhaus, im Bett, im Auto, in der Kneipe, im Fußballstadion, im Urlaub, auf Festen, oder wenn man allein ist: zahllose Alltagssegmente ohne notwendige Verbindungen zueinander, viele davon gekennzeichnet durch eine Fülle von Potentialitäten, ja von realen Freiheiten. Nehmen wir nur die tägliche Freizeit (die 40-Stunden-Woche war im 19. Jahrhundert noch eine Utopie!); oder die sexuelle Freizügigkeit (die Väter des Sozialismus hätten sie sich gar nicht vorstellen können und mögen!); oder die vielfältigen Möglichkeiten, zu reisen, zu spielen, zu basteln, zu tanzen, zu schlemmen usw. (»morgens Fischer, abends Kritiker«: wie dürftig dagegen!). Und selbst in der Arbeitswelt, wo die Zwänge noch am stärksten sind, gibt es Ansätze zu neuen Organisationsformen, die der Kapitalismus aus sich selbst heraus erzeugt und die ihn morgen aus den Angeln heben könnten, wenn . . .

Das Reich der Freiheit ist fast verwirklicht, aber in Segmenten, in lauter kleinen Stückchen, die nicht einmal ein Puzzle ergeben, kein Bild, keinen »Sinn«, nur noch durch überkommene, brüchig gewordene Sinn-Figuren überwölbt werden. Deshalb sind wir dem Reich der Freiheit im empirischen Alltag zwar näher gerückt, im symbolischen aber unendlich fern. Alltag erleben heißt, eher Bedeutungen erleben als Sachverhalte und Bezie-

hungen. Das setzt freilich eine funktionierende Bedeutungsdramaturgie voraus. Heute sind die alten Bedeutungen noch im Gebrauch, viele neue treten hinzu, fast täglich, aber die Dramaturgie versagt. Daher das oft verkrampfte Festhalten an alten Bedeutungsstrukturen, als seien sie noch stabil. Daher bei anderen die unbefriedigte Sehnsucht nach Alltag, die sich in Nostalgie ausdrückt, aber nicht erschöpft. Daher schließlich das neue, sicher noch wachsende Potential an dumpfer, ungerichteter Gewalt. Durch die alten sozialen Kanäle – Krieg, Abenteuer, Karriere etc. – läßt sich Aggressivität heute kaum noch abführen; dafür gibt es Kindsmißhandlungen, PS-Brutalität, Banden-Terror, gelegentlich auch Straßenschlachten. Das alles führt nicht zu sozialen Identifikationen. Es könnte aber sein, daß sich neue Identifikationsmodelle etablieren, die dafür sorgen, daß Terror – »politisch« oder anders motiviert, jedenfalls mit irgendeinem alten »Sinn« behängt – zu einem normalen Bestandteil unseres Alltags wird. Ein weiteres Segment.

24. Abschied vom Laufstall

Andererseits werden in den isolierten Segmenten unseres Alltags auch Potenzen freigesetzt, die durch Zwänge des analen Zivilisationsalltags unterdrückt worden waren: affektive, kollektive, empathische, narzißtische, »wilde« – uns fehlen, was nicht verwundern kann, noch die Symbole, die Formen für ihre Erfahrung und Entwicklung. Wenn wir uns nun vorstellen, daß alle diese Potenzen, die alten Schalen und (meist negativen) Deutungen abstreifend, plötzlich zusammenschießen würden – es entstünde vermutlich ein Chaos, das große Fest, das der große Terror wäre, und nicht die Revolution. Gerade die soziale Revolution braucht im alten Alltag vorbereitete Strukturen eines neuen, um nicht steckenzubleiben im alten. Das leugnet die orthodoxe leninistische Revolutionstheorie, und sie hat dafür ihre Gründe, die aber nicht die unsrigen sein können.
Politische Arbeit muß im Alltag ansetzen, in seinen verschiedenen Segmenten, muß versuchen, zwischen ihnen Verbindungen herzustellen. Die überkommenen Sinngebungen helfen dabei nicht weiter; die Trias Person, Sequenz, Bilanz, die immer wieder politisch in Dienst genommen wird, läßt Bedeutungen sehen, wo keine sind, und blockiert so Erfahrungen. Ein Großteil unserer politischen Aktivitäten steht in ihrem Bann. Vor allem die heute gern als »Politisierung des Alltags« mißverstandene Verabsolutierung des in der bürgerlichen Kinderstube gezüchteten Konkurrenz-Rituals und Beziehungs-Clinchs verhindert, daß Politik wirklich zum Alltag in Beziehung tritt. Hier lebt die asketische Idee von Politik als Gegen-Alltag weiter, nach der es z. B. »reformistische Scheiße« ist, wenn ein linker Impuls

tatsächlich in einen Alltagsbereich eindringt, anstatt gleich abgeschmettert zu werden. Der Impuls gilt als falsch, wenn er wirkt, als richtig, wenn er scheitert – das ist ein Frustrationssyndrom, in dem der Peinlichkeits- und Versagungskult des bürgerlichen Alltags letzte Triumphe feiert. Manchmal scheint es fast, als sei die linke Politik ein verzweifelter Versuch, die strenge Idee jenes Alltags gegen die diffuse Realität seines heutigen Zustands auszuspielen. Dabei bietet gerade diese Diffusität, die Unstrukturiertheit und Brüchigkeit unserer Lebenszusammenhänge trotz aller Spezialisierung und Segmentalisierung die Chance, aufzubrechen aus dem Alten. . .

25. Unterwegs

– Wohin fährst du?
– Nach A.
– Hah! Du sagst doch nur, du fährst nach A, damit ich glauben soll, du fährst nach B. Nun weiß ich aber, du fährst wirklich nach A. Also, wie du lügst!

Merke: wenn auf den Alltag kein Verlaß mehr ist, erscheint Wahrheit als Lüge; stellt sich wieder die Frage nach Wahrheit und Lüge; können wir von neuem miteinander reden; finden wir vielleicht einen besseren Konsensus.

Anmerkungen

1 Mathurin Cordier, *Colloquium Scholasticorum Libri Quator*, Paris 1568, zitiert nach Elias (siehe Anm. 4), Bd. I., S. 185.
2 Der Ausdruck stammt von Clemens Lugowski, der ihn allerdings in anderer, engerer Bedeutung verwendet, die uns hier nicht zu interessieren braucht. Interessieren sollte die Literaturwissenschaftler aber seine wichtige Studie: *Die Form der Individualität im Roman*, 1932, Reprint 1970.
2a Harold Garfinkel, »Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen«, in: *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, rororo studium 54, Bd. 1, S. 206.
3 Siehe dazu: Oskar Negt / Alexander Kluge, *Öffentlichkeit und Erfahrung*, edition suhrkamp 639, Frankfurt 1972.
4 Norbert Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation*, 1936, 2. Aufl. Bern/München 1969.
5 Siehe zum Folgenden: Rolf Engelsing, »Das häusliche Personal in der Epoche der Industrialisierung«, in: Engelsing, *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten*, Göttingen 1973, S. 225 ff.
6 W. Kähler, *Gesindewesen und Gesinderecht in Deutschland*, Jena 1896, S. 50.

Alexander Kluge / Edgar Reitz
In Gefahr und größter Not bringt der Mittelweg den Tod

FILM, 2500 M, 35 MM, S. W.

I. ZUM INHALT

1. Die Geschichte der Inge Maier

Beischlafdiebin ist eine Triebrichtung, keine Prostitution. Interesse für den Körper, zugleich Interesse für die Brieftasche. Lustprinzip und Realitätsprinzip in einer Person praktisch vereinigt. In zertrümmerter Gestalt hat jeder Mensch solche zugleich libidinösen und kapitalistisch durchwachsenen Augen. Unrealistisch ist nicht Inge Maier, sondern die Tatsache, daß eine so allgemein verbreitete Haltung uns unrealistisch erscheint.

Stationen:

»Inge Maier hatte immer das Gefühl, in den falschen Film zu geraten.« »Gibt es ein Leben *vor* dem Tod?« »Der Untergang der Titanic.« Auszug aufs Land, das für Inge als Berufsfeld eher unwirtlich ist. *Selbsttröstung* durch ein Kindergedicht, verfaßt vom Frankfurter Arzt Dr. Hoffmann (»Struwwelpeter«).

2. Die Geheimagentin Rita Müller-Eisert

»Die Agentin läuft nicht davon, sie läuft überall hin: eine ›hochqualifizierte Fachkraft‹, die indessen ihrem Auftrag nicht genügt, ihrem Agentenführer dadurch den vaterländischen Verdienstorden vermasselt; die keine Fakten liefert (die seien sowieso im Wirtschaftsteil der FAZ nachzulesen), sondern sich von ihrem Agentengefährten, der Marx im Original liest, dazu bewegen läßt, die bundesrepublikanische Wirklichkeit an der Basis auszuspähen; der Ufa-Melodramen die Tränen in die Augen treiben, die zum Treff nicht kommt, weil sie lieber mit einem Mann unter die Decke kriecht, eine Realistin der Spionage, die langatmige Berichte liefert, von denen ihre Auftraggeber meinen, es sei Agentenlyrik, geeignet, im Potsdamer Marchwitza-Haus rezitiert zu werden.«

»Augen aus einem anderen Land«. Es sind Profi-Augen, aber mit der Tendenz, zu der elementaren menschlichen Trieb-Grundlage hin abzusinken: Neugier nach dem gesellschaftlichen Zusammenhang. Dies ist, wenn man von der Praxis des Spionage-Gewerbes ausgeht, sicher eine unrealistische Annahme. Aber nur deshalb, weil solche Realisten nicht massenhaft vorkommen. Das würde Ritas Arbeitsweise rasch verbessern. Der Film beharrt auf einem *Punkt wenig über Null,* weil das realistisch ist. Die

Guillaume-Affaire war zur Drehzeit nicht bekannt. Hätte man versucht, sie zu erfinden, wäre das nicht weniger unrealistisch erschienen, als Ritas Ansatz. »Mir kommt das Ganze wie im Kino vor« (Willy Brandt).

3. Die Sprechweise öffentlicher Ereignisse

10^{16} Trillionen km seitlich an der Erde vorbei erforschen Astrophysik-Experten Dunkelsterne. Sie praktizieren Aufklärung. Ein bunter, karnevalistischer Abend der Frankfurter Polizei. Jungunternehmer üben, wie man ohne Rabatt auf seine Interessenlage sich in der Öffentlichkeit artikuliert. Wie zimmern Hausbesitzer eine Barrikade? Ein Faschingsprinz fordert auf: »Komm mach mit, lach dich fit«, wie? Ein Polizeipräsident definiert, was ein Politrocker ist, wie? Ein Großbagger reißt als erstes ein Transparent nieder, dafür ist er nicht gebaut; statt ein Autowrack sachlich, wie es sich für ein technisches Gerät gehört, von rechts nach links zu rücken, spielt er damit Katz und Maus, er »spricht« ideologisch. Etwa 3000 Studenten liefern an den Abrißhäusern Bockenheimer Landstraße/Schumannstraße, Faschingssamstag, der Polizei eine Schlacht; 400 000 Frankfurter stehen, unbezahlt, einen ganzen Tag am Faschingszug: Man muß es aushalten, so etwas wahrzunehmen und dennoch sich nicht ohnmächtig zu fühlen.
Der Film produziert nicht Aussagen, sondern *Proportionen;* einen *Gegenstand,* mit dem man sich auseinandersetzen kann. Wir gehen von der Beobachtung aus: daß es keine die einzelnen Arbeitsbereiche, Produktionsmilieus übergreifende sinnliche Erfahrung gibt, jedenfalls nicht organisiert. Lediglich die Scheinöffentlichkeit bildet eine Ordnung und Einheit, z. B. in den Medien. Der Abgeordnete Bieringer z. B., spezialisiert auf die große Übersicht, bezahlt diese Übersicht damit, daß er von nichts irgendetwas Genaues weiß. Wir nehmen also an, daß ein die Milieugrenze überschreitendes Erkenntnisinteresse nur etwa so realistisch ist, wie unsere Inge Maier oder die Spionin Rita. Die Frage heißt: Wie geht man mit einer ungeordneten Wirklichkeit um, mit Misch-Erfahrung? Wie lernt man inmitten von Irrtümern? Wie geht man mit verzerrten objektiven und subjektiven Eindrücken um (siehe z. B. Flüsterdialog der Gardistinnen S. 73). Man muß sich auf den *Rohstoff Wirklichkeit* einlassen.

4. Häuserräumung Schumannstr. 69, 71; Bockenheimer Landstr. 111, 113

Am »dicken Donnerstag«, 21. 2. 74, wird um 4^{30} früh das Gebiet um die fünf besetzten Bürgerhäuser Schumannstraße/Bockenheimer Landstraße von starken Polizeikräften abgeriegelt. Gegen 5^{30} früh beginnen Bagger der Firma Lippert den Abriß. Bis 17 Uhr ist die Straßenzeile zur Bockenheimer Landstraße hin »umgelegt« (Abrißunternehmer Lippert). Innerhalb der Polizeiabsperrung um 14 Uhr: Kinderfasching. Fast gleichzeitig auf der Zeil

Demonstration und Straßenkampf. Am folgenden Tag Fortsetzung der Abrißarbeiten in der Schumannstraße. Möbelpacker haben am Vortag das Mobiliar nur oberflächlich geräumt. Hausbewohner retten ihre Sachen.
Am 23. 2. 74 (Faschingssamstag) ruft der ASTA zu einer Morgendemonstration, die aus dem Stadtzentrum zum Westend marschiert. Zur Bewachung der Trümmer Schumannstraße/Bockenheimer Landstraße ist eine Polizeitruppe von etwa 30 Mann nebst einem Wasserwerfer abgeordnet. Auf der rechten Straßenseite der Bockenheimer Landstraße, vom Wasserwerfer beschossen, bricht die Masse der Demonstranten durch und greift (aus einer Nebelwand heraus) die Polizeitruppe mit Steinen an. Die Geschehnisse führen kurz nach Aschermittwoch auf dem Unterbezirks-Parteitag der SPD zu Auseinandersetzungen. Der Polizeipräsident ergreift das Wort.
Es geht uns um ein Elefantengedächtnis in Bezug auf solche Tatsachen. Inmitten des Kino-Alltags, der zugleich durch »Ein Mann sieht rot«, »Chinatown«, »Robin Hood«, »Die zehn Gebote« gekennzeichnet ist, drücken die Proportionen der wirklichen Häuserräumung die sonst neunzigminütige Spielhandlung zurück; zugleich halten wir an einem *Rest von Kinohandlung* fest, an der sich die Proportionen messen lassen (das Übergewicht objektiver Ereignisse), die aber auch, solange Menschen in ihren Köpfen Romane bewegen, etwas *ununterdrückbar Reales* ist.
Wir sind der Ansicht, daß alle Beteiligten ihr Öffentlichkeits- und Realismuskonzept an diesem Film überprüfen könnten.*

* Dazu näher: Die schärfste Ideologie: daß sich die Realität auf ihren realistischen Charakter beruft; die realistische Methode und das sog. »Filmische«; die fünf Sinne – Sinnlichkeit des Zusammenhangs; die Rolle der Phantasie, abgedruckt in: *Gelegenheitsarbeit einer Sklavin. Zur realistischen Methode*, edition suhrkamp 733, Frankfurt/M 1975. Die dort wiedergegebenen Überlegungen liegen dem Film »In Gefahr und größter Not bringt der Mittelweg den Tod« zugrunde. Der Film ist insofern ein Konzentrat von Verstößen gegen den angeblichen Realismus des Gewohnheitsblicks, wie er der Bedeutungs- und »Bewußtseins«dramaturgie zugrundeliegt.

II. Textliste des Films

1. **Dunkles Zimmer in einem besetzten Haus. Inge Maier rennt auf die verschlossene Schiebetür zu. Sie will unbedingt durch. Handgeschrieben auf der Tür, wahrscheinlich von einem der Bewohner:**

> **In Gefahr und größter Noth**
> **bringt der Mittelweg**
> **den Tod**
> **(Friedrich von Logau)**

2. Titel:
»Inge Maier, die zusah, hatte wiederholt das Gefühl, in den falschen Film zu geraten.«
Abblende

3. *Stadtsequenz*
Bankenhochhäuser, Altbaufassade des Bundesamts für gewerbliche Wirtschaft; Betonskelett eines Hochhausneubaus.
Straßenarbeiter reparieren in der Gallus-Anlage das Trottoir, schichten eine Grube zu.
Moselstraße mit Blick auf Hochhäuser der Bürostadt in der Ferne. Ein kleines Flugzeug umrundet das Selmi-Hochhaus, das das Polizeipräsidium überragt. Anderes Hochhaus im Neubau, ebenfalls wesentlich höher als die Fassade des Polizeipräsidiums, diese ist trauerbeflaggt.
Adler-Ornament über dem Eingang des Amts für gewerbliche Wirtschaft. In seinen Klauen hält der Adler das Pour le mérite. Auf der Brust des Adlers ein Schild, auf dem ein Hoheitsadler dargestellt ist mit Schild auf der Brust, auf dem sich ein Hoheitsadler befindet. Um diese Schilder herum ein lorbeerartiger Kranz aus lauter kleinen Adlern.
Der Pförtner dieses Amts hinter der Glasscheibe seiner Loge. Hochhaus der Deutschen Bank mit seiner Plastikhaube in der Abendsonne. Einfahrt zum Westend, Fahrtbewegung, Titel:

1
Die Geschichte der Inge Maier

2
Die Geheimagentin Rita Müller-Eisert

3
Die Sprechweise öffentlicher Ereignisse

4
Häuserräumung Schumannstraße 69, 71
Bockenheimer Landstraße 111, 113

Blick die Kaiserstraße hinunter zum Hauptbahnhof. Nachmittagssonne.
Es ist Abend. Inge Maier mit Koffern, suchend, hin und her.

4. *Polizeivizepräsident und Katastrophenschutzbeauftragter* Kurt v. B.
Steinerne Inschrift über dem Eingang des Polizeipräsidiums: Polizeipräsidium.

Kommentar: »Polizeivizepräsident einer mittleren Großstadt. Ihm ist die Fahrerlaubnis entzogen worden.«
v. B. umschreitet das ihm gehörende Fahrzeug, »ein Citroen DS Cabriolet mit Einspritzelektronik«. Er prüft mit den Fingern die Qualität der Politur.

5. Untergehakt, aus einer Toreinfahrt über den Hof, dem von ihnen bewohnten Hinterhaus zustrebend, Eingekauftes in Einkaufstaschen tragend: *Rita Müller-Eisert und ihr Agenten-Gefährte* Max Endrich.
Ritas Stimme: Mein Gefährte und ich sind Agenten eines Ostblocklandes. Demnächst werden wir zur Ausspähung der Bundesrepublik Deutschland eingesetzt. Darauf bereiten wir uns vor. Mein Gefährte studiert Marx im Original.
Küche, in der das Agentenpaar wohnt. Auf dem Küchenbord Gewürze, Blumen, Marx-Bände. Rita zu Füßen ihres Gefährten.
Max: »Man muß den versteinerten Dingen ihre eigene Melodie vorspielen, um sie zum Tanzen zu bringen.« »Sinnlichkeit ist die Basis aller Wissenschaft.«
Großaufnahme von Rita, von Max. Melodie aus dem Film »Sieben Ohrfeigen«, UFA 1936. Lilian Harvey: »Ich bin gern auf Reisen, seh die Erde mir an, denn es gibt so viel Schönes, was man anschauen kann.« Partner: »Kann ich mir denken.« L. Harvey: »Eine kleine Geschichte ist in China passiert.« Partner: »Ach in China? Weil ich gerade dabei war, habe ich sie notiert: Chinamann liebt das Chinamädchen Marzipan und er schaut sie voller Sehnsucht an und sagt immerzu: Mein sweetheart are you.« L. Harvey: »Komm zu mir und ich baue dann vor Freude Dir . . .«
Rita und Max blicken gebannt »wie auf einen Westfernseher«.

6. Kamera fährt an der *Wand eines Abrißhauses* schräg aufwärts. Ganz oben wartet der Abbruchbagger.

7. *Der Baggerführer.* Im Hintergrund Bagger und Abbruchhaus.
Baggerführer: »Und da komm ich dann mit dem Hydraulikbagger. Was unter dem Löffel ist. Was unter dem Löffel ist, das kann dann alles runter. Dann kann ich schon alles runterholen mit dem Bagger. Natürlich die Sicherheitsvorkehrungen, die müssen einigermaßen eingehalten werden. Auch für uns. Ist ja auch unsere Sicherheit maßgebend. Wir haben ja keine Panzer.«

8. *Heizer Münch,* Hausmeister des Nachbarhauses, in Mantel und Pelzmütze. Im Hintergrund Bagger und Abrißhaus.
Münch: Bin total aufgeregt. Mein Leben ist nicht mehr normal. Und ich kann es nicht verstehen: es gibt doch eine Gewerkschaft, es gibt Gesetze, es gibt 5-Tage-Woche – warum darf der Scheißer (weist zum Bagger hin) da heulen? Das ist, das ist – irgendetwas ist absurd. Und ich möchte die Wahrheit wissen. Ich gestatte mir die Frage: wo, wo ist die Genehmigung? Warum dürfen Millionen-Schweine einfach machen was sie wollen, während unsereinem alles verboten ist. Das ist alles. Danke.
Heizer Münch entfernt sich.

9. Großer Kronleuchter. Festsaal einer Faschingsgroßveranstaltung, die vom Personal für den Empfang des Publikums vorbereitet wird. Potpourri aus La Traviata.
Auf den Tischen stehen bereits die Sektkübel in geordneten Abständen. Zwei Stockwerk Gläser auf Tabletts. Inge Maier in Wartestellung.
Von ihrer Rückseite gesehen: die mit Glühbirnen beheftete Bühnendekoration »Mund« (siehe Szene 10 und 11), die Stühle, auf denen später das Prinzenpaar Platz nehmen wird. Tabletts mit Speisen werden aus der Küche in den Saal getragen. Die im Foyer aufgebahrten Delikatessen

hinter Glas. Die Frauen des Bedienungspersonals verlagern und gruppieren Schüsseln mit Salaten, Delikatessenteller, zeigen besonders gelungene Arrangements vor.

10. Der *Chefdekorateur der Veranstaltung*, im Privatberuf Ausstatter eines großen Warenhauses. Abendanzug, Faschingsmütze mit Bommel. Im Hintergrund das verkleinerte Modell der Bühnendekoration.
Chefdekorateur: Ja, ich bin Chefdekorateur in einem überregionalen Kaufhaus in Frankfurt und ich versuche hiermit dem Fasching neue Impulse zu geben und zu helfen damit, daß wir ein modernes Bühnenbild gestalten. Wir haben hier einen großen Mund, darauf wird das Prinzenpaar hier auf diesen Stühlen, auf diesen Zähnen Platz nehmen. (Zeigt den Vorgang am Beispiel des Modells der Bühnendekoration.) Hier wird der Elferrat Platz nehmen und hier oben wird von hier aus die ganze Garde aufmarschieren und vorne auf dieser Bühne nachher erscheinen.

11. Die *Prinzengarde*, an ihrer Spitze das Prinzenpaar, marschiert auf die Bühne. Standartenträger. Eine einzelne Gardistin mit Federhut marschiert auf der Bühne im Stechschritt auf der Stelle. Sie ist Rhythmusgeber. Kreisförmiger Scheinwerfer (wie im Stummfilm). Elferrat klatscht.
Faschingsprinz (traurig): Ich nehme an, daß Sie alle mit dem Willen hierhergekommen sind, das Motto der diesjährigen Kampagne zu beherzigen: »Komm mach mit, lach Dich fit.«
Die Prinzessin deutet Beifall an. Endlich: Helau-Rufe. Tusch.
Faschingsprinz (ohne Begeisterung): Wir durften bei unseren Rundreisen, in der besonders hektischen Zeit der letzten Tage, erleben, daß der Wille zur Fröhlichkeit und zum Lachen in unserem närrischen Reich ungebrochen ist.
Große Totale. Das Faschingspaar hat sich jetzt hinter den »Zähnen« im »Faschingsmund« aufgestellt. Um die Wirkung zu erhöhen, werden die Glühbirnen hinter der Dekoration rhythmisch auf- und abgeschaltet. Vor der Dekoration tiefgestaffelt die Garden.

12. Derselbe Festsaal, Parterre. *Inge Maier, mit fünf Koffern*, drängelt sich durch die Menge. Sie will zum Ausgang. In Einer-Reihe marschieren neue Gardetruppen Richtung Bühne, quer zu Inge Maiers Weg, die sich durchschleust.
Festgebäude außen. Inge Maier läuft die Treppe herab.

12. Außenreklame eines Hotels: »Hotel«.
Inge Maier in ihrem Hotelzimmer, im Morgenmantel auf dem Bett, um sie herum *Brieftaschen*, die sie in Einerreihe ordnet. Sie zählt Geld, hantiert mit den Brieftaschen.
Inges Stimme: Ich heiße Inge Maier. Ich bin Beischlafdiebin. Aus meiner langjährigen Erfahrung weiß ich: das was die Männer versprechen, erweist sich nachträglich immer als zu wenig. Für dieses Defizit nehme ich ihre Brieftaschen an mich. Das macht mich nicht glücklich, aber ich komme auf meine Kosten.
Inge Maier packt die Brieftaschen zusammen und verstaut sie in einer ihrer Tragetaschen bzw. Koffer.
Draußen, nachts. Straße mit Sicht auf die erleuchteten Fenster eines Hochhauses, Autoscheinwerfer, eine Bahnüberführung, über die ein Zug mit erleuchteten Fenstern fährt.

14. *Das Picknick im Walde.*
Polizeivizepräsident Kurt v. B. auf dem Beifahrersitz seines Cabriolets (»ihm ist die Fahrerlaubnis entzogen worden«). Inge Maier am Steuer.
v. B.: So, jetzt bitte anlassen. Der erste Gang liegt da unten. Aber jetzt wollen wir erst mal sehen. Alles klar.

An Villen vorbei. Durch Bergwälder. Ein Waldweg. An einem geschützten Ort hält der Wagen. Nur Bäume stehen hier herum.
Inge und v. B. in Umarmung. Inge Maiers rechte Hand sucht v. B.'s »Blöße«. Mit der anderen Hand erbeutet sie seine Brieftasche.
v. B. (versonnen, mit geschlossenen Augen): Schön.
Inge Maier beobachtet den Partner.
Ein Picknick. Im Auto eingenommen: Brot, Wurst, ein Glas eingemachter Gurken.
v. B.: Bei der Speisung der 5000, da gab's Fisch. Und den kann ich Ihnen leider nicht bieten. Aber ich muß mal gucken: wenn wir nicht satt werden, gehe ich nochmal nach hinten. Ich glaube, ich habe noch etwas im Kofferraum, abgepackte Sachen. Aber zunächst reicht's ja mal.
Inge: Reicht völlig.
v. B.: Wenn Sie was trinken möchten? Darf ich Ihnen das Gurkenglas anbieten?
Inge Maier lehnt ab.
v. B.: Ich trinke das gern. Ein guter Bierersatz. Vielleicht schaffe ich's noch, daß ich die Gurken trockenlege. Dann können wir nämlich die Gurken auch essen.
Kurz darauf:
v. B.: Ich geh eben mal strullen.
v. B. an einem Baum beschäftigt. Inge Maier fährt mit dem Cabriolet davon.
v. B.: Was ist? Halt! Halt doch!
Eilt quer durch den Wald hinter seinem Wagen her. Der Wagen fährt in einer Straßenschleife zu Tal. v. B. verläßt den Waldweg, um quer über einen Waldabhang den Weg abzuschneiden. Verfolgt schließlich auf der Waldstraße, auf der seine Schritte hallen.
v. B.: Halt! Mein Auto! Sind Sie verrückt? Halt! Stehenbleiben!
Vögel zwitschern.
Inge Maier in schneller Fahrt. Abendstimmung. *Es stürmt. Ein Gewitter ist im Anzug mit starken Blitzen.* Inge Maier, mit fliegendem Haar, fährt schneller als der Regen folgen kann. Oben am Himmel: Zusammenstoß von Wolken.

15. Rita Müller-Eisert und ihr Gefährte Max in ihrer Küche. *Rita* steht in der Tür und *beobachtet Max*, der Marx liest. Später nähert sie sich ihm auf Zehenspitzen und setzt sich zu ihm.
Max: »Wir treten dann nicht der Welt doktrinär mit einem neuen Prinzip entgegen: hier ist die Wahrheit, hier knie nieder!« »Wir entwickeln der Welt aus den Prinzipien der Welt neue Prinzipien. Wir sagen ihr nicht, laß ab von Deinen Kämpfen, sie sind dummes Zeug. Wir wollen Dir die wahre Parole des Kampfes zuschreien. Wir zeigen ihr nur, warum sie eigentlich kämpft und das Bewußtsein ist eine Sache, die sie sich aneignen muß, wenn sie auch nicht will.« »Ja, wir zeigen nur, warum sie eigentlich kämpft und das Bewußtsein ist eine Sache, die sie sich aneignen muß, wenn sie auch nicht will.«

16. Draußen, Rita auf einer Brücke, im Hintergrund ein Fluß. Sie hebt ein Fernglas an die Augen, späht.

17. Rita unterwegs. An einem Zaun entlang. Sie betritt ein Lokal. Hier wird sie im ersten Stock von *Agentenführer A. Rusche* erwartet. Rita nimmt ihm gegenüber Platz. Rusche schweigt, beugt sich dann konspirativ zu ihr hin.
Rusche (flüsternd): Sie erhalten heute Ihren ersten Auftrag unter dem Stichwort: »Die Katze sitzt im Küchenschrank.« Öffnen Sie den Briefumschlag.
Ritas Miene. Sie ist recht jung.
Rusche (groß, jetzt laut): Im übrigen schlage ich Ihnen jetzt vor, nachher, wenn ich Ihnen den

Auftrag erteilt habe, steht rechts von mir auf dem Stuhl ein Koffer, den nehmen Sie beim Weggehen unauffällig die Treppe hinunter.
Andere Einstellung. Totale. Die Lampen des Lokals. Rusche und Rita einander gegenüber.
Rusche: Alles klar? Dann entfernen Sie sich unauffällig. Rita nimmt den Aktenkoffer an sich, entfernt sich über die Treppe. Rusches großer Kopf blickt ihr nach.

18. Gitter eines eisernen Zauns. Rita biegt mit aller Kraft die Streben auseinander, zwängt sich durch. Sie kommt, mit Aktenköfferchen, die Treppe eines Betonbunkers herab, biegt durch mehrere Eingänge, gelangt in ein Kellergelaß, in dem sich ein Fernschreiber und Karteiunterlagen befinden. Sie breitet *die geheimdienstlich interessanten Unterlagen* auf dem Fußboden aus und fotokopiert sie ab. Packt zusammen und verläßt eilig den Raum.
Zu diesen Bildern *Ritas Stimme:* Ich bin eine hochqualifizierte Fachkraft zur Ausspähung von Staatsgeheimnissen. Aufgrund der Ratschläge meines Gefährten, der Marx im Original liest, habe ich jedoch den Schwerpunkt meiner Arbeit verlagert und untersuche mit meinen Mikrophonen und Kameras die konkrete Wirklichkeit der Bundesrepublik. Ich bin der festen Überzeugung, daß hier die wirklichen Geheimnisse liegen und nicht auf dem Gebiet der Ausspähung von Staatsgeheimnissen.
Rita (veränderte Stimme): Sogenannte Staatsgeheimnisse, wenn sie wirkliche Geheimnisse sind, die kann ich am übernächsten Tag im Wirtschaftsteil der FAZ nachlesen. Ganz entgegengesetzter Auffassung sind aber meine vorgesetzten Dienststellen. Sie bezeichnen die von mir eingereichten Zusatzberichte als Agentenlyrik. Zu Unrecht! Ich antworte hierauf: wenn wir z. B. einen Eimer Wasser aufheben, von wo aus tun wir das, wenn nicht vom Boden? Was ist nun dieser Boden, wenn wir das Niveau unserer Ausspähung heben wollen? Dies kann nur die Basis der Massen der Arbeiter und Bauern sein. »Die Spionage gehört dem Volke. Sie muß ihre tiefsten Wurzeln in den breiten schaffenden Massen haben.« Sie muß von diesen verstanden und geliebt werden.

19. Rita, auf einer Treppe des Frankfurter Waldstadions: spähend. Sie steigt die Treppen hinauf, forscht.
Ritas Stimme: Hier z. B. erforsche ich die polizeiliche Organisation der Weltmeisterschafts-Qualifikationsspiele. Die polizeilichen Zuständigkeiten von Darmstadt, Wiesbaden und Frankfurt sind zusammengelegt worden, um diese Menschen von Gewalttätigkeiten abzuhalten.
Blick in die *Organisationszentrale der Polizei*, die in zwei Räumen des Stadions hinter großen Glasscheiben die Kampftätigkeit überwacht.
Ritas Stimme: Ich stelle fest, daß diese Nervenzentrale von Polizei nicht in der Lage wäre, eine Menschenmasse von 60 000 aufzuhalten, wenn diese nicht von sich aus gutmütig wäre.
Polizeidirektor Vogel, mit der Oberleitung beauftragt, konferiert in den Räumen seiner Zentrale mit Vertretern des ärztlichen Dienstes, dem Vertreter des Regierungspräsidenten in Darmstadt usf.
Vogel: Daß Sie die Telefonnummer nochmal aufschreiben.
Vertreter des ärztlichen Dienstes: Ist sie Ihnen zufällig bekannt?
Vogel: 631011
Vertreter des ärztlichen Dienstes: Ist das ein Vollanschluß?
Vogel: Jawohl.
Geräusche der aktiven Zentrale.

20. Draußen. Abendstimmung. Ein Hubschrauber schwenkt auf das Stadion ein. Hereinströmende Menschen. Die Menschen auf den Tribünen in Erwartung des Spielanfangs. Ein Feuerwerkskörper entfaltet sich über dem durch Flutlicht angeleuchteten Spielfeld.

Ein einzelner Beamter der Polizeiüberwachung auf der Tribüne. Dicht daneben Rita, die Eindrücke sammelt. In ihrem Kopf eine zauberische Musik: »Blumengeflüster« von Franz von Blom.
Zeitsprung. Die Silhouetten der Massen verlassen nach dem Spiel das Stadion. In der Ferne vorüberziehende Feuerwerksraketen.

21. Zur gleichen Zeit wie 20: *Schwerpunktstreik der ÖTV aus dem Gesichtsfeld der Streikleitung der Oper.*
Schlagzeile einer Boulevard-Zeitung: »Jetzt ist das Chaos da! Verkehrsstreik! Millionen betroffen!« »Müllabfuhr und Post im Ausstand.« »Zwei Könige der Skiläufer: David Zwilling und Gustav Thöni.«
In einem Lokal sind Mitglieder der Streikleitung der Städtischen Bühnen versammelt.
Mitglied der Streikleitung: Wie kann man jetzt im Theater Frankfurt einen Streik organisieren? Das weiß z. B. die . . .
Anderes Mitglied: . . . die Leute, die da arbeiten.
Mitglied der Streikleitung: . . . die Leute, die da arbeiten am besten. Das ist doch ganz klar.
Anderes Mitglied: Die Hauptaufgabe der Streikleitung ist, dafür zu sorgen, daß der Streik klappt, daß das Publikum ausgeschlossen wird usw. Das muß aber gesagt werden können, bitteschön!
Mitglied der Streikleitung: Der konkrete Punkt bei einem Theater ist die Hochspannung und wenn die abschaltet, da läuft kein Zug, kein Schnürboden, kein Hydraulik-Zug, da ist kein Licht, da ist gar nichts mehr.
Anderes Mitglied: Das moderne Theater kommt ohne die Technik überhaupt nicht mehr aus usw.
Vorsitzender der Streikleitung: Streiks intern zu führen, ohne das Publikum zu treffen, das könnten wir ja auch. Wir könnten also beschließen, wir bestreiken den internen Dienst – und blockieren. Aber weil wir das Publikum nicht treffen wollen, tun wir alle Maßnahmen treffen, daß der Zuschauer abends rein kann, daß er seine Vorstellung sieht.
Mitglied der Streikleitung: Und dann brauchten wir nicht zu streiken.
Vorsitzender der Streikleitung: Dann brauchte man an und für sich nicht zu streiken.

22. Draußen. Rita nähert sich, Aktenköfferchen in der Hand, einem Aufzug. Von dem bestreikten Opernbetrieb ist übrig ein verzerrter Ausschnitt aus: »Der Troubadour«.
Eindrücke Ritas, während sie vom Aufzug *immer höher*, weit über die Stadt getragen wird. Studenten, eine Opernhausruine, Stadt-Totale: Ritas Haar zersaust. Vor ihrem geistigen Auge die menschlichste Form eines Hoheitsadlers: ein Huhn aus Plüsch, das mit großen Pappaugen über die Stadt hinfliegt.

23. Wieder zurück auf der Erde: Karnevalstruppe auf Bühne, Bärenmützen, Grenadierschuten, weiße Schnürstiefel, mehrere Vereinsfahnen, rhythmisches Stampfen.
In einer Ecke des Festes haben sich die *Bundestagskollegen Bieringer und Frau Thomasius* niedergelassen. Im Hintergrund Luftballons.
Bieringer: Das ist schon meine zehnte Veranstaltung in diesem Fasching.
Thomasius: Diese Woche habe ich auch zwölf hinter mich gebracht. Aber irgendwie habe ich doch . . .
Bieringer: Wie schaffen Sie das eigentlich?
Thomasius: Ach, ich muß Ihnen sagen.
Zeitsprung.
Thomasius: Ich hab also festgestellt, in dem Moment wo du ewig nur das Auge drauf hast, auf nächste Rede Bundestag, nächste kleine Anfrage . . .

Bieringer (lebhaft): Hab ich gar nicht. Hab ich gar nicht. Verstehst du, das ist nicht mein Problem.
Anderer Zeitpunkt.
Thomasius: Was mich also von der Verteidigungspolitik überzeugt, ist nicht euer Geschwätz.
Bieringer: Von der Weltpolitik!
Thomasius: . . . sondern der Herr Leber, der sich hinstellen kann und von seinem handwerklichen Können aus Dinge sehr, sehr klar auch dem einfachen Mann darlegen kann.
Die Garde des Vereins »Die Sterncher« marschiert in einer Reihe, weiße Mützen mit kleinem Federbusch daran, weiße Stiefel, Tanzstäbe im Arm geschwenkt, durch einen Hintereingang in den Festsaal hinein und marschiert auf der Bühne in Form einer Schleife. Musik: »Flip-Flap« von Weitschik.
Wieder Ecke der Bundestagskollegen.
Thomasius: Ich meine, der Herr Leber hat bei uns gesprochen und hat es verstanden, innerhalb von 20 Minuten das ganze Problem . . .
Bieringer (ins Wort fallend): Zu verniedlichen! Zu verniedlichen! Und dann würde ich folgendes sagen . . .
Thomasius: Oh nein. Ganz im Gegenteil.
Andere Einstellung, anderer Zeitpunkt.
Bieringer: Und außerdem bin ich in meinem Ursprünglichen da bei meiner Firma. Da bin ich Abteilungsleiter. Ich hab das aufgebaut.
Thomasius: Ja, ich weiß. Wir haben uns ja in Bonn mal darüber unterhalten.
Bieringer: Es war sehr erfolgreich in dieser Tätigkeit und dieser ganze Firmenbereich ist von den Amerikanern übernommen worden.
Thomasius (sehr verblüfft): Ach!
Bieringer: Ja, die kommen und die zahlen!
Thomasius: Ja, das muß aber interessant eigentlich sein, neues Management . . .
Bieringer: Ne, ne, ne. Wir kommen nicht zu Rande. Wir haben unsere traditionellen und informellen Managementmethoden und die kommen da mit organisierten Managementmethoden.
Thomasius: Aber ich bitte Sie, Kollege, ich finde das interessant!
Bieringer: Da ist doch überhaupt nichts mehr interessant. Das ist doch alles formalisiert.

24. Flughafen Rhein/Main. Ein Taxi fährt vor, *Bieringer* steigt aus, eilt auf Tür zu, die sich automatisch öffnet.
Vor dem Flugscheinschalter.
Bieringer: Guten Tag. Bitte Karte Zentralflughafen Teheran auf Bieringer.
Bieringer mit Köfferchen in großer Eile davon.

25. *Rita* hat neben einem Werbeglaskasten auf Bieringer gewartet. Er überreicht ihr ein Präsent.
Bieringer: Ich habe Ihnen ein Präsent, eine kleine Erinnerung an mich mitgebracht.
Pause
Bieringer: Bin wieder furchtbar in Eile. Wiedersehen.
Rita, Geschenk in der Hand (eigentlich war sie auf Geheimnisse scharf) blickt ihm nach.

26. Flugzeug, in dem vermutlich Bieringer sitzt, zieht hoch über die Stadt dahin. Der Kondensstreifen erscheint an seinem Ende bereits zerflattert.
Anschnitt einer Häuserfassade.

27. Mit großen Schritten, Ledermantel und Aktentasche, Max Endrich, Ritas Gefährte, auf Erkundungsgang.

28. Max und Rita in ihrer Küche, die Köpfe aneinandergelehnt. Anderer Moment: Max betrachtet die Gefährtin durch seine Schubert-Brille, seine dicken Finger auf ihren Arm gelegt.

29. Rita in der Tür des von ihnen bewohnten Hinterhauses. Max, voll ausgerüstet, tritt heraus, prüft das Wetter. Er besteigt seinen VW-Wagen, *blickt nochmals zurück*. Rita blickt ihm nach. Er fährt davon.
Ritas Stimme: Eines Tages erhält mein Gefährte einen Auftrag. Von diesem Auftrag ist er nicht zurückgekehrt.
Dahinziehende Wolken (zeitgerafft).

30. Aus der Unschärfe heraus: orgelspielende Hände. Später ist der ganze *Bundeskanzler Schmidt* zu sehen, Stecktuch in der Brusttasche, übt an seinem Zimmer-Kontinuo.
Fernsehsprecher: »Der musisch begabte Schmidt, er schrieb in seiner Jugend 20 Orgelchoräle, wollte eigentlich Architekt und Stadtplaner werden. Doch er entschied sich für ein Studium der Volkswirtschaftslehre. Sein Lehrer war der spätere Wirtschaftsminister Schiller.«
Gegenschnitt: Dieser Fernseh-Beitrag wird von *Bieringer und Polizeivizepräsident Kurt v. B.* betrachtet, die, angeregt vom Fernsehempfang, miteinander Gedanken austauschen. Parallel zu ihrem Dialog, während der ganzen Szene, Fernsehkommentar.
Bieringer: Ja, wenn die Pipeline platzt? Was würdest du da tun als Katastrophenschutzbeauftragter?
v. B.: Das ist geübt worden, das ist geübt, reichlich geübt worden.
Fernsehsprecher (überlappend, jetzt deutlicher): »Mit seiner Frau Liselotte hat der heute 55jährige Politiker schon im Sandkasten gespielt. Schmidt gibt zwar . . .«
Bieringer: Erzähl mir mal.
v. B.: Da wird eine Hundertschaft in Marsch gesetzt, der technische Hilfsdienst wird sofort in Marsch gesetzt. Die haben ja alle eine Direktleitung zum Präsidium. Da sehe ich kein Problem.
Gegenschnitt auf Fernsehbild und Lampe aus Kristall, die neben dem Fernseher steht. Verteidigungsminister Schröder verabschiedet sich und führt den neuen Verteidigungsminister Schmidt der Truppe vor. Marschmusik. Kommando: Augen geradeaus!
Schmidt: Guten Morgen Soldaten!
Truppe (kollektiv): Guten Morgen Herr Minister!
Gegenschnitt auf Bieringer und v. B. . . . v. B. schnauft gespannt.
Bieringer: Wenn wirklich der dritte Weltkrieg kommt? Was macht man dann?
v. B. (nachdem er überlegt hat): Dann werden die Leute rennen wie die Lemminge.
Bieringer: Wohin rennen sie, wohin?
v. B.: Von der Pfalz, die wollen nach Bayern. Die Bayern wollen ins Rheinland. Die Niedersachsen wollen nach Hessen. Das wird ein fürchterliches Durcheinander werden.
Bieringer: Du kannst eine Polizeihundertschaft hinstellen.
v. B.: Ach, ich krieg sogar 2 Hundertschaften. Das ist doch ein Tropfen auf den heißen Stein. Das ist doch nichts.
Gegenschnitt auf Fernsehbild. Schmidt groß, aber er sieht den Zuschauer nicht an.
Schmidt: Für mich jedenfalls steckt eine ungeheure Befriedigung in dem Bewußtsein, für das öffentliche Wohl tätig zu sein. Das ist eine Passion, die ja viele Menschen ergreift.
Zeitsprung im Programm: Abendschau. Landkarte des Nahen Ostens, davor Abendschausprecher: »Bei seinen Bemühungen, zwischen Israel und Syrien zu vermitteln, flog der amerikani-

sche Außenminister Kissinger bisher ergebnislos durch den Nahen Osten. Einzig meßbarer Erfolg seiner Reisediplomatie: der Rekord, innerhalb von 2 Tagen 4 Länder, Israel, Syrien, Saudi-Arabien und Ägypten besucht zu haben.«
Fernsehbild (noch aus dem vorigen Programm, vermutlich von v. B. und Bieringer erinnert): Flutkatastrophe, die seinerzeit von Schmidt gemeistert wurde.
Gegenschnitt
Bieringer und v. B.; von den Bildern angeregt, prüfen die Freunde *die Folgen von Wasserkatastrophen*, z. B. bei Dauerregen.
v. B.: Sämtliche Fahrzeuge müssen klar gemacht werden. Telefone müssen für den Präsidenten frei bleiben. Es darf kein Privatgespräch mehr geführt werden. Ach, da gibt es unendlich viele Möglichkeiten.
Bieringer (beharrt auf seinen Bedenken): Es regnet ununterbrochen und du gehst mit Wasserwerfern, Autos und deinen paar Hundertschaften gegen den dauernden Regen vor.
Fernsehsprecher (im Programm, das sich mit dem Nahen Osten befaßt, fortfahrend, im Gegensatz zu v. B. und Bieringer, die noch mit der Verarbeitung des vorhergehenden Programmteils über Schmidt beschäftigt sind): »Wenn ich dein vergesse, oh Jerusalem, soll meine rechte Hand verdorren. Von biblischen Schwüren, die in Frage stellen, was niemand gegenwärtig in Frage stellt, bis zu heftigen persönlichen Angriffen auf den amerikanischen Unterhändler, ist in dieser Stimmung alles drin, die schwarzen Farben . . .« (Stimme wird leiser)
v. B. (zu Bieringer, er verarbeitet weiterhin das Wasserthema): Wenn es unüberschaubar wird mit dem Regen, dann müssen wir uns halt eine Arche Noah bauen und die Parteispitzen und die Polizeipräsidenten in Sicherheit bringen.

31. *Rita auf Beobachtungsgang*. Straße nachts. Fahrzeuge mit Polizeilichtern. Mannschaftstransportwagen von Typ Ford nähern sich langsam, von einem weißen Funkstreifenwagen geführt.

32. Rita unter einer Laterne. Der Agent Dietzlaff übernimmt von ihr Informationen, beide entfernen sich vom Treff. Schatten von Polizisten hinter dem Fenster des Festsaals des Studentenhauses. Rita beobachtet durch ein Fenster Vorgänge. Portrait Ritas mit Blütenzweig seitlich, sie friert. Was sie sich unter »Mensch« vorstellt: ein Mann, unscharf, aber in Bewegung. Musik.

33. Rita steigt in ein wartendes Kraftfahrzeug. *Sie wird vom Agenten Dietzlaff erwartet*. Sie sitzen einander auf den Vordersitzen gegenüber.
Dietzlaff: Ich habe Ihren Bericht gelesen: 25 Seiten! 25 Seiten nichts. Absolut nichts! Alles allgemein. Klassenkampf ist nicht allgemein. Klassenkampf sind Fakten und *die* Fakten wollen wir von Ihnen. Diese Fakten sollen Sie uns angeben. Aber Sie? Sie schreiben Lyrismen. Mit diesen Texten können Sie auftreten in Potsdam, im Marchwitza-Haus, bei einer Lyrik-Lesung, aber doch nicht hier.
Großaufnahme Dietzlaff.
Dietzlaff: Es gibt Gefühle. Gut. Man kann mit Gefühlen etwas machen. Hier. Das ist alles richtig, alles gut, alles gut, alles richtig. Aber Gefühle zählen nicht, *Fakten* zählen. Fakten, Fakten wollen wir sehen. Und nicht irgendwelche Lyrismen, irgend etwas. Sie können mir doch sagen, *wie* Sie, *wann*, und unter welchen Umständen arbeiten. (schreit sie an:) Das möchte ich wissen!

34. Rita in der Küche, die der Zuschauer aus Szene 5 kennt. Sie sitzt neben dem Eisschrank, liest in einer Zeitung. Ihr kommen Gefühle, wie in dem UFA-Film »Die Stunde der Versuchung«.

Filmton, während Rita liest, aufblickt; Großaufnahme von Rita, sie schließt die Augen: »Was ist, was hast du? *Nichts. Es hat sich alles restlos aufgeklärt.* Nein, noch nicht alles. Ich habe dir noch etwas zu sagen. Du brauchst keine Angst zu haben. Es ist ja alles ganz einfach. Ich ging in eine Bar. *Warum? Warum hast du das getan?* Weil dir wieder einmal deine Arbeit wichtiger war als ich. Weil ich immer allein bin. Wir tanzten und tranken. *Und dann?* Dann bekam ich Sehnsucht nach dir. Du mußt mich viel, viel fester halten. *Das werde ich. Du sollst nie mehr allein sein.* Nie mehr? Soviel verlang ich gar nicht. Nur ein bißchen mehr solltest du auch für mich auf der Welt sein. *Ich habe viel versäumt.*«
Kaffeewasser kocht heftig. Rita weint. Später trinkt sie Kaffee.

Die Sprechweise öffentlicher Ereignisse

35. *Die besetzten Häuser werden zur Verteidigung hergerichtet.*
Fassade des besetzten Hauses Schumannstraße 69. Kamera schwenkt an dieser Fassade herab auf den Eingang zum Vorgarten, der durch einen beschädigten Volkswagen gesperrt ist. Besetzer des besetzten Hauses springen über den Volkswagen hinweg.
Barrikade mit Stützbalken an einer Tür, von innen gesehen. Verbarrikadiertes Parterrefenster; Raum durch eine einsame Glühbirne erhellt. Hammerarbeit an einer Barrikade, sowie an einem Maschendrahthindernis, das den Einwurf von Nebelkerzen verhindern wird.
Nächtliche Straße vor den besetzten Häusern. Schwenk.

36. *Bunter karnevalistischer Abend der Frankfurter Polizei unter dem Motto: »Polizeichor für die Polizei«.* Blick auf die Festversammlung, Beifall.
An einen Konzertflügel gelehnt, auf der Bühne, im Abendanzug, große weiße Blume im Knopfloch, der Polizeipräsident.
Polizeipräsident: Besonders in der musischen Betätigung des Polizeibeamten sehe ich einen guten Ausgleich zu dem mit zahlreichen Problemen behafteten polizeilichen Alltag. Ich unterstütze daher gerne die Bestrebung und das Bemühen des Polizeichors, mit dieser Veranstaltung neue Freunde für die Sangeskunst zu gewinnen. Mögen in diesem Sinne vor allem jüngere Kollegen angesprochen werden, denen es bisher in Frankfurt schwergefallen ist, Kontakt zu finden und heimisch zu werden.
Vertreter des Polizeichors, unterschiedliche Altersklassen, Abendanzug mit Fliege.
Chorlied: »Und die Amsel silbern singt
hell aus der Brust
voller Lust
und weil das in Gang ist
heissa, singen auch wir:
das frohe Lied
die Sorge flieht
und ist auch der Alltag noch so grau
ist doch der Himmel hell und blau
Gesang muß sein
bei Lieb und Wein . . .«
Refrain: »Auf ihr Freunde«
Im Hintergrund der Bühne die Kapelle, links die Conférence (selber Beamter). Von rechts nähert sich ein Beamter in stark dunkelblauer Uniform: Uniform-Schau.
Conférence: Nun sehen Sie den Wachtmeister bzw. den Meister von damals. Nur noch beim Theater erhältlich, nicht mehr im Original. Schönen Dank.
Wachtmeister entfernt sich. Es erscheint ein Beamter in weißer Uniformjacke mit Fliege.

Conférence: Und hier sehen Sie den Verkehrsschutzmann von Hessen in der Originaluniform. Schönen Dank. So und jetzt noch mal alle zur Bühne, bitte.
In einer Reihe erscheinen Träger von Beamtenuniformen aus dem 19. Jahrhundert, ein britischer Bobby, ein französischer Flic mit Stöckchen. Sie grüßen. Zu Marsch-Klängen marschieren sie sodann im Kreis auf der Bühne. Der Flic schwingt das Stöckchen.
Chorlied: »Das ist der Zauber der spanischen Nächte
jeder möchte so gern ein Torrero sein.
Denn ein Torrero hat Glück bei den Frauen
alle schauen auf ihn ganz allein, ganz allein.«
Refrain: »Si, si Senor, si, si Senor«.
»Das ist der Zauber der spanischen Nächte
jeder Mann fühlt sich dann Matador.«

37. Der Vorraum mit Eingang zum Festsaal. Dort Fortsetzung des Chorliedes. Hier probt die Gardetruppe des Vereins »Fidele Eckenheimer« unter ihrer Kommandeuse Frau Rieß. Sie ist eingeteilt, auf dem Polizeiball zu tanzen.
Tanzgruppe, während sie übt: »Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht«; »eins, zwei, drei, vier«; »eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht«.
Die Garde hat eben Vierergruppen gebildet. Jetzt läßt sie in Einerreihe die Tanzstiefel auf den Boden knallen. Danach Zweierreihe mit aufgelegten Armen.
Gruppe: »Eins, zwei, drei«; »eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs«. Vierergruppe kreiselt. Danach Grundstellung.
Gruppe: »Hacke, Spitze, Hacke, Spitze, hoch, hoch«; »Hacke, Spitze, Hacke, Spitze, hoch, hoch«; »eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht«; »eins, zwei, drei, vier«.
Weiße Stiefeletten, Tanzröckchen, weiße Flaummütze mit blauer Puschel.

38. Noch Polizeiball. Unter den Klängen des Narhallamarsches zieht die Garde, Hand zum Gruß an der Mütze, auf der Bühne ein. Zwei Beamte in Kapitänskleidung rücken das Klavier beiseite.
In der Garderobe vor dem Festsaal: *Inge Maier ist angekommen,* verstaut ihre Koffer in der Garderobe. Sie erscheint im Saaleingang, späht.
Die Gardetruppe tanzt ihre Nummer. Frontale Stellung, Diagonale usf.

39. *Frühjahrstagung der Deutschen Gesellschaft für Astrophysik.* Schneenasse Straße, Gebäude eines Forschungszentrums, Hinweisschilder: »Zur Frühjahrstagung«. Rita mit Aktenköfferchen eilig heran.
Stimme Ritas: Das einzige fortschrittliche Ereignis in der Perspektive der menschlichen Aufklärung ist in diesen Wochen die Frühjahrstagung der Deutschen Gesellschaft für Astrophysik. 10^{16} Trillionen Kilometer von der Erde entfernt ist ein historischer Durchbruch gelungen und zwar auf dem Gebiet der Dunkelsterne, die jetzt komplett erforscht sind. Ich geh da mal hin.
Eine sternenreiche Gegend der Milchstraße. Ein Astronom, der das Spezialgebiet Astronometrie (Sternenzählung) bearbeitet, berichtet.
Sternenzähler: Ich vertrete ein besonderes Gebiet, das immer weiter eingreift in andere Gebiete. Wir haben z. B. einen Vortrag gehört über die Bewegung in der Milchstraße, ob es sich um Kreisbahnen handelt oder um andere. Dann kann man wieder dazu sagen, man muß ziemlich weit ausholen, vielleicht sogar in die Vergangenheit hinein, um das weiter beurteilen zu können. Ich beschäftige mich im Prinzip mit der Bewegung der Sterne auch in der Sonnenumgebung. Und das große Oberthema heißt in dem Falle einfach nur die Fertigung eines Intertialsystems, also die Bewegung der Erde um ihre Achse.

Die Bewegung der Achse um die Achse des Planetensystems, die Senkrechte zur Ekliptik. Und dann die Frage, wie weit die Konstanten, die dort eingehen, sich vielleicht verbessern lassen. Es handelt sich dann um Bewegung von fundamentalen Sternen. Und dann das Problem, das jetzt seit ungefähr 20 Jahren bearbeitet wird, heißt: der Anschluß des Fundamentalsystems aus den helleren Sternen an das System der extragalaktischen Nebel. Dazu braucht man in unserem Falle ungefähr 300 000 Sterne, deren Anschluß dann über einige Umwege an die extragalaktischen Nebel gelingen soll. Das ist so mein Thema.

In einem der Vortragssäle. Zuhörer kommen und gehen. Rita folgt aufmerksam dem Referat.

Referent: Kommen wir zum nächsten Vortrag, der handelt vom Aeros-Zusatz-Raketen-Programm. Vorläufige Ergebnisse des neutralen und ionischen Massenspektrometers von Tankowsky und Knorr.

Runde der Astrophysikchefs und Astronomen. Es geht um die Verwandlung sogenannter Neutronensterne in sogenannte »schwarze Löcher« (= Sterne, die eine derart ungeheure Massekonzentration aufweisen, daß die Abstrahlung von Licht durch die Gravitation verhindert wird; sie erscheinen als schwarze Löcher, d. h. unsichtbar). Die Chefs sitzen, lässig plaudernd auf den Hörsaalpulten.

Direktor am MPI für extraterrestrische Physik: Ich meine, wir kommen nämlich jetzt zu den Doppelsternen: Wo durch den Masseaustausch der Stern seine Masse abgibt an den anderen und langsam soviel Masse verloren hat, daß er als weißer Zwerg zurückbleibt. Nun kann man sich fragen, kann es nicht auch passieren, daß man nun an diesen weißen Zwerg wieder Masse anlagert. (Zeigt mit den Fingern, wie Masse angelagert wird.) Jetzt ist er noch unterhalb des Chandra-Sekkar-Limits und dann kriegt er Masse angelagert und plötzlich rutscht er rüber und wird Neutronenstern.

Teilausschnitt der *Stefan Boltzmann'schen Formel.* Referent schreibt während er spricht die Formel in der sowjetischen Fassung an die Tafel.

Referent: Da unsere Dichten klein sind, ist der Stoßkern gleich Null. Die Kraft, die wir einsetzen müssen, da wir ein magnetoakustisches Plasma haben, ist Lorenz-Kraft: ist gleich q durch c mal v kreuz b. b ist das Magnetfeld (weist auf b). Das ist die elektrische Ladung (weist auf einen anderen Formelteil). An der Tafel ist jetzt zu lesen

$$\frac{f}{df} + \frac{d}{dp} = o$$

(In den Worten des Referenten: dp parallel. Der Diffusionsquotient dp parallel von f gleich Null).

Rita, immer auf der Suche nach Geheimnissen – und hier geht es um echte Natur-Geheimnisse – stenografiert Vortrag und Formel mit, den Blick gebannt auf den Referenten.

In ihrem Kopf: Bilder, die wie explodierende Sterne aussehen, auf schwarzem Untergrund strahlende Punkte und Netze. Der Eindruck vermischt sich mit einem anderen: Luftaufnahmen aus großer Höhe von der Bombardierung Kölns. Es sieht ganz ähnlich aus, die Formeln wären jedoch verschieden.

Wieder Runde der Astrophysikchefs, anderer Ausschnitt des Gesprächs.

Direktor des Instituts für extraterrestrische Physik und Astrophysik: Nun kann man eins für dein Argument sagen: dieser Neutronenstern in Herkules X 1 *hat* eine sehr geringe Masse, nicht? Das sind nur 0,2 Sonnenmassen oder so. Dieser Neutronenstern dort . . .

Präsident der Deutschen Gesellschaft für Astronomie (verblüfft): Neutronenstern von 0,2 Sonnenmassen?

Direktor: Ja, ja, das ist ein Neutronenstern von einer sehr kleinen Masse. Das könnte also ein Argument dafür sein, was du eben gebracht hast, auf der anderen Seite ist die Frage: weggeblasen kann der Partner nicht werden. Du hast eben im Augenblick nur von der Gravitationsbindung gesprochen.

Die Einstellung erinnert zu Anfang an das Bild »In der Anatomie« von Rembrandt. Während des Dialogs fährt die Kamera auf Rita zu, die, ziemlich im Hintergrund, emsig stenografiert.

40. *Ein Seminar des Bundesverbandes der Jungunternehmer.* Foyer des Arabellahotels Frankfurt. In einer quadratischen Sitzgruppe sitzen der Organisationsleiter des Seminars und drei Teilnehmer.
Vertreter des Bundesverbands der Jungunternehmer, zugleich
Organisationsleiter: Der Bundesverband junger Unternehmer ist eine Organisation, die von 3200 Mitgliedern getragen wird. Die Gesamtmitarbeiterzahl der Betriebe, denen junge Unternehmer vorstehen, beläuft sich auf etwa 1 Million. Der Gesamtumsatz liegt bei etwa 10 Milliarden DM. Das entspricht ungefähr 10% des Bruttosozialprodukts.
Jungunternehmer aus Bremen: Ich bin seit 1. Januar 1974 junger Unternehmer. Ich bin nach Frankfurt gekommen. Früher habe ich Lesen und Schreiben in der Schule gelernt und bin hier nach Frankfurt gekommen, um hier zu lernen, auch mich in der Öffentlichkeit zu artikulieren, denn als junger Unternehmer habe ich einfach die Verantwortung, auch gesellschaftspolitisch mich richtig verständlich zu machen.
Plenum des Seminars. In der Mitte ein Interviewtisch mit Mikrophon. Hier finden die Übungen, je zwischen zwei Gesprächspartnern, statt. Eine Videokamera zeichnet den Vorgang auf. Im großen Viereck sitzen an Tischen die übrigen Seminar-Teilnehmer, die in der Diskussion später über die Leistung der Übenden debattieren und ihre Kritik einbringen. Zur Zeit sitzt ein Jungunternehmer aus dem Bankfach auf dem Stuhl des zu Interviewenden.
Jungunternehmer aus dem Bankfach: Wir haben seit einiger Zeit versucht, unsere Mitarbeiter stärker zu motivieren, sie am Geschehen im Unternehmen teilhaben zu lassen.
Videokameramann, groß.
Anderes Interview. Eine junge Managerin spricht zur Stellung der Frau.
Managerin: So wie man allgemein – oder die Frau allgemein – den Mann hinstellt, das stimmt nicht! Das ist nicht wahr! Man darf nicht vergessen, daß der Mann und die Frau Menschen sind und Menschen, die gewisse Rollen und Positionen einnehmen.
Interviewübung mit dem Jungunternehmer aus Bremen.
Medienexperte: Gibt es heute noch Chancen für einen jungen Menschen, Unternehmer zu werden?
Jungunternehmer: Ja, natürlich. Sie sehen es an meinem Beispiel. Ich habe also kein Kapital, ich habe also keine Familie, ich habe also keinen Besitz *ererbt*, sondern ich bin als junger Mann fleißig vielleicht gewesen und bin jetzt Teilhaber eines altrenommierten Unternehmens, das über 110 Jahre alt ist.
Medienexperte: Könnten Sie mir einen Geheimtip verraten, der zum Erfolg führt?
Jungunternehmer: Fleißig sein.
Medienexperte: Nur Fleiß?
Jungunternehmer: Fleiß, sauber, ehrlich, offen –
Medienexperte: Gehört eine bestimmte Begabung auch dazu?
Jungunternehmer: Nein, ich war in der Schule immer schlecht.

41. Schwarzer Freitag 1929 – im *Fernsehen*. Inge Maier, nur Augen und Nase. Kamera fährt langsam zurück, bis Großaufnahme des Gesichts, das zum Fernseher hinsieht.
Gegenschnitt: Verlagerung letzter Goldschätze, unter schärfster Bewachung am schwarzen Freitag in New York.
Wieder real. Gelände mit besonders hohem Schornstein, Wolkenbildung darüber. Kamera fährt in die Wolken. Fernsehton ist abgelöst durch Potpourri La Traviata.

42. *Kino:* Der Untergang der Titanic. Inge Maiers Eindrücke: Massen drängen mit katastro-

phalen Rufen zu den Rettungsbooten. Großaufnahme einer schreienden Frau. Vollbesetztes Rettungsboot klatscht unglücklich auf Wasser. Notsignale vom Schornstein des Dampfers. In der Funkkabine nimmt der Funker einen Wellensittich aus dem Käfig *und entläßt ihn ins Freie, über das nächtliche Eismeer hin.* In den Salons: Wassereinbruch. Der schöne Dampfer sinkt. Dampferoffizier versucht eine Ohnmächtige auf seinen Armen zu retten.

43. Inge Maier schläft. Im Traum wirkt der Film nach. Filmton: Halt! Da! Peterson! Filmmusik.

44. Inge Maier mit ihren Koffern unterwegs. Lebhafter Marschschritt, tags. Vorbei an einem zerdepperten Polizeiauto, vermutlich Unfall.

45. In einer gediegen eingerichteten Wohnung, Inge Maier, in den Fingern eine miniaturisierte Spieluhr, neben ihr ein Geschäftsmann, der Akten umblättert. *Ruhige Atmosphäre.* Inge Maier beobachtet die Wirkung ihres Musikbeitrags auf den Partner: »So ein Tag, so wunderschön wie heute, so ein Tag wird nie vergehn.«
Außen. Der Weg, der von der Waldvilla des Geschäftsmannes zur Straße führt. Inge Maier mit Koffern flüchtet, wahrscheinlich befindet sich in den Koffern Gestohlenes.

46. *Nachtsequenz.* Inge Maier mit Koffern an einem Hausabriß vorbei. Zu Gast in einem Kohlenkeller; Inge macht es sich in einem Liegestuhl bequem, im benachbarten Heizungsraum hantiert Heizer Münch (vgl. Szene 8). Phantasievorstellung von Inge: Mond über Wald und Haus, im Hintergrund ein Fluß.
Tags: Inge Maier mit Koffern und Taschen. Sie findet einen Platz, an dem sie, abgestützt, den Schuh ausziehen kann. Sie entnimmt ihrer Handtasche einen Hammer und klopft im Schuh einen Nagel krumm, der sie beim Marschieren gequält hat.
Wieder nachts: Großaufnahme von Inge Maier. Sie späht durch ein Fenster in ein Haus. Mitglieder einer Wohngemeinschaft öffnen ihr ein Fenster. In einem unbewohnten Haus sieht sie die Inschrift, vermutlich von einem der früheren Bewohner: »Gibt es ein Leben *vor* dem Tod?«
Fluchtbewegung von Inge. In einer fremden Wohnküche will sie sich stärken. Treppenhaus, ganz oben steigt Inge Maier mit ihren Utensilien aufwärts.

RÄUMUNG DER BESETZTEN HÄUSER, 21. 2. 74, 5 UHR FRÜH

47. Etwa 5 Uhr früh. Ein Wasserwerfer fährt langsam um die Ecke. Polizeisirenen. Die Rückwand eines der besetzten Häuser ist mit Scheinwerfern angestrahlt. Beamter mit Tränengasbrille und Tränengasgewehr auf Wache. Schwenk über die Ecke Schumannstraße/Bockenheimer Landstraße. Abschnürung der Häuser, zahlreiche Fahrzeuge mit Polizeilichtern. Mannschaftstransportwagen der Bereitschaftspolizei treffen ein.
Gesichter von Hausbewohnern. Ein Hausbewohner wird abgeführt, in einen Mannschaftswagen geladen. Abführung eines Verhafteten, der einen Sturzhelm trägt. Gruppe von Beamten, die angreifende Studenten mit einem Wasserschlauch bespritzen. Ein Reporter.
Lautsprecher: »Sollten Sie dieser Aufforderung nicht nachkommen, wird der Wasserwerfer eingesetzt.«
Der große Bagger nähert sich. Kleinerer Schaufelbagger schabt Eingang Schumannstraße 71 weg.
Ein Transparent im 4. Stock, Haus Schumannstraße 69, wird vom großen Bagger gegriffen und herabgerissen. Stimmen von Zuschauern.

1. Zuschauer: Die Leitungen sind jetzt gekappt, das Licht ist aus überall.
2. Zuschauer: Jetzt müssen sie das Gas noch machen.
1. Zuschauer: Da sind noch Leute drin, oder wer ist das?
3. Zuschauer: Die gehn ja rein ins Haus.
4. Zuschauer: Da sind noch Leute drin, guck mal da.
5. Zuschauer: Ah ja.
Der große Bagger befaßt sich mit einem Autowrack, zieht es hoch, zerstampft es dann, zerrt es in einen Winkel. Der Chef der Abrißfirma Lippert erteilt nach rechts und links mit ganzem Arm Anweisungen.
Die Möbeltransporter. Sie tragen ein Klavier aus Schumannstraße 69 heraus, gehen zurück ins Haus, weitere Sachen holen.
Räume in Schumannstraße 69, ohne ihre Bewohner. Küche, ein Schlafzimmer, ein Arbeitszimmer. Musik: »Liebe war es nie«.
Über die Schumannstraße wird ein großes Krankentransport-Kraftfahrzeug, das einem der Bewohner gehört, hinweggehoben. Die Greifzangen drücken die oberen Wände des Fahrzeugs ein. Kleiner Schaufelbagger im Hinterhof hebt die Decke eines Nebengebäudes hoch, läßt sie fallen, so daß sie zertrümmert. Es ist jetzt früher Morgen, etwa 8 Uhr.

48. Zur gleichen Zeit: Rita Müller-Eisert telefoniert, Kellerraum.
Im Büro des Agentenführers Rusche klingelt das Telefon. Rusche auf seinem Schreibtisch sitzend, Silhouette gegen das Morgenlicht, nimmt ab.
Rusche: Ja, bitte hallo
Rita: (unhörbar)
Rusche: Also, nun hören Sie mal zu. Also, das ist ja wohl das allerletzte, was Sie sich hier erlauben, nicht wahr? Sie wissen ganz genau, daß wir im Detail kleinste Aufträge brauchen und Sie schicken mir hier ein 25 Seiten langes Exposé hierher, daß ich gar nicht weiß, ob ich das chiffrieren soll oder nicht.
Rita: (unhörbar)
Rusche: Ja, einverstanden. Aber doch nicht so langatmig. Und doch nicht so breitgetreten und solche Geschichten. Das können wir doch überhaupt nicht gebrauchen.
Rita: (unhörbar)
Rusche: Einverstanden. Wenn wir unser Soll vorfristig erfüllen, werde ich den vaterländischen Verdienstorden in Gold zum Ende des Jahres bekommen. Hören Sie mal zu, ich bin dafür eingereicht. Hören Sie mal zu, das müssen Sie doch verstehen. Da müssen wir ein bißchen drauf zuarbeiten.
Rita: (unhörbar)
Rusche (erst lässig, dann energisch): Ich bin das von Ihnen schon gewöhnt, wissen Sie. Vor 14 Tagen haben Sie mich auch schon mal hängen lassen, da haben Sie gesagt . . . die Masche zieht bei mir nicht mehr. Hören Sie mal zu, ich kann Ihnen nur eins sagen, wenn Sie so weitermachen, dann reisen Sie in unsere Republik zurück und können an die Werkbank zurücktreten!

49. *Ritas Eindruck von der Häuserräumung.*
Zeittotale: Baufahrzeuge, Befehlswagen des Polizeiaufgebots, Arbeitergruppen des Abrißunternehmers Lippert, lebhafte Bewegung; nur im Zentrum zwei höhere Beamte, die sich fast überhaupt nicht bewegen. Schnitt. Zeittotale im Schlauch zwischen Schumannstraße 69 und 71, im Hintergrund die Bewegungen behelmter Beamten, im Vordergrund Bauarbeiter.
Rita eilt zwischen den Beamten und ihren Fahrzeugen hindurch zum Ort des Geschehens. Sie nähert sich Ecke Schumannstraße/Bockenheimer Landstraße. Die Erkerecke des Eckhauses wird jetzt vom großen Bagger mit drei massiven Schlägen bedacht. Im Hintergrund stürzen

Hausteile zusammen; im Vordergrund Rita, die u. a. den Unternehmer Lippert wahrnimmt. Rita hält das Ganze fotografisch fest.
Der Bagger gewinnt langsam Höhe und teilt dem Haus drei neue Schläge aus. Einsturz von Mauerteilen.

50. Interview mit dem *Chef der Abbruchfirma*, Herrn Lippert. Im Hintergrund Polizeifahrzeuge.
Lippert: Ja, wir werden jetzt also zuerst mal den vorderen Teil in der Bockenheimer Landstraße abnehmen, das heißt, wir werden das Dachgeschoß und das Obergeschoß wegnehmen, damit vor allen Dingen keine Gefahr besteht, daß hier Fußgänger oder Passanten oder auch heute abend die Straßenbahn behindert wird. Wir haben die Aufgabe bis heute abend 15.00 Uhr, vielleicht auch 17.00 Uhr soweit zu sein, daß in der Bockenheimer Landstraße, von uns aus gesehen, wieder die Straßenbahn fahren kann. Es ist nicht ganz einfach dabei, denn wir haben hier bei der Bauweise verschiedene vorgeplänkelte Giebelstücke, die nur oben leicht angebunden sind und aus dem Grund nicht ganz einfach technisch abzunehmen sind.
Der Bagger verhält ganz oben neben dem Türmchen über dem Erker des Eckhauses Schumannstraße/Bockenheimer Landstraße, dessen Unterbau bereits weggebrochen ist. Später fahren Mannschaftstransporter und ein Lastwagen der Firma Lippert im Hintergrund vorbei.
Lippert (off): Als zweites werden wir dann in die Schumannstraße reingehen und werden dann in der Schumannstraße auch genauso verfahren wie in der Bockenheimer Landstraße. Auch wiederum das Dachgeschoß . . .
Lippert (im Bild): . . . und das zweite OG abnehmen und dann auch wieder mit einem zweiten Gerät, der hier grad hier neben dran steht, mit einem großen Hydraulikbagger, dann den ganzen Block umlegen. Ob es uns gelingen wird, bis heute abend alles wegzubekommen, bezweifle ich, aufgrund der Masse. Es sind immerhin 30 000 m³, die wir heute in Angriff genommen haben, und die wir also unbewohnbar bzw. versuchen wollen umzulegen. Damit also heut abend hier nur noch ein Trümmerhaufen ist.

51. Zur gleichen Zeit. Im Eingang der Mensa der Universität: ein *DKP-Zeitungsverkäufer*, hart bedrängt von umstehenden Studenten, die die Inaktivität seiner Partei anklagen.
Zwischenruf eines Studenten: Arme DKP, wenn es um harte Kämpfe geht.
DKP-Zeitungsverkäufer: Wir haben dazu Stellung genommen und wir lehnen, wir lehnen die Räumung ab. Wir sind . . .
Zwischenruf einer Studentin: . . . gegen die Chaoten, die sich da wehren. Das ist eure Politik. Das hilft genauso dem Kapital, wie die Polizei dem Kapital hilft, wie das das Werkzeug des Kapitals ist. Eure Politik ist eben abzuwiegeln, die Leute davon abzuhalten, daß sie sich wehren, das ist eure Politik, gell?
DKP-Zeitungsverkäufer: Das sind leere Beschimpfungen.
Student: Eure Resolutionen holen überhaupt niemanden hinter dem Ofen raus, wen interessiert denn sowas?

52. *Diskussion über eine Säge.* Vor den Abrißhäusern. Ein Polizeioffizier, Unternehmer Lippert, ein Mitarbeiter von Lippert, Gruppe von Studenten, einer der Hausbewohner, der auf eine Säge hinweist, die auf einem Fahrzeug der Firma Lippert aufgeladen ist und abtransportiert werden soll. Er reklamiert sein Eigentum.
Polizeioffizier: Ja, das mag ja sein, das mag ja sein.
Lippert: Was wir annehmen ist, daß die Säge gestohlen ist, das haben wir nämlich bereits durch die Polizei festgestellt.
Polizeioffizier: Der Herr, der schreibt sich die Personalien auf.

Lippert: Okay, die ist also bei uns am Lagerplatz. Die Polizei weiß schon Bescheid, daß die Säge sichergestellt ist, die Stadt auch.
Student: Das glaub ich zwar nicht.
Lippert: Doch, ich hab . . .
Hausbewohner: Und wo ist denn mein Schweißgerät hingekommen?
Lippert: Entschuldigen Sie mal bitte, haben wir Ihr Schweißgerät? Wieso haben wir Ihr Schweißgerät?
Hausbewohner: Und ein ganzer Kasten von Brennern für Karosseriebau.
Lippert: Entschuldigen Sie mal . . .
Mitarbeiter Lipperts: Da haben noch zwei Kappen gelegen von den Gasflaschen, aber sonst nichts.
Zeitsprung.
Hausbewohner: Es wurde gesagt, wir müßten mit dem Innenminister Bielefeld verhandeln und es wurde . . .
Mitarbeiter Lipperts: Ihr seid doch nicht hingegangen zum Verhandeln!
Hausbewohner: Sicher sind wir hingegangen!
Mitarbeiter Lipperts (schreit): Wann denn?
Lippert (groß): Weil die Polizei nicht wußte, wo die Säge hinkommen soll: »Nehmen Sie den Weg zu ihrem Lagerplatz und wenn sich jemand meldet, dann wird die Säge demjenigen, der es ist und den Nachweis darüber führt, daß es sein Eigentum ist, zurückgeführt.« Aus. Mehr können wir nicht machen, nicht wahr?

53. Absturz einer größeren Mauermasse vom Haus Schumannstraße 71. Bauarbeiter richtet Wasserschlauch scharf ein und spritzt den Staub nieder.

54. Hinweisschild: Palmengarten. Teil der Absperrung des Geländes am Palmengarten, etwa 50 m vom Abriß entfernt.
3 Kinder in Kostümen, Spitzhüte auf, sowie ein Cowboy, auf dem Weg zum Palmengarten.

55. 14 Uhr. *Kinderfasching im Palmengarten.* Kinder im Palmengartendschungel. Schönes Mädchen, das sich vorstellt. Gruppe mit zwei Prinzessinnen und vier weiteren Kindern wird fotografiert. Eine der Prinzessinnen verscheucht aggressiv Erwachsene aus der Foto-Schußlinie.
Saal innen. Bühnendekoration: Struwwelpeter. Eine Kindergarde in Dreispitzhüten marschiert auf der Stelle, bildet Frontalreihe und grüßt abschließend. Musik: La petite tonkinoise.

56. Zur gleichen Zeit: *Demonstration auf der Zeil.*
Flüchtende Demonstranten. Polizeikette mit Knüppeln verfolgt sie. Ein Verletzter wird auf eine Tragbahre gelegt und in einen Sanitäterwagen eingebracht. Polizeisirenen.
Eine Zuschauerin der Demonstration.
Zuschauerin: Ich muß sagen: irgendwie hat's mir sogar Spaß gemacht. Die jungen Leute so im Tempo und haben auch einiges gesungen mit ihren Sprechchören und die haben ja auch Grund dazu. Und es ging wirklich friedlich zu. Es war ja keiner behindert. Die Straßenbahnen konnten fahren ohne Weiteres. Bis die Polizei kam. Wird die Staatsgewalt und die Polizei nur eingesetzt, um die Kleinen zu drücken? Von den Kleinen wird verlangt, sie sollen für den Staat umsonst arbeiten, so quasi. Ich arbeite nämlich selber für den Staat, davon abgesehen. (Frage: Was sind Sie von Beruf?) Beamtin – Staatsbeamtin. Aber ich bin empört. (Frage: Wo sind Sie beschäftigt?) Bei der Post . . .
Ein Hubschrauber über der Zeil. Ein Beamter, der den Anschluß an seine Gruppe verloren hat, läuft einzeln vor den Demonstrantengruppen entlang, die pfeifen.

57. *In einem anderen Teil der Stadt.* Rita in einer öffentlichen Telefonzelle. Es klingelt im Ruhezimmer von Agentenführer Rusche. Rusche erhebt sich.
Rusche: Hallo, Sie sind's. Na hören Sie mal, wo stecken Sie denn? Warum kommen Sie nicht? Ich hab Sie doch bestellt. Hören Sie mal zu, ich muß Sie unbedingt sprechen.
Rusches Gesicht in Großaufnahme.
Rusche: Ich erwarte von Ihnen, daß Sie sich innerhalb von 15 Minuten bei mir melden! Sie wissen, was das heißt! Schön. Ende.

58. *Rita gehorcht nicht.* In einem Zimmer. Sie küßt einen jungen Mann, umfaßt seinen Nacken. Sie wurschtelt zwischen seinen zwei Beinen eines ihrer Beine hindurch. Die Steppdecke reicht nicht für die Beine. Lebhafte Umarmung.

59. *Neue Verabredung mit Agentenführer Rusche.*
Rita begibt sich durch die Straßen zum Treff in einem Lokal. Die Küchenfrauen des Lokals: aktiv. Rita und Agentenführer sitzen einander gegenüber. Rusche teilt ihr vertraulich mit, weswegen er sie in Szene 57 zu sich beordert hat.
Rusche: Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich in meiner Stellung auch mal in Filme gehe, die sozusagen die Pornowelle betreffen. Ich war also gestern abend in einem Film: Schlüsselloch-Report, der ungefähr so zwölf Schicksale von Frauen zeigt, wie sie praktisch sexuell da in diese Anschaffungsbahnen gekommen sind. Das war an und für sich ganz interessant. Sie wissen ja, in unserer Republik wird das praktisch abgelehnt und wir sind ja praktisch nicht in dieser Branche tätig.
Rita blickt Rusche mit tödlichem Ernst an. (Obwohl Rusche nunmehr ihrem Ansatz, die gesellschaftlichen Verhältnisse in der BRD zu erforschen, erstmals näher kommt.)
Rusche (off): Aber wie gesagt, wir als Agenten wollen uns ja auch mal ein bißchen in dieser Richtung mal informieren, um eben auch darüber später berichten zu können.

60. *Abbruch am Nachmittag.* Der Hydraulikbagger (»Löffel«) auf dem niedergerissenen Haus Bockenheimer Landstraße 111 schwenkt seitlich, im Hintergrund »Wienerwald«. Der große Greifbagger schlägt gegen ein Fassadestück von Schumannstraße 71, Masse fällt herab; Schwenk an Fassade abwärts.
Staubwolke nachdem beide Bagger einen großen Schwung von Schumannstraße 71 eingerissen haben. Der Löffel-Bagger greift auf Schumannstraße 69 über.
Zeitsprung.
Der »Löffel«, groß, reißt die letzten Parterrestücke ein, durch die Zweige eines Nadelbaums gesehen. Antippen genügt zum Einsturz einer Fensterfüllung. Beide Bagger gemeinsam tätig. Der Greifbagger bringt die Brandmauer von Schumannstraße 71 durch einen Schlag zum Einsturz.
Schumannstraße 69 steht noch. Innen. Wohnungseingang im 1. Stock:

Hier wohnten
wohnen
und werden wohnen
(folgen Namen der Bewohner)

Die Darstellung des Häuserabrisses in einem Druck, lange vor dem Abriß angefertigt; genauso ist es jetzt geschehen.

61. *Abtransport ihrer Habe durch die Hausbewohner.*
Ein regnerischer Vormittag. Auf einen VW-Bus gestapelte Möbel, u. a. ein Schrank, ein geretteter Tisch wird herangetragen, Matratzen; Polizeibeamte mit Schildern sichern.

Goethe Institut e.V. Bibliothek

62. *Es ist Faschingssamstag.* In der Ferne zieht ein Karnevalszug vorüber. Menschen stauen sich davor in heller Sonne. Der Abgeordnete Bieringer in seinem Dienstfahrzeug kommt durch diese Menschenmassen nicht durch. Er tadelt seinen Chauffeur, der im Autospiegel zu sehen ist, weil sie nicht vorwärtskommen.
Chauffeur: Herr Direktor, ich glaub es Ihnen, aber wie soll ich das anstellen? Ich kann doch nicht reinfahren in die Menge. Versuchen Sie mal. Vielleicht nehmen sie auf Sie Rücksicht.
Bieringer: Ich muß um 14,30 Uhr am Flughafen sein. Ich hab 'nen Vortrag in Wien. Ich stopp schon ständig ab. Wir kommen hier nicht weiter. Noch 4 Ampeln bis zum Flughafen, 3 km Autobahn, 2 Landstraßen.
Chauffeur: Ja, was soll ich denn machen?
Bieringer: Ich zahl Ihnen mehr. Sie können doch das Auto ein bissel vorwärts bewegen. Muß ich das noch selber machen?
Chauffeur: Das Zahlen nützt nichts.
Bieringer: Ja, das nützt sicher was. Sie sind Chauffeur, nicht ich bin Chauffeur. Ich muß unbedingt dort zu meiner Besprechung. Sie sind ja verrückt. Wir haben noch 4 Ampeln und 3 km Autobahn und 2 Landstraßen. Dann sorg ich, daß hier vorne die Menschen auseinandergeraten.
Chauffeur: Bitte schön. Gut, gut.
Bieringer steigt erregt aus. Begibt sich vorn zum Anfang der Menschenmasse, die aber nicht ausweicht. Es wäre auch immer noch der Faschingszug als Hindernis da. Geräusche des Umzugs. Bieringer steigt wieder ins Auto.
Bieringer (zum Chauffeur): Wir kommen hier nicht durch. Sie müssen mir unbedingt den Weg suchen.
Schnitt. Das Fahrzeug befindet sich jetzt mitten im Karnevalszug. Bieringers Gesicht: sehr ernst. Im Hintergrund, durch das Rückfenster des Wagens gesehen: 2 Fahnenträger mit Gardeschuten, weiße Uniform, Orden, verlangsamter Schritt. Trommelwirbel.
Bieringers innere Stimme: Ich habe eine gewisse Übersicht. Die Lage ist hochkompliziert.

63. *Straßenschlacht am Faschingssamstag.*
Gleich neben den abgerissenen Häusern Schumannstraße/Bockenheimer Landstraße haben sich ein Wasserwerfer sowie eine Gruppe von Polizeibeamten postiert. Auf dem gegenüberliegenden Trottoir, vom Wasserwerfer mit Wasser beschossen: rennende Demonstranten. Originalton.
Schuß eines Tränengasgewehrs. Steine, die Laternen, den Wasserwerfer oder die Polizeischilde treffen. Der Wasserwerfer rückt einige Meter vor, Polizeitruppe folgt.
Stimme: Auf die beiden Gruppen da oben.
Der Wasserwerfer schießt jetzt mit beiden Türmen auf die auf der anderen Straßenseite mit Fahnen dahinströmenden Demonstranten.
Erregte Stimme: Geh doch ins Auto zurück, Mensch! Schnitt. Nebelkerzen sind gezündet worden. Die Mannschaftswagen.
Schnitt. Verstärkung für die Beamten trifft ein.
Schwenk: aus dem Nebel heraus werfen Demonstranten, die nur als Schatten zu sehen sind, Steine. Die Beamten suchen Schutz auf der Ostseite des Wasserwerfers, Schilde nach oben.
Verstärkungstruppe mit gezogenen Knüppeln trifft ein, will nach links (zur Zeppelinallee hin) angreifen. Gruppenführer mit Sprechfunkgerät zählt die Beamten ab. Wegen Steineinwirkung von rechts zersplittert der Angriff: einige Beamten nach links, einige nach rechts, einige zurück. Kamera sucht nach rechts – Eindruck ablaufender Demonstranten. Einzelne Steine. Schwenk zurück; die Polizei bildet Ketten. Die niedergerissenen Häuser. Ein zweiter Wasserwerfer kommt zur Verstärkung.
Inge Maier mit Koffern überquert die mit Steinen übersäte Kreuzung Zeppelinallee/Bocken-

heimer Landstraße. An Polizeikrädern vorbei, Mannschaftswagen Richtung Messegelände, Sirenen. Inge Maier recht erschöpft.

64. Wohnküche Ritas (bekannt aus Szene 5). Hier stehen noch Marx-Bände. Rita verstaut sie in eine Kiste und in einem Einmachtopf, lädt diese auf ein Fahrrad. Zum Bahnhof. Sie schließt die Bücher in ein Bahnschließfach ein. Den Einmachtopf muß sie hierfür zerkleinern, da er in den rechteckigen Ausschnitt nicht paßt. Sie schließt ab und geht.

65. *Nach Aschermittwoch.* Auf dem Unterbezirksparteitag der Sozialdemokratischen Partei Frankfurt. In langen Reihen sitzen die Delegierten. Der Vorstand hat auf einer Bühne Platz genommen. Daneben das Rednerpult, an dem zur Zeit der Polizeipräsident spricht. Blick auf die Delegierten. Ein Delegierter, am Saalmikrophon, spricht.
Delegierter: . . .Du dann in deiner Eigenschaft als Polizeipräsident fortfahren mußt mit einer früher geübten Praxis, diese Leute mit Strafverfahren wegen Beleidigung, Verleumdung und sonstigem zu überziehen, wie das der Jürgen Roth wegen seines Buches schon am Hals gehabt hat und wie du das jetzt beim Zwerenz wieder eingeleitet hast. Wenn es dir um sachliche Aufklärung von Einzelübergriffen geht, Genosse, dann gib solchen Leuten Unterstützung und gib Ihnen keine Strafverfahren an den Hals. Frage: Warum mußt du das tun?
Beifall der Delegierten.
Gegenschnitt auf Polizeipräsident Knut Müller.
Polizeipräsident: Nicht *ich* habe Zeugen der Polizei vorenthalten oder der Staatsanwaltschaft, sondern der Rechtsanwalt Golzem hat erklärt: er halte es für einen Fehler, daß Zwerenz diese Vorfälle der Öffentlichkeit bereits jetzt mitgeteilt habe, weil die Betroffenen sich noch in Untersuchungshaft befinden und weil sie mit Repressalien zu rechnen haben. Daraufhin habe *ich* veranlaßt, daß noch am Freitag die zwei, die hier in Betracht kommen konnten, nämlich zwei Politrocker, die wir im Polizeipräsidium festgenommen haben . . .
Schwenk über Vorstand auf die Delegierten.
Polizeipräsident (off):. . . weil sie in ihrem Auto sitzend die Namen, die Kennzeichen aller dort abgestellten Polizeifahrzeuge aufgeschrieben haben.
Längere geräuschvolle Reaktion der Delegierten. Nach Abklingen wieder Knut Müller.
Polizeipräsident: . . . wenn Ihr meinen Satz zu Ende anhören würdet, würdet Ihr verstehen, warum ich das sage. Und weil sie daraufhin erklärt haben, sie seien freie Bürger und seien auf dem Wege, ein Bier zu trinken. Daraufhin haben meine Polizeibeamten sie aufgefordert, einmal aus dem Wagen zu steigen. Daraufhin ist der Wagen durchsucht worden. In diesem Wagen sind gefunden worden, die auf einem Flugblatt des Häuserrats anderer Gruppen charakterisierte Ausrüstung, die die sogenannten Politrocker bei solchen Einsätzen mitführen: der bekannte schwarze Helm, die Strumpfmaske, Wollschals, halbdurchgeschnittene Zitronen, Schutz für bestimmte Körperteile und Angriffswerkzeuge gegen die Polizei.
Unruhe unter den Delegierten.
Zuruf: Welche? Welche?
Polizeipräsident (off): Wegen des Verdachts der Teilnahme am Landfriedensbruch hat daraufhin der Haftrichter gegen sie Untersuchungshaft verhängt.

66. *»Und schlägt sich seitwärts in die Büsche.«* Resttruppe eines Karnevalsvereins in Zebrakostüm marschiert seitlich aus dem Bild.
Gegend in Richtung Westen. An einem Flußlauf, schon südliche Atmosphäre, Wäsche hängt an den Balkonen der Häuser. Am Flußufer, ziemlich fern: Inge Maier, mit Koffern. Kirchturm des Städtchens.
Unbekannte Frau, die aus einer Gießkanne Wasser in einen Gully schüttet. Von demselben Hof fliegt eine Taube auf und läßt sich auf dem Dachsims nieder.

Landschaft mit Fluß und Kirche in der Ferne. Inge Maier tritt ins Bild und winkt heftig: sie will mitgenommen werden. Im Beiwagen eines Krads; die Koffer auf dem Rücksitz: Inge Maier.
Ein Flugzeugträger, der sinkt. Flugzeuge starten gerade noch.
Kopf und Augen von Inge Maier, extrem nahe, ihre Vorstellung: lichter Wald im Schnee mit Kindereisenbahn in der Ferne. Vater und Kinder in einem Eisenbahnwagen 3. Klasse. Inge Maier als Kind mit Baskenmütze und Troddel.

67. Montage über Kinderverse und Zeichnungen des Frankfurter Arztes *Dr. Hoffmann*. Arm, der Wasser gießt; wasser-überschwemmtes Zimmer, schwimmendes Hundchen; Segelschiff mit Schornstein.

Was der Mann für Unsinn macht,
Er gießt Wasser in das Glas,
Immer zu, wie dumm ist das,
Und es läuft und läuft und läuft
bis darin die Stub' ersäuft,
Sieh, der Stuhl steht tief darin,
Hundchen schwimmet her und hin
Und zwei Schiffe fahren auch.
Dort mit Segel und mit Rauch,
Von der Babett' an der Tür
Sieht nur noch der Zopf herfür!

Zuletzt Großaufnahme: Zopf von Babett' an der Tür, sonst überall Wasser.

68. Zwei Kinder, als Faschingsindianer gekleidet, haben sich so an einer Durchgangsstraße verteilt, daß eine *Konfettischlange* diese Straße sperrt. Ein Kraftfahrzeug fährt hindurch, die Sperre reißt.

69. Planet oder Mond mit Wolken davor, nach einer Weile der Eindruck: kreisförmiger Ausschnitt auf schwarzem Grund, ähnlich einer *Kreisblende im Stummfilm*, die sich aber nicht schließt.

70. Schnitt: Beate Mainka-Jellinghaus

71. Kamera: Edgar Reitz, Alfred Hürmer, Günther Hörmann

72. Technisches Team: Jürgen Bieske, Alfred Chrosziel, Heidi Handorf, Dietmar Lange, Vit Martinek, Dagmar Rehmer, Burkhard Tauschwitz, Klaus Vogel

73. Darsteller: Dagmar Böddrich, Jutta Winkelmann, Kurt Jürgens, Alfred Edel, Norbert Kentrup, Willi Münch, Jutta Thomasius, Hans Drawe, Christoph Gierke, Utz Rausch

74. Haupttitel

In Gefahr
und größter Not
bringt
der Mittelweg
den Tod

75. Produktion: RK-Film München

III. Was fangen Zuschauer mit so einem Film an?

Am ersten Tag in Frankfurt sitzen im Ufa-Olympia-Kino in der 14 Uhr-Vorstellung: Polizeibeamte in Zivil, die an der Straßenschlacht vom Faschings-Samstag 1974 teilgenommen haben, von *Bild am Sonntag* aus dem Polzeipräsidium ausgeliehen und ins Kino geführt. Eine Reporterin der *Frankfurter Neuen Presse* hat eine Anzahl Frankfurter Bürger (von einem achtzigjährigen Rentner über Stadtkämmerer, einen amerikanischen Unternehmensberater bis zu Polizeibeamten und Karnevalisten, Studenten, Kindergärtnerin) in die Vorstellung geführt. Sie nehmen anschließend zum Film Stellung. Außerdem befinden sich in der Vorstellung eine große Gruppe Studenten, die in einem filmkritischen Seminar organisiert sind. Solche verschiedenen Zuschauergruppierungen finden sich sonst im Kino nicht zusammen.
In München läuft der Film als Kontrastprogramm zu den Weihnachtsfest-Filmen. In Hamburg, Heidelberg, Tübingen, Saarbrücken, Berlin (Bali, Klick) diskutiert im Anschluß an den Film ein homogenes studentisches Publikum. In Bremen und Köln sind es vor allem Arbeiter, Angestellte, berufstätige Frauen, die diskutieren. Die Diskussionen dauern zum Teil länger als der Film. Im Folgenden einige Erfahrungen aus Diskussionen.

Kollektiv-sinnliche Zusammenarbeit, solange es im Kino dunkel ist, Zurückfallen auf den individuellen Redestandpunkt, sobald das Licht angeht

In der Diskussion ist es ganz deutlich, daß akademisch orientierte Zuschauer, insbesondere Studenten, durch den Film wesentlich stärker irritiert werden als Zuschauer, die aus Betrieben kommen. In den Fällen, in denen die Letzteren die Diskussion bestimmen, insbesondere auch Frauen, halten sie sich nicht lange mit der Frage nach der »Aussage« des Films auf, sondern gehen ziemlich bald dazu über, eigene Erfahrungen in die Diskussion einzubringen. Die Diskussion trennt sich rasch vom Film. Es werden eigene Beobachtungen, Erlebnisse, die zum Film assozziiert werden, ausgetauscht, Teile des Films unter Veränderungen nacherzählt; andere Diskussionsbeiträge entfernen sich bis zu Eheproblemen, Erinnerungen an Bombennächte usf. vom Film. Es werden vor allen Dingen auch Vorschläge gemacht, was aus der Erfahrung anderer Städte als Frankfurt noch verfilmt werden sollte. Eine Frau z. B. schlägt vor, aus der Perspektive des spezifischen Drecks einer Stadt und seiner Aufräumung eine Soziologie der Stadt zu entwikkeln.
Ganz anders die typische Reaktion, wenn die Diskussion von Studenten

dominiert ist; allerdings ist auch da die Reaktion nicht so einheitlich, wie hier dargestellt. Immer aber begibt sich die studentische Zuschauermehrheit auf die Suche nach dem Sinn, nach den Wertaussagen des Films. Wo ist die parteiliche Haltung? Was soll der Zuschauer mit nach Hause nehmen? Wenn *ich* den Film verstehe und eine klare Haltung zum Häuserabriß besitze, ohne daß der Film sie mir vorerzählt, wird diese klare Stellungnahme auch anderen (»ungebildeten«) Zuschauern möglich sein? Wo nehme ich in diesem Film die richtige emotionale Wut her, die mich im politischen Film befriedigt?

Diese Diskussion wendet sich rasch den theoretischen Grundannahmen zu, die die Voraussetzung für die Herstellung dieses Films waren, und spielt sich stark diskursiv, also fast überhaupt nicht in der Ausdrucksweise des Films, sondern in der Ausdrucksweise einer Plenardiskussion ab. An einem späteren Punkt wird dies dann bedauert, und in dem Maße, in dem sich trotz der Verbaldiskussion Erinnerungen an Bilder des Films durchsetzen, werden auch hier Geschichten, Erfahrungen, wenn auch wesentlich reduzierter als bei den zuvor genannten nicht-studentischen Zuschauergruppen, eingebracht.

Diese Diskussionshaltung steht aber offensichtlich im Gegensatz zu dem Verhalten, auch der studentischen Zuschauer, während der Film läuft. Die Reaktionen sind da nicht individuell und rational, vielmehr ist eine assoziative Zusammenarbeit der Zuschauer zu beobachten. Eine starke Konzentration, wenn es z. B. um den Häuserabriß geht, und umgekehrt an anderen Stellen starke Heiterkeitsausbrüche, insbesondere in dem Teil »Sprechweise öffentlicher Ereignisse«. Erst anschließend in der Diskussion im beleuchteten Saal kommen immer wieder starke Zweifel: haben wir unter unserem Niveau gelacht? Wie bringe ich wieder Ordnung in die Rezeption des Films?

Wir können hier die Wirkungsweise des sogenannten Erziehungsbewußtseins, das selbstverständlich desto stärker entwickelt ist, je mehr einer Bildungsprozessen ausgesetzt war, ziemlich deutlich verfolgen. Es geht uns darum, den Scheinfrieden dieses sogenannten Bewußtseins, das wie ein Produktionsverhältnis auf der selbsttätigen Arbeit des Sinnenapparates, z. B. Augen, Ohren, Assoziationen, Erinnerung liegt, nachhaltig zu strapazieren. Darin liegt unsere *parteiliche Auffassung* darüber, was im Kino geschieht.

Die Auffassung, gerade von politisch Organisierten, daß ausgerechnet Kino-Autoren im Film Auswege weisen sollen, die die Gruppen in ihrer täglichen Praxis nicht finden, ist absurd. Es kann ja nicht darum gehen, daß auf der Leinwand ersatzweise für die Realität Politik gemacht wird. Etwas ganz anderes kann durch die Film-Wahrnehmung erprobt werden: »Die Sinnlichkeit des Zusammenhangs«, komplexe Wahrnehmung, die allerdings

kräftige Voraussetzung für eine Umformung von Politik zu einem Produktionsinstrument in der Alltagspraxis ist. Dies wird auch nicht durch einen einzelnen Film geschehen, sondern durch Film-Genres, die sich dem sinnlichen Umgang mit antagonistischer Realität widmen. Diese Genres werden aber nie entstehen, wenn nicht in Einzelfilmen der Versuch dazu gemacht wird. Machen wir aber diesen Versuch und verstoßen wir dabei gegen den eingefuchsten Real-Blick, dann ist es richtig, wenn wir zunächst nicht auf Zustimmung in der Diskussion rechnen, sondern mit vehementer Auseinandersetzung.

Anknüpfung an die Formwelt des Stummfilms

Es ist verblüffend, wie weit sich die Rezeption von Filmen von der reichen Formenwelt der Anfangsphase des Films, dem Stummfilm, entfernt hat. Für jemand, der Stummfilme kennt, den Slapstick-Film, den frühen sowjetischen Film, Filme des deutschen Expressionismus usf., bietet »In Gefahr und größter Not bringt der Mittelweg den Tod« keine besonderen Überraschungen. Der Stummfilm geht generell von der sinnlichen Mitarbeit und der Eigenproduktion der Zuschauer aus, die die nur angedeuteten Raster auf der Leinwand aus ihrer eigenen Erfahrung ausfüllen. Eigentlich produzieren dann die Zuschauer den Film aus *ihrer* Erfahrung.
Diese Wechselbeziehung zwischen Film und Zuschauer, die das Kino ausmacht, ist fast völlig überlagert durch die Gewöhnung an die Bedeutungsdramaturgien des Tonfilms, d. h. des Theaters und Hollywoods. Die Studentenbewegung hat seit 1967 das Kino konsequent dem Privat- und Konsumbereich zugeschlagen. Die studentische Szene variiert hier lediglich das Unterhaltungsprinzip, siedelt es zwischen »Der Clou«, gekonnten Western und harter Politware an, die in den gleichen Rastern der Bedeutungs- und der Ersatzbefriedigung aufgenommen werden, als ob nicht politische Haltung sich zu allererst und ganz elementar in der Ebene der Wahrnehmung umsetzte.

Anknüpfung an das Prinzip der Wochenschau

Wie schon Hans Magnus Enzensberger analysiert hat: Die Wochenschau trägt die Realität der Woche als Scherbenhaufen zusammen.* Die Welt als Fragment.

* Dazu und zum Folgenden die Analyse von Wilhelm Roth in: *Filmkorrespondenz* 2/75, Köln; der Essay von Enzensberger wurde 1957 geschrieben (»Scherbenwelt: Die Anatomie einer Wochenschau«, in: *Einzelheiten*, Frankfurt 1962, S. 88 ff.).

Die Zerreißung von Wirklichkeit im Prinzip der Wochenschau hat aber zwei ganz verschiedene Wurzeln. Die eine beruht (1) auf tatsächlichen Eigenschaften der Realität, (2) auf der subjektiven Verarbeitung dieser Realität: Beides sind wirkliche Zerreißungen, Scherbenwelten. Gegen diese radikal dissonante gesellschaftliche Grunderfahrung panzert sich das Alltagsbewußtsein. Der Alltag wäre nicht auszuhalten, wenn nicht sein tatsächlicher Scherbencharakter eingesponnen werden würde in eine Ordnung, in Sinnzusammenhang und menschliche Bedeutung. Der Kuddelmuddel einer Wochenschau oder des Wirklichkeits-Schrotts eines Rundfunkprogramms ist dann aber »realistischer« als das subjektiv notwendige Überspinnen der Realität durch den gesunden Alltagsverstand, das gilt es festzuhalten.

Die andere, entgegengesetzte Wurzel, aus der sich die Scherbenwelt Wochenschau produziert, ist gerade das Sinn- und Bedeutungsbedürfnis. Die Wochen-Pointe, die Aktualität, die sogenannte kritische Wendung, »die Übergänge«, die Auswahl nach Bedeutsamkeit zerreißen die Realanteile, die die Wochenschau-Kamera registriert, nochmals, diesmal aber von der subjektiven und objektiven Disparatheit her gesehen ohne notwendigen Grund, und überhaupt nicht radikal. Sich auf diese »kritische« Wurzel zu stützen, führt tiefer in das Labyrinth hinein und nicht heraus.

In unserem Film, der zwei Wochen nach dem Prinzip einer Doppel-Wochenschau von 90 Minuten zusammenfaßt (und dieses Prinzip der »Momentaufnahme« haben schon die Brüder Lumière erfunden), weigern wir uns durchweg, dem Wunsch nach kritischem Sinn, nach Einfügung in die traditionellen Bedeutungsrahmen einschließlich der »gesellschaftsverändernden« einfach nachzugeben. Wir rechnen allerdings damit, daß jeder Zuschauer, auch der politisch nichtorganisierte, aufgrund seiner eigenen Erfahrung hinreichend Hunger nach Sinn verspürt, also durchaus Stellung nehmen wird. Er wird es um so mehr tun, wenn nicht die Filmautoren ersatzweise für ihn die Raster vorgeben.

Dabei geschieht nicht das Gleiche wie in der Realerfahrung, wenn einer durch die Straßen läuft oder mit dem Auto Freitag 17 Uhr durch die Stadt fährt. Gemeinsam mit dieser Wahrnehmungsweise ist sicher, daß in allen Formen der Alltagserfahrung Realitätssplitter aufgenommen werden. Daran knüpft der Film an, aber es werden Erfahrungen, die einer so nur machen kann, wenn er 14 Tage in der Stadt herumläuft (wozu der Zuschauer nicht die Zeit und meist auch keinen Grund hat), in 90 Minuten zusammengefaßt. Realitätspartikel, die für die Alltagserfahrung nicht zusammentreffen, begegnen einander im Film unmittelbar. *Das produziert keine Aussagen, wohl aber Gegenständlichkeit, die es naturwüchsig in der Gesellschaft nicht gibt und an der sich die Erfahrung abarbeiten muß.*

Der traditionelle kritische Standpunkt, die Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts, geht von einer Art standardisiertem menschlichen Interesse aus. So wie der Detektiv sich für die Aufklärung des Mordes interessiert, interessiert sich jedermann für »wirkliche Verhältnisse«. Das stimmt aber nur für eine zahlenmäßig kleine Schicht von Ereignissen, die herrschende Oberschicht der Ereignisse: die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte, den »großen«, d. h. verwickelten Mord, Furcht und Elend, Erschütterung, Entspannung usf. Es ist offensichtlich, daß der Hauptteil aller Erfahrungen im Alltag, im Arbeitsprozeß, in der Sozialisation diese herausgehobene Struktur, die auf ein »Handlungsinteresse« antwortet, nicht hat. Das Erkenntnisinteresse richtet sich vielmehr auf zwei verschiedenen, getrennten Ebenen häuslich ein: (1) in Form des Allgemein-Interesses, das sich von der Alltagserfahrung trennt und an hohen Spannungswerten sich orientiert, (2) in Form der »reellen« Lebens- und Produktionsinteressen, die an einer gesellschaftlichen Verallgemeinerung nicht in gleicher Weise teilnehmen und die zwischen den gesellschaftlichen Gruppen, Produktionsstätten und Lebensmilieus kaum austauschen. Ein scheinbar unendlicher »Parallelismus von Unter-Gesellschaften«. Im Bereich dieser zweiten Gruppe liegt die Mehrheit der sinnlichen Wahrnehmungen, Gefühls- und Verhaltensmuster, nach denen sich Menschen tatsächlich richten. Ihre Veränderung kann auch gesellschaftliche Veränderung bewirken. Nun sind gerade diese Erfahrungen solche der Parzelle, auf der jemand arbeitet oder lebt. Das vehemente Unbehagen, das das kritische Bedürfnis an dieser Parzellierung (»mit Privatheit geschlagen«) empfindet, darf nicht dazu führen, daß man stillschweigend den Sachverhalt umfälscht. Es gilt festzuhalten, daß, von den Beispielen des Films einmal ausgehend, die Hausbesetzer, die Karnevalisten, die Studenten, die Jungunternehmer, die Astrophysiker, der feiernde Polizeichor usf., daß diese verschiedenen Parzellen an Erfahrung einander wechselseitig nicht wahrnehmen. Man muß schon sehr suchen, um vier lebendige Augen zu finden, die einen gesellschaftlichen Grund haben, alle diese verschiedenen Bereiche zu berühren, die doch nur insgesamt ein Stück Stadt ausmachen.

Es geht um die Frage des Überblicks. Der Bundestagsabgeordnete Bieringer hat die dazu notwendige Vogelperspektive. Er bezahlt den Überblick damit, daß er von nichts irgend etwas Wirkliches weiß. Darin zunächst einmal verwandt mit Presse, Funk, Film, Theater, Philosophie, Politik, Programmarbeit, Vereinsgründung in gesamtmenschlicher Absicht usf.

Auch ein Gerichtsvollzieher oder Journalist hat Gelegenheit oder einen beruflichen Grund, in alle verschiedenen Milieus einzudringen. Aber was nimmt er dort wahr? Welchen Grund für Wahrnehmungen hat er?

Wenn wir im Film uns auf die Augen der Beischlafdiebin Inge Maier, der Agentin Rita Müller-Eisert kaprizieren, so enthält das insofern eine Übertreibung, als es sicher eine ganze Menge anderer sinnlicher Erfahrungen gibt hinsichtlich dessen, was der Film zeigt. Aber diese Übertreibung scheint uns durchaus proportional, gemessen an dem Vorurteil, das ein Allgemeininteresse an sinnlicher Erfahrung behauptet.

Die Sinnlichkeit ist eingeschnürt in die individuelle Lebensgeschichte, festgehalten durch den Umkreis des konkreten Berufs, die konkrete Familieninsel oder sonstige Zweier- oder Gruppenbeziehungen, zerteilt dadurch, daß unerträgliche Wirklichkeit zahllose Ausweichbewegungen der Phantasie und der Sinne veranlaßt – das haust »in Höhlen, wovon ein großer Teil nur eine Öffnung, der andere nur zwei und der bevorzugteste nur drei Öffnungen hat. Die Fenster sind an einem Haus, was die fünf Sinne für den Kopf sind« (MEW Bd. 8, S. 201). Wir kennen von Plato die ontologische Version des *Höhlengleichnisses.* Es geht darum, unter industriellen Bedingungen das Höhlengleichnis realistisch zu wenden.

Das hat noch einen anderen Grund. Wir stützen uns auf die Eigenschaften im Wahrnehmungsapparat, die sich gegenüber dem sogenannten Erziehungsbewußtsein als unterdrückte Klasse verhalten: Assoziationen, Erinnerungsvermögen, die Bewegungsgesetze der Phantasie, das, was in der gesellschaftlichen Organisation durch Arbeitsprozeß und Bildung nicht schon organisiert ist. Wir stützen uns also nicht auf die Dramaturgie der Schulstunde, sondern auf die der Schulpause. Die *Parteilichkeit im Kino* hängt vor allem davon ab, auf welche Koalition der Wahrnehmungskräfte ich mich stütze. Nicht der Filminhalt ist auf seine Parteilichkeit zu untersuchen, sondern das Produktionsverhältnis und die Produktionsweise der Zusammenarbeit von Film auf der Leinwand und Film im Kopf des Zuschauers. Es ergibt sich, solange dies nicht als Kino- und Sehgewohnheit und als Film-Genre stabil existiert, eine eigentümliche Situation: Man redet in diskursiven Texten, so wie hier, über etwas, was man doch nur in der nicht-verbalen Ausdrucksweise von Filmen ausdrücken kann (nicht-verbal auch, soweit im Film Worte oder Bedeutungen vorkommen). Aber man kann gar nichts anderes tun, als sich im falschen Jargon irgendwie auszudrücken. Vor einem kann man sich allerdings hüten: Diese praktische Schwierigkeit, der keine materialistische Ästhetik und keine realistische Methodik entgeht, ist überhaupt nicht mit einer Aporie zu verwechseln. Es geht um eine reine Frage der Geduld und der Arbeitskraft.

IV. Unser Untersuchungsinteresse am Beispiel von Szenen, die nicht oder nicht vollständig in den Film aufgenommen werden konnten

Es folgen hier drei Textbeispiele, die von Original-Tonaufnahmen des Films protokolliert sind:
1. *Karnevalistinnen-Alltag.* Die Gardistinnen des Vereins »Klaa Paris« beschreiben ihren Einsatz bei der Erstürmung des Römers am Faschings-Samstag. Dabei entsteht eine verzerrte, aber subjektiv präzise Perspektive auf den Häuserabriß Schumannstraße/Bockenheimer Landstraße sowie die Straßenkämpfe vom 23. 2. 74.
2. *Streik-Alltag.* Es geht um den ÖTV-Streik Februar 1974, Schwerpunkt Städtische Oper; ein Kneipengespräch mit Mitgliedern der Streikleitung.
3. *Der Alltag von Weltkatastrophen und Sternenexplosionen.* Pausengespräch von Astrophysik-Experten während ihrer jährlichen Frühjahrstagung.

Alltag ist eine Redeweise. Man kann Alltag nicht (obwohl man das meint) sehen, hören, riechen, sinnlich erfahren oder auf den Begriff bringen. Alltag ist durch das bestimmt, was angeblich Nicht-Alltag ist – Luftangriff, Kriegserklärung, Schwarzer Freitag, Burgfrieden 1914, Sondermeldung, Kapitulation Frankreichs 1940, Sonntage, die Christ- und Staatsfeste, die das Jahr durchziehen. Alles dies ist aber wieder eine andere Form von Alltag, denn z. B. Weltkrieg ist nur die öffentliche Version der Verhältnisse, die vorher den Scheinfrieden bilden, usf.
Dem Alltagsbegriff liegt eine ständische Denkordnung zugrunde: Oberschicht von Realität, Unterschicht von Realität; Zeit-Herren, Zeit-Knechte usf.; Leben und Arbeit, als ob Leben nicht auch Arbeit ist. Es kommt darauf an, diese Wahrnehmungsmuster, die z. T. fehlgeschlagene Protestbildungen gegen undurchsichtige, nicht auszuhaltende Geschichte sind, notfalls ahistorisch zu unterbrechen. Dies geschieht zunächst dadurch, daß man sich auf das Besondere jeder Situation, ihre spezifische Redeweise konzentriert, d. h. man geht den spezifischen Verzerrungen nach zwischen den Worten und dem, worum es objektiv geht. Uns interessiert also nicht in erster Linie der Inhalt, sondern die spezifische Redeweise, d. h. die Steuerung der Erfahrung aus der besonderen Situation der Redenden, einschließlich der Fehlsteuerung. Diese Verzerrungen haben z. T. sehr kleine Werte. Eine Summierung solcher Redeweisen wird einen Zerrspiegel des gesellschaftlichen Bewußtseins ergeben und dennoch gesellschaftliche Erfahrung in ihrem wirklichen Aggregatzustand darstellen. Das wird gerade im Vorgang der Summierung, der Konfrontation der verschiedenen Redeweisen deutlich. *Es geht uns also um die Bruchstellen, die der Leser wahrnimmt, wenn er rasch aus dem einen Redemilieu in das nächste übergeht.*

Diese direkte Konfrontation verschiedener Alltagsbereiche findet für die normale menschliche Erfahrung nur unter außergewöhnlichen, »nichtalltäglichen« Umständen statt. Der Film, mehr als jede andere »Kunstgattung«, ist fähig, solche Alltagsbereiche aufeinanderprallen zu lassen: durch Konstruktion, Reduktion; von der plumpen Stilvorstellung klassischer Künste her gesehen sind das kleine, z. T. unauffällige Verstöße (allerdings permanent) gegen die Real-Normen.

Wir können unsere filmische Methode in der hier vorliegenden schriftlichen Form nur nachzuahmen versuchen und verweisen im übrigen auf den Film. Der Leser, der sich z. B. auf den Flüster-Dialog der Karnevals-Gardistinnen einläßt, dann dem Gespräch der Streikleitung folgt, sich dann auf die Mischung von Pausenjargon und Fachwissen der Astrophysiker einläßt, immer kontinuierlich weiterlesend, stößt an den Nahtstellen zwischen diesen Sprach-Milieus auf Interferenz-Töne, die in der Wirklichkeit permanent vorhanden sind, für deren Wahrnehmung es aber keine organisierte Erlebnisform gibt. Hier wird ein undefinierbares Gemisch von Sinn und Unsinn erlebt, auf das allerdings die nicht voll durch das Erziehungssystem programmierten Wahrnehmungsformen, z. B. Zwerchfell, Erinnerungsvermögen, Hunger nach Sinn, Erfahrung des Unsinns usf., prompt und praktisch antworten. Erkenntnisinteresse und Vergnügungsinteresse, das behaupten wir wenigstens, sind an diesen Bruchstellen direkt miteinander verknüpft.

Bei näherer Betrachtung besteht die Welt überhaupt nur aus solchen Massen von Alltagsmilieus. Sobald man sich darüber erhebt, z. B. auf einen komfortablen Bewußtseinsstandpunkt, ist nichts davon mehr wahr. Das Realistische daran entschwindet aber auch dann, wenn man es »stilisiert«, »dramaturgisch« verdeutlicht. Das meinen wir mit »Umgang mit Mischerfahrungen«.*

* Solche »Erfahrungen in ihrem gesellschaftlichen Aggregatzustand« sind alles andere als unpräzise. Methodisch wäre es richtig, diese Milieus wechselseitig aufeinander zu beziehen: so, wie die Gardistinnen die Demonstration und den Häuserabriß spiegeln, zu versuchen, den Karneval aus der Redeweise der Hausbesetzer, diese aus der Perspektive der Astrophysiker und umgekehrt zu beschreiben. Dies entspricht dem Formgesetz der Indirektheit der Wahrnehmung; jeweils das Fremde ist fähiger, die gesellschaftliche Proportion des eigenen Standpunkts wiederzugeben, als man selber. Dies ergäbe allerdings gerade im Verhältnis von »Bewußtsein« zu »Unbewußtsein« eine Summierung von Unsinn. Das Bewußtsein nimmt das ihm Fremde fast gar nicht wahr, während die unbewußte Wahrnehmung den gesellschaftlichen Stellenwert von Fremderfahrung ziemlich exakt wiedergibt. Immer kommt aber heraus, daß ein Bereich gesellschaftlicher Erfahrung vom anderen nichts weiß. Uns interessiert diese Fehlmeldung als notwendige Provokation. Dagegen interessiert uns nicht der Erfolgsbericht darüber, daß wieder einmal die Organisation von etwas nicht Notwendigem gelungen ist. Also Tagesberichte unserer Fehler als Formgattung.

1. *Karnevalistinnen-Alltag: Erstürmung des Römers Faschings-Samstag 1974.*

Situation: 21. 2. 1974, 5 Uhr früh Abriß von fünf Bürgerhäusern Schumann/Bockenheimer Landstraße. Zwei Tage später, Faschings-Samstag, Straßenschlacht Schumann/Bockenheimer Landstraße. Anschließend marschieren Demonstrantengruppen zum Rathaus (Römer), wo gerade der Oberbürgermeister der Stadt zum Schein die Stadtschlüssel an die närrischen Garden übergibt. In diesem Moment stürmen Studenten das Rathaus wirklich.
Beteiligte Gardistinnen – außerhalb des Karnevals sind sie Angestellte und Arbeiterinnen in Heddernheimer Betrieben – berichten:

»Das war doch eine vollkommen ungewöhnliche Zeit für einen Gottesdienst«

1. Mädchen: Wir haben uns getroffen an der Straßenbahnhaltestelle und sind gemeinsam runter gefahren und dann haben wir uns aufgestellt und haben gewartet, bis der Prinz und die Prinzessin kamen, dann sind wir öffentlich vereidigt worden mit mehreren Garden zusammen, Spielmannszüge waren auch dabei. Und dann haben wir einen Trupp gemacht, von der Hauptwache aus runter zum Römer gelaufen. Da hatten sich schon mehrere Menschen angesammelt. Dann haben wir uns da aufgestellt und dann hieß es: jetzt stürmen wir . . .
Zwischengeflüster: der Römer, der Römer . . .
2. Mädchen: Vergiß bitte nicht die Rede von dem Bürgermeister.
1. Mädchen: Dann hat der Bürgermeister angefangen zu reden, hat ein paar Worte gesprochen. Und auf einmal flog etwas durch die Luft. Und da sagte einer von uns: Achtung faule Eier – nicht mehr stürmen.
2. Mädchen: Darauf sprach der Prinz seine Rede und da flogen die weiteren Eier von den Demonstranten. Und da sprach er – mit Beifall von uns unterstützt – weiter und am Schluß kam noch einmal der Bürgermeister, der an uns die Worte richtete, wir sollten gehen, bevor noch ein Unglück passiert.
1. Mädchen: Inzwischen hatten die Demonstranten aber auch noch angefangen, irgendwelche Rufe zu verbreiten, worauf einige von der Garde hergegangen sind und geschrien haben: »Frankfurt«. Worauf die Garde antwortete: »Helau«, so laut, daß man die Demonstranten nicht mehr verstanden hat. Dann haben wir uns aufgelöst, nachdem der Bürgermeister das zu uns gesagt hatte. Es gab dann eigentlich für uns keine Schwierigkeiten mehr, aus der Stadt herauszukommen.
2. Mädchen: Nein. – Dann ging es weiter mit den Befürchtungen, daß wir am Fastnachtssonntag das gleiche erleben, daß wir mit Eiern beworfen werden, während wir marschieren oder sonst irgend welche Mädchen oder was belästigt werden. Das kam noch alles dazu und da hatten wir natürlich eine höllische Angst. Der ganze Zug wurde von Polizei abgeriegelt. Überall standen Polizisten mit Sprechfunkgeräten, die dem Anfang des Zuges dann erzählt haben, ob was passiert ist oder nicht. Aber Gott sei Dank haben sich die Demonstranten zurückhalten können. Aber trotzdem litt die ganze Faschingsstimmung darunter, daß man immer darauf gefaßt sein mußte, daß im nächsten Moment aus sämtlichen Reihen da jetzt Demonstranten stürmten oder nicht. Selbst die Bevölkerung, die eigentlich nicht so darüber Bescheid wußte, war irgendwie doch bedrückt. Und ging nicht so aus sich heraus wie sonst.
Frage: Was wolltet Ihr denn am Römer?
1. Mädchen: Am Römer – das ist Tradition jeden Faschingssamstag, daß der Römer erstürmt wird, d. h. damit, daß der Bürgermeister dem Prinz und der Prinzessin das Zepter übergibt für die drei tollen Tage.
Frage: Was bedeutet das?
2. Mädchen: Daß die Narren die Regierung der Stadt Frankfurt übernehmen. Also sie Gesetze herausgeben, die für die drei tollen Tage gelten.

Frage: Und was wollten die Demonstranten?
1. Mädchen: Morgens war Demonstration im Westend wegen der Häuserbesetzung und die haben das mitgekriegt, daß wir Faschingssamstags den Römer bestürmen und da kamen die mit Eiern . . .
2. Mädchen: . . . und wollten das ganze Zeremoniell stören. Der Bürgermeister hatte sich denen vorher überhaupt nicht gezeigt und da haben die das spitz gekriegt, daß der Bürgermeister gefesselt wird mit goldenen Ketten und daß der riesengroße Schlüssel dem Prinz übergeben werden muß und da mußte er sich ja zeigen. Und in dem Moment, wo er raustrat, haben die angefangen, ihn mit Eiern zu bewerfen und ihn fürchterlich zu beschimpfen, was wir dann wieder übertönten mit diesem »Frankfurt Helau«.
Frage: Was ist der Spruch von Frankfurt in diesem Jahr?
1. Mädchen: »Komm mach mit, lach dich fit.«
Mädchen und junger Mann: Vor allem, was das Wichtige dabei war, die ganze Demonstration lief zwei Stunden durch die Innenstadt, ohne größere Zwischenfälle. Die Polizei brauchte nicht einzuschreiten. Dann haben sich ganz kleine Gruppen abgesondert und die haben dann buchstäblich wie Rocker sich verhalten und haben dann den Terror genmacht.
Frage: Wie geht denn so was vor sich?
1. Mädchen: Folgendes: Da stellt sich einmal die Bürgerwehr, eine Garde aus Frankfurt, direkt vor die Eingangstür und dadurch müssen wir kommen. Wenn wir innen in dem Saal sind, rennen ein paar hoch, nehmen den Bürgermeister gefesselt, geben dem Prinz das Zepter und den Schlüssel und dann geht der direkt auf die Empore und spricht dann seine Gesetze, die eingehalten werden müssen.
Frage: Und wieso wird der Oberbürgermeister mit goldenen Ketten gefesselt? Wie wird das gemacht? Wie kriegt man den überhaupt?
1. Mädchen: Ja, die Herrschaft übernimmt dann das Prinzenpaar von Frankfurt und der Bürgermeister hält dann eine Rede und gibt es selber zu, daß seine Politik nicht die allerbeste ist und überläßt für die drei tollen Tage dem Prinzenpaar und den Narren von ganz Frankfurt das Reich und jeder Bürger muß sich dann den Gesetzen von dem Frankfurter Prinzenpaar unterwerfen.
Frage: Und worin beruhen diese Gesetze?
1. Mädchen: Die werden jedes Jahr neu aufgestellt von dem Prinzen und richten sich nach dem Wahlspruch der Kampagne. Die verliest er dann.
2. Mädchen: Das sind jedesmal elf Gesetze, weil die Narrenzahl elf ist.
Frage: Was war dieses Jahr das Gesetz?
1. Mädchen: Es sind elf Gesetze aufgestellt worden, z. B. ein Gesetz, was ich noch sehr gut in Erinnerung habe: »Es muß mehr Bier getrunken werden«.
2. Mädchen: Dann haben sie die Polizei aufgefordert, in die Wasserwerfer Äppelwoi einzufüllen, damit die Demonstranten mal Stöffchen gespritzt kriegen.
1. Mädchen: Und die Fahrschule müßte auch mal nach Offenbach fahren, damit die erfahren, wie die Offenbacher wild fahren, damit unsere Fahrschüler das können in Frankfurt.
3. Mädchen: Und daß am Hauptbahnhof nicht mehr Hauptbahnhof ausgerufen wird, sondern Großbaustelle Frankfurt. Und daß bei Demonstrationen die Studenten auch was bekommen, damit sie überhaupt wissen, für was sie demonstrieren. Und die Polizei hat bei Auflösung unerlaubter Demonstrationen den Schlachtruf »Helau« auszurufen.
1. Mädchen: Jeder Redner im Bundestag oder im Stadtrat von Frankfurt hat, bevor er eine Rede antritt, die Leute mit »Frankfurt Helau« zu begrüßen und nach Abschluß der Rede ebenfalls »Helau« auszurufen.
Frage: Wie viele Menschen nehmen nun am Frankfurter Faschingszug am Sonntag teil?
Mädchen durcheinander: Zehntausend, das kann man gar nicht glauben, zehntausend – mehr, fünfzehntausend, sechzigtausend ist geschätzt worden – vierzigtausend.

1. Mädchen: Sind ja auch Garden aus allen Teilen, die kamen sogar aus Straßburg, Zürich – ist alles vertreten. Dann war Würzburg auch dabei, Würzburger Prinzenpaar war auch da.
Frage: Und wie viele Menschen gucken sich den Zug an?
1. Mädchen: In Frankfurt sind es ca. 300 000. Und in Heddernheim bei uns waren es ungefähr fünfzig- bis sechzigtausend.
2. Mädchen: Mehr – fast an die 100 000.
1. Mädchen: Bei uns in Heddernheim?
2. Mädchen: Ja, bei uns in Heddernheim. Jawohl.
1. Mädchen: Im Verhältnis ist unser Zug in Heddernheim stärker besucht als der Frankfurter.
3. Mädchen: Da ist die Atmosphäre auch viel gemütlicher und besser als in Frankfurt, weil in Heddernheim halt jeder Bürger von klein auf damit groß wird und sich mehr in die Lage versetzen kann.
Frage: Woher kommt eigentlich der Name »Klaa Paris«?
1. Mädchen: Weil die Gassen so verwinkelt sind. Das hängt damit zusammen.
2. Mädchen: Jetzt fällt mir noch was ein von unserem Zug hier in Heddernheim. Da wurden auch ein paar Mädchen von Demonstranten belästigt, von so Rockern, kann man praktisch sagen, die nach der Demonstration die Leute stören. Die alle Autos einwerfen. Da wurden ein paar Mädchen von unserer Garde belästigt, an den Haaren gezogen. Das sah aus, als wären die Kerle besoffen gewesen, hinterher hat sich dann herausgestellt, daß das Demonstranten waren.
Frage: Wißt Ihr eigentlich was von der Häuserräumung, wegen der demonstriert wird?
Mädchen: Ja, ja.
Frage: Was ist denn das?
1. Mädchen: Die haben im Westend ein Haus besetzt gehalten – Schumannstraße – ja, in der Schumannstraße. Und morgens um fünf Uhr kam die Polizei und hat das Haus geräumt und kam dann auch gleich mit Baggern und Bulldozzern und haben das Haus niedergewalzt. Und da blieb also nur Schutt und Asche übrig. Und daraufhin haben die Demonstranten aufgerufen, sich zu versammeln. Da haben die Demonstranten angefangen. Und soviel mir bekannt ist, wurden sogar Rocker angefordert. Und zwar kamen welche aus Düsseldorf.
2. Mädchen: Und aus Berlin.
1. Mädchen: Ja, und die Politrocker . . .
2. Mädchen: Und das schlimmste daran ist ja, daß nicht nur Frankfurter Studenten sich da dran beteiligt haben, sondern daß aus ganz Deutschland die Studenten gekommen sind und Rocker und – – – Wer sich eben kloppen wollte, kam zur Demonstration.
Frage: Woher wußtet ihr das?
1. Mädchen: Das haben wir alles hintenrum erfahren, da hat mal irgend jemand was erzählt und da hat sich mal jemand groß mit getan. Das hört man hier alles.*
2. Mädchen: Außerdem haben sie im Radio, im HR oder HR 3, haben sie durchgegeben, daß eine Demonstration verläuft von 9 Uhr ab. Und wie ich fortgegangen bin von zuhause, haben sie gerade im Radio gesagt, die Demonstration hat sich zwar aufgelöst, aber an der Hauptwache haben sich so Gruppen gebildet von Rockern, die das ganze Zeremoniell stören wollen. Man sollte sehr aufpassen.

* Wir haben sie veranlaßt, sich nur flüsternd zu verständigen und zu antworten. Im Flüstern sind gewisse Real-Kontrollen ausgeschaltet. Die Gardistinnen geben deshalb Vorurteile, von denen sie gehört haben, und eigene Wahrnehmungen unkoordiniert wieder, d. h. in ihren Eindrücken ist die eingetrichterte These von den Polit-Rockern genauso enthalten wie der Unglaube an diese These. Bei wechselseitiger Realkontrolle wäre dies zu Gunsten der Propaganda-These vom Polit-Rocker wegkoordiniert, also die eigene ungläubige Erfahrung unterdrückt.

Frage: Und habt Ihr aufgepaßt?
Mädchen: Ja sicher, haben wir aufgepaßt. Wir haben uns Plastiksäcke mitgenommen, im Falle eines Falles die mit Eiern schmeißen sollten und das Prinzenpaar hatte Feuerlöscher dabei, wenn sie also angegriffen werden sollten unterwegs, daß sie sich wehren konnten. Es waren auch überall Vorsichtsmaßnahmen getroffen worden.
2. Mädchen: Und ich glaube, die Demonstranten hätten den kürzeren gezogen, denn die Leute waren alle derart sauer auf die, das war eine unheimliche Antistimmung gegen die.
1. Mädchen: Du darfst aber eines nicht vergessen, die waren maskiert, die Demonstranten, die da waren, die hättest du so schnell nicht erkannt.
2. Mädchen: Ganz genau.
1. Mädchen: Du hättest doch gemerkt, wenn dir einer mit 'nem faulen Ei ins Gesicht schmeißt.
2. Mädchen: Ja sicher, aber daß man vorher genau aussuchen konnte: du bist ein Demonstrant und die nicht, das konnte man überhaupt nicht erkennen. Wir wußten gar nicht, wer ist ein Demonstrant und wer nicht.
Frage: Als was waren die denn maskiert?
1. Mädchen: Als alles mögliche.
2. Mädchen: Wie man sich gerade zum Fasching verkleidet, ja.
Frage: Alte Männer?
Mädchen: Nein, nein, alte Männer nicht.
1. Mädchen: Z. B. als Clown oder sowas, als wenn sie richtig Fasching feiern würden, als wenn sie dazu gehören würden.
2. Mädchen: Daß sie halt nicht auffallen.
1. Mädchen: Bevor die Räumung stattgefunden hat, haben die Demonstranten schon irgendwie da 'ne Ahnung von gehabt, da haben die sich Nachschlüssel gemacht, und zwar von der Kirche in Bockenheim und haben dort also in Bockenheim um ½6 früh haben plötzlich die Glocken angefangen zu läuten. Da sind sämtliche Demonstranten aus Wohnheimen und aus Wohnungen angekommen und haben sich sofort versammelt, um praktisch die Polizei an der Räumung zu hindern. Und dann später halt die Demonstration veranstaltet.
2. Mädchen: Also morgens um ½6 sind die in die Kirche rein und haben dann von um ½ bis um ¼ nach 6 die Glocken läuten lassen, was also von den Demonstranten her vorher ausgemachtes Zeichen war, daß die Räumung läuft.
Frage: Dachten nun die Menschen, daß es Gottesdienst war?
1. Mädchen: Nein, die wußten ja. Das war doch eine vollkommen ungewöhnliche Zeit für 'nen Gottesdienst. Die haben sich alle fürchterlich gewundert, daß um die Zeit die Glocken läuten, dann auch noch so lang.
2. Mädchen: Genau, die haben bestimmt gedacht, daß irgend etwas anderes passiert wäre, etwas Fürchterliches. Ich nehme an, daß alle aus den Betten hochgefahren sind, denn wer steht am Samstag schon um ½6 oder um 6 Uhr auf. Die haben meistens länger geschlafen.
Frage: Was ist euch selber passiert mit Euren Kostümen?
1. Mädchen: Ein Teil von uns hatte Eier.

2. *ÖTV-Schwerpunkt-Streik Frankfurt, hier: Städtische Bühnen. Kneipengespräch der Streikleitung.*

1. Sprecher: Weil das betrieblich abgestimmt werden muß. Wir hatten eine Konzertveranstaltung, die bis 1 Uhr lief.
2. Sprecher: Das Konzert läuft bis 1 Uhr und um 13.30 Uhr bereits fing eine neue Vorstellung

an, ein Schauspiel. Der Besucher war also unmittelbar vor dem Haus. Wir haben uns gefragt, was tun wir? Machen wir jetzt einfach die Unterbrechung des Laufenden und blockieren schon? Wir waren uns also einig geworden, die laufende Konzertveranstaltung geht aus. Dann fällt der Vorhang und die Technik wird abgerufen zu uns rauf, die Streikleitung tritt in Streik.

Frage: Wie ist das dann gelaufen?

3. Sprecher: Ja, wir haben das abgesprochen oben in der Streikleitung und haben das Konzert auslaufen lassen und sind dann hergegangen und haben die Leute, die waren am Arbeiten, wir wußten noch net ganz, lassen wir jetzt das Konzert abbauen oder lassen wir es nicht abbauen, lassen wir es stehen, den Konzertsaal, weil das ja am Montagabend wieder läuft. Da haben wir uns gesagt . . .

1. Sprecher: Genau.

2. Sprecher: Die hatten schon angefangen, die Leute, haben etwas abgebaut und da bin ich runtergegangen im Namen der Streikleitung und habe gesagt, jetzt ist Feierabend, es ist jetzt sowieso der Streik. Und da haben die aufgehört, haben wir die ins Foyer bestellt und haben den Konzertsaal stehen lassen so halb abgebaut, auf deutsch gesagt, wie er war, Konzerte konnten nicht stattfinden in dem Konzertsaal und auch keine Proben, weil alles da gestanden hat. Normal für die Probe war ja nichts drin, so wies war.

Frage: Wie ist denn die Streikleitung zusammengekommen?

1. Sprecher: Die Streikleitung war ja schon zusammen wegen dem Abstimmungsvorschlag, ja?

3. Sprecher: Ne, es ist folgendes, wir haben natürlich unsere Vorbereitungen getroffen, das ist klar. Ich wußte z. B. schon seit langer Zeit, daß Sonntagmittag wahrscheinlich oder zu 99%iger Sicherheit der Tag ist, aber es ist uns empfohlen worden, nichts drüber zu sagen, aber wir haben die Vorbereitungen so getroffen, daß man sagen konnte, am Tag X ist bei uns zu, und die Aufgabe der örtlichen Streikleitung ist einfach gewesen, dafür zu sorgen, daß eben alles dann auch klappt.

1. Sprecher: Was heißt denn z. B. alles ist zu?

2. Sprecher: Innerbetrieblich.

3. Sprecher: . . . kann doch nicht wissen, wie kann man jetzt im Theater Frankfurt einen Streik organisieren, das weiß zum Beispiel . . .

2. Sprecher: Die Leute, die da arbeiten . . .

3. Sprecher: . . . die Leute, die da arbeiten, am besten, das ist einmal ganz klar und wir haben uns schon vorher beraten, wir wußten ja ungefähr, wer ist die Streikleitung, wer ist das und das, und da haben wir uns schon vorher abgesprochen, wie machen wir den Streik, damit er auch wirkungsvoll ist.

Frage: Wie macht man das? Was schaltet man aus?

3. Sprecher: In erster Beziehung die Hochspannung. Das ist ein Raum, der sämtliche elektrische Anlagen, ob das jetzt Heizung, Strom, Hydraulik und was alles so da drin ist . . .

2. Sprecher: Das ist im Grunde genommen in jedem Theater gleich, d. h. wenn die Hochspannung sich quer stellt, d. h. mit uns streikt, dann gibt es nur die Notbeleuchtung bzw. die Arbeitsbeleuchtung und dann läuft das nicht, dann brennt kein Scheinwerfer, da geht kein Stellwerk, da geht nichts, da geht auch keine Hydraulik, d. h. die Versenkung hoch und runter bzw. der Boden, wenn der mit den Zugstangen hoch und runter, da wo die Prospekte und alles drin hängen . . .

1. Sprecher: Wichtig ist ja Licht.

3. Sprecher: Liegt alles nur an der Hochspannung.

2. Sprecher: Das ist ja die Hauptsache.

4. Spreche Das ist für uns der zentrale Punkt, den wir an und für sich besetzt halten und darauf geachtet haben, daß nicht der Verwaltungsdirektor bzw. technische Direktor irgend-

welche Sperenzchen anfängt und sagt, ich will da und da Licht haben und so. Das war bei uns die Aufgabe, das zu verhindern und ich glaube, das haben wir heute ganz gut geschafft.

5. Sprecher: Wir haben die Portiers von unserem Streik freigestellt und der Portier läßt zwar nicht jeden ins Theater rein, aber er läßt diese Leute rein, die er z. B. kennt.

6. Sprecher: Die zum Theater gehören.

3. Sprecher: Die zum Theater gehören, können auf ihren Arbeitsplatz, wenn sie nicht gewerkschaftlich organisiert sind, und die müssen auf ihrem Arbeitsplatz z. B. erscheinen, daß zumindest der Vorgesetzte nachkontrollieren kann, daß sie da sind. Es liegt dann an dem Vorgesetzten, ob er sie nach Hause schickt, oder ob er sie die 8 oder 10 Stunden im Haus läßt und wir organisierten Arbeiter bzw. Angestellten, wir streiken z. B. und wir haben den riesengroßen Vorteil, daß z. B. die Hochspannung für uns eigentlich das zentrale Problem ist, daß die hundertprozentig organisiert ist, und die Sache haben wir in der Hand.

2. Sprecher: Das hört sich jetzt so an, als brauche man nur die Hochspannung lahmzulegen und schon liegt auch das Theater lahm. Ich meine, da ist ein Körnchen Wahrheit insofern dran, daß – es gibt überhaupt kein Theater mehr in der Bundesrepublik, das nicht angewiesen ist auf eine gut funktionierende Technik. Es ist ja nicht mehr so, daß die Schauspieler mit ihrem Karren da kommen.

3. Sprecher: Das moderne Theater kommt ohne die Technik gar nicht mehr aus. Ohne diese ganzen Raffinessen von der Technik, wie Versenkung, Schnürböden . . .

3. Sprecher: Na gut, aber du hast das eben so hingestellt, als liegt das nur an der Hochspannung, ob die arbeitet oder so. Du stellst das so als Hirn hin. Die Bühnentechnik ist genausogut organisiert wie die Hochspannung.

4. Sprecher: Natürlich, aber . . .

2. Sprecher: Man muß das jetzt so sehen, der konkrete Punkt bei unserem Theater ist die Hochspannung und wenn die abschaltet, dann läuft kein Zug, kein Schnürboden, kein Hydraulikzug, da ist kein Licht, da ist gar nichts mehr. Im Dunkeln kann keiner proben und das ist der konkrete Punkt sozusagen, verstehst du?

1. Sprecher: Na die Streikleitung an für sich, wie soll ich jetzt sagen, die Aufgabe ist, damit gewisse Punkte, wir können natürlich auch nicht ausschließen, wenn jetzt gewisse Sachen, wo wir sagen, das Haus hat ja auch gewisse Anlagen, die irgendwie, die man nicht ganz abschließen kann, weil hinterher ein Aufwand dabei ist, der vielleicht . . .

5. Sprecher: Nur als Beispiel: die Heizung wurde gedrosselt auf Null Grad und wenn wir sie kalt gestellt hätten, dann hätte die Hochspannung bzw. die ADA sechs Monate Arbeit gehabt, um sämtliche Ventile usw. usf. wieder . . .

1. Sprecher: Herzustellen.

3. Sprecher: Herzustellen und das wollten wir nicht.

2. Sprecher: Ja seht ihr die Aufgabe da drin, Notdienst aufrecht zu erhalten, Werkschutz zu machen?

1. Sprecher: Die Hauptaufgabe der Streikleitung ist, dafür zu sorgen, daß der Streik klappt, daß das Publikum . . .

3. Sprecher: Sowieso.

2. Sprecher: Das muß aber gesagt werden, bitte schön.

1. Sprecher: Dazu gibt es ja auch viele Teilbereiche. Einen Streik intern zu führen, ohne das Publikum zu treffen, das könnten wir ja auch. Wir könnten also beschließen, wir bestreiken den internen Dienst, blockieren, aber weil wir das Publikum nicht treffen wollen, tun wir alle Maßnahmen treffen, daß der Zuschauer abends rein kann, daß er seine Vorstellung sieht.

3. Sprecher: Da brauchen wir auch *nicht* zu streiken.

1. Sprecher: Dann brauchten wir an für sich nicht zu streiken . . .

4. Sprecher: Wir beherrschen direkt, was man, man weiß ja ungefähr was, z. B. wir sagen jetzt, der gesamte Westflügel vom Schauspiel wird außer Betrieb gesetzt.

3. Sprecher: Das verlangen wir.

2. Sprecher: Und dann schalten die den Flügel ab und dann gibt es noch verschiedene Bereiche, wie Werkstätte usw., das sind ja auch keine Ingenieure oder so was, das sind qualifizierte Arbeiter, die das beherrschen. Und dann nehmen die die Sicherung raus für die Schreinerwerkstatt, für die Schlosserwerkstatt und für sämtliche Werkstätten, die der ÖTV angeschlossen sind.

4. Sprecher: Dazu muß ich sagen, daß die Hochspannung z. B. bis auf einen von sieben Leuten in der ÖTV organisiert ist.

2. Sprecher: Na die sind ja organisiert, das ist ja ganz klar. Nur muß man eben diesen Notdienst einrichten, denn es kann ja auch etwas Unvorhergesehenes passieren, wo das wieder rein muß, z. B. wir haben eine Sprinkleranlage, eine Sprenganlage, wenns brennt wird die ausgelöst und so, das muß man ja alles berücksichtigen. Wie er schon sagte vorhin mit der Heizung.

3. Sprecher: Auf der anderen Seite, die Kollegen von der Feuerwehr, die bei uns im Theater eingesetzt sind und die ständig da sein müssen, die sind wahrscheinlich, sollte die Feuerwehr streiken, was ich mir kaum vorstellen kann . . .

1. Sprecher: Sind Beamte.

2. Sprecher: Nicht ganz wahr. Und diese zwei Leute, die bei uns ständig immer da sind, wenn keine Vorstellung ist usw. usf., also vormittags und nachmittags und so, die sind laufend im Dienst.

5. Sprecher: Stimmt es, daß Feuerwehrleute Beamte sind?

3. Sprecher: Ich glaube es nicht.

2. Sprecher: Nein, nicht alle. Die Leute, die im Theater sind, das ist ein Oberbrandmeister, das sind Leute, die also eventuell im Dienst verletzt sind, die kommen zu uns zur Station, zum 24-Stunden-Dienst, die sind ja Tag und Nacht bei uns, weil die Alarmanlage bei denen zusammenläuft. Wir sind praktisch, wenn einmal was passiert, nur Hilfsmannschaft von denen, was die anordnen.

1. Sprecher: Ja, gut.

3. Sprecher: Aber Sprenganlagen gehen sowohl bei uns in der Hochspannung zur Anzeige wie bei denen. Die lösen Feueralarm aus zur Behebung von dem Schaden und wir können aber, bis die da sind, durch innerbetriebliche Maßnahmen das Wasser abstellen, was automatisch springt, wenn ein anderer Regler anzeigt, da ist überhaupt kein Feuer. Und so ist das also eine Ergänzung zu denen, daß die notwendige Notmaßnahme von unserem Personal im Notfall sofort gefahren werden kann, so daß man uns einmal nicht sagen kann, ihr seid selbst schuld, wenn das Theater abgebrannt ist, ihr habt ja eure Leute vor den Betrieb gestellt, ja und hinten war kein Mensch da, der die Kraft gehabt hat, das anders zu machen.

4. Sprecher: Ja, aber trotzdem . . .

1. Sprecher: Deshalb haben wir auch außen nicht abgesperrt.

2. Sprecher: Entschuldige mal, aber trotzdem, wo steht denn überhaupt geschrieben, daß Beamte nicht streiken dürfen? Wenn die Beamten nicht streiken, was hilft denn dann überhaupt noch? Das ist doch ein absoluter Witz zu behaupten, Beamte dürfen nicht streiken, weil . . .

1. Sprecher: Da muß ich sagen, das kann zwar eine persönliche Auffassung sein, aber von dem Rechtsstandpunkt kann ein Beamter zwar sagen, ich mache meinen Dienst nach Vorschrift . . .

3. Sprecher: Vom Rechtsstandpunkt gibts . . .

1. Sprecher: Na ja, das ist eine andere Frage. Ein Beamter, die Feuerwehr bei uns z. B., kann nicht sagen, ich weigere mich, morgen früh zum Dienst zu kommen, oder ich komme, lasse abstempeln und gehe wieder nach Hause, ja?

2. Sprecher: Na gut und was macht die Dienststelle, wenn 100 Beamte das trotzdem machen?

3. *Der Alltag der Sternenexplosionen und Schwarzen Löcher.*
Pausengespräch von Astrophysiker-Experten zwischen den Tagungs-Referaten.

Siehe oben Szene 39. Es geht darum, daß man Fachmann von etwas sein kann, was niemand wirklich kennt. Das Spezifische der katastrophalen »Schwarzen Löcher« ist ja gerade, daß man sie selber nicht sehen oder messen kann und feststeht, daß sie auch in Zukunft niemals direkt irgend etwas ausstrahlen, was sichtbar oder selber meßbar sein wird. Aus der Irritation ihrer Umgebungen kann auf sie indirekt zurückgeschlossen werden. Sie sind streng negativ bestimmt. Dazu die Direktheit der Sprechweise der Experten.
(Übrigens schlägt Enzensberger »Scherbenwelt«, a.a.O., S. 108, als Themenfolge einer Wochenschau vor: »Ein Streik, eine Wahl, eine wissenschaftliche Entdeckung . . .«; S. 107: »unredigierte Originalaufnahmen«.)

– Was heißt kompakt?
– Ja richtig, was heißt kompakt. Was ist denn so ein Durchmesser von einem weißen Zwerg?
– 10 000, 20 000 km.
– Ja. Von einem *Neutronenstern* ist der Durchmesser normalerweise 10-20 km und ich glaube, die Grenze zwischen nichtkompakt und kompakt wird dazwischen liegen. Den weißen Zwerg würde man noch nicht als kompakt bezeichnen, mit 10, 20 km, auch 100 km. Die weißen Zwerge haben eine Zentraldichte von 10 hoch 10 g pro cm^3, die Neutronensterne von 10 hoch 15 g pro cm^3. Diese 15er-Potenzen, die machen das Unterscheiden verhältnismäßig einfach.
– Was ich noch nicht kapiere: Also bei den weißen Zwergen, das ist doch ziemlich sicher, ist die obere Grenzmasse 1,4 Sonnenmassen.
– Ja.
– Und geben die Leute an und rechnen mit Neutronensternen von *einer* Sonnenmasse?
– Ja.
– Wieso geht ein Stern eigentlich über das weiße Zwergstadium hinaus?
– Ja. Das kann man verstehen. Das ist sicher eine gute Frage.
– Ich meine, das ist eine Frage, die noch nicht endgültig beantwortet worden ist, aber man kann sie qualitativ beantworten, denn diese Grenzmassen, die man ausrechnet, das sind die Grenzmassen für statische Konfigurationen und ein solcher Stern entsteht ja durch den Kollaps, durch den dynamischen Kollaps eines größeren Objekts.
– Genau.
– Bei der Entstehung eines Neutronensterns geht der Kollaps sozusagen durch das weiße Zwergstadium hindurch und hier helfen die dynamischen Kräfte also den rein gravitativen Kräften mitschieben.
– Richtig. Was passiert aber dann, wenn ein Neutronenstern in der Supernova-Explosion . . .
– Ja.
– Und da kann ich mich fragen, gibt es Möglichkeiten, einen Neutronenstern sozusagen sanft zu bilden. Und diese Frage habe ich mit Herrn Weigert in Hamburg diskutiert, weil man ja in dieser alten Veröffentlichung von Kippenheim und Weigert diese Bildung von weißen Zwergen in Doppelsternsystemen [. . .]
– Und das, so sagt Herr Weigert, geht nicht.
– Richtig. Das geht nicht. Wenn er Wasserstoff anlagert, geht er sofort wieder in einen roten Riesen zurück.
– Sowie Sie an einen weißen Zwerg Masse anlagern, geht er zurück zum roten Riesen. Er wird nicht zum Neutronenstern.

– Er nimmt die Materie nicht an.
– Ja.
– Auch wenn man da jetzt . . .
– Bei Wasserstoff leuchtet mir das ja ein, aber wenn man jetzt so schwere Elemente so langsam . . .
– Und trotzdem . . .
– Ja. Und das ist also sehr interessant. Es ist für die Theoretiker der Sternentwicklung gar nicht klar, daß sie überhaupt Neutronensterne auf die sanfte Art und Weise bilden können. Und nun kommt Herkules X 1 rein, denn diese Quelle ist ja offenbar ein Neutronenstern, der in einem Doppelsternsystem existiert. Wenn dieser Neutronenstern in Form einer Supernova gebildet worden wäre, dann wäre das Doppelsternsystem dabei wahrscheinlich aufgebrochen.
– Hier gibt es doch 'n Gegensatz zu dem, was die Sternenentwicklungstheoretiker bis jetzt sagen.
– Ja. Aber es ist nicht notwendigerweise so nach dem Gesetz der klassischen Mechanik, daß ein Doppelsternsystem aufbrechen muß bei einer Supernova-Explosion. Das ist nur dann der Fall, wenn unter der Voraussetzung von Kreisbahnen der Massenverlust des Systems durch die Supernova-Explosion, also durch das emittierte Gas größer ist als etwa die halbe Gesamtmasse.
– Aha.
– Nur dann findet ein Aufbrechen der gravitativen Verbindung statt.
– Hm, hm.
– Nun stellt man sich aber vor, daß Neutronensterne ja meist aus relativ massereichen Sternen entstehen und es muß ein massearmer Rest übrigbleiben, so daß bei Supernova-Explosionen vom Typ II der Massenverlust ziemlich groß ist . . .
– Ja.
– So daß diese Situation . . .
– Aha.
– Daß die weggehende Masse größer ist, die halbe Gesamtmasse gegeben ist und ein Aufknacken des Systems eintreten muß. Aber wenn man Neutronensternbildung aus masseärmeren Sternen im schweren Doppelsternsystem hat, dann bricht die Gravitationsbindung nicht auf. [. . .]
– Nein. Also das reine Wegblasen, also der Stoß, der dem Partner versetzt wird durch die explodierende Sternhülle der Supernova, dieser Stoß ist relativ klein. Der wesentliche Punkt bei der ganzen Angelegenheit ist einfach die klassische Orbitalmechanik.
– Ja.
– Wenn der Massenverlust des einen Sterns eine gewisse Größe überschreitet . . .
– Ja, verstehe schon.
– Dann wird die Gravitationsbindung zu klein relativ mit der kinetischen Energie und es gibt einen Kreis.
– Gibt es da nicht noch, ich meine, soviel ich weiß ist doch die Periode . . . zu klein. Man müßte also noch . . . gibts sowas noch?
– Oh ja, also wegen der 1,24 Sekunden Umlaufperiode. Das ist natürlich richtig aus dem Argument her, daß er ursprünglich vielleicht zu schnell rotiert ist . . .
– Nein, das ist kein gutes Argument, denn viele Neutronensterne, die Perioden haben von 1 Sekunde, haben keine beobachtete Supernova-Tendenz. Ich glaube, das ist gar kein gutes Argument . . .
– Ja, aber das würde bei Herkules X 1 . . .
– Richtig. Ja.
– Ein solches Aufspinnen, ein solches Schnellerwerden, Schneller-Rotieren wird ja . . .

– Hm.
– Bei Centauri X 3 beobachtet.
– Ja.
– Es gibt auch andere Deutungsmöglichkeiten. Der Herr Thomas hier aus München hatte hier notiert: daß durch den auf die Neutronensterne übergehenden Gasstrom, der dann auch für . . . Röntgenstrahlung sorgt, daß *der* den Drehimpuls mitbringt und diesen Stern immer schneller rotieren läßt.
– Gut. Ja. Und wenn wir jetzt nun zum schwarzen Loch kommen, dann geht es also nun darum, wir hätten also jetzt als Fazit der vorherigen Unterhaltung festgestellt, daß es durchaus möglich sein kann, daß der Neutronenstern in Herkules X 1 doch durch eine Supernova vielleicht gebildet worden sein könnte. Nun ist die Frage: Gibt es kompakte Sterne, die eine Masse haben, die größer ist als die Grenzmasse von Neutronensternen?
– Frage: Könnte auch ein schwarzes Loch unterhalb der Grenzmasse, wo eigentlich ein Neutronenstern sein könnte, auch durchfallen?
– Ja. Wie vorhin beim Neutronenstern.
– Ja.
– Bei dem weißen Zwergstern könnte ein Ding von einer Sonnenmasse bis zum schwarzen Loch durchfallen?
– Ja. Ich glaube schon.
– Gibt es vielleicht auf der anderen Seite auch eine Grenze?
– Ich glaube, da hat man aber bisher nur dazu spekuliert, Herr Vogt. Ich habe, es gibt eine sehr schöne Einleitung zu diesem Buch, 1965, von Harrison über diese Texas-Konferenzen. Ich habe eine sehr schlechte Rückerinnerung daran, aber ich glaube, dort wird ernsthaft diskutiert die Möglichkeit, daß sich sozusagen in jedem von uns mal durch Zufall kleinere Bereiche bilden können, die gravitationsmäßig kollabiert sind. Nun . . .
– Das verstehe ich überhaupt nicht.
– Wie soll das zustande kommen?
– Ich habe die verrückte Vorstellung, daß einfach 1908 so ein stecknadelgroßes schwarzes Loch durch die Erde durchgerutscht ist, das werden noch solche sein, die also aus der Urphase der Weltentstehung kommen . . .
– Verrückt.
– Ich weiß, bei diesen schwarzen Löchern ist es die Frage, daß ganze Galaxien kollabiert sein können.
– Ja.
– Bei größeren Massen ist das kein Problem, aber bei kleinen, bei kleinen Massen muß man sich ausrechnen . . .
– Woher kriegt man den Druck, der die Materie zusammenbringt?
– Wir müssen also mal . . . Ich muß diese Einleitung also noch mal rauskriegen. Nun, ich hatte die andere Frage: wie ist das mit der Grenzmasse in Cyclus X 1. Also das ist ja nun ein nicht so ein ganz einfaches Problem. Cyclus X 1 . . .
– Hat keine Bahn von . . .
– Ist kein bedeckungsveränderlicher Stern. Ist nicht bedeckungsveränderlich, sondern ist ein spektroskopisch variabler . . .
– Was man bräuchte, wäre der Abstand vom Schwerpunkt und die Masse des sichtbaren, dann könnte man . . .
– Die sog. Massenfunktion kann man ausrechnen und dann hängt die Masse des schwarzen Loches davon ab, welche Masse man den Hauptsternen gibt und welche Bahnneigung man hat.
– Ja.
– Und da hat doch der Herr Mauder in Tübingen was dazu gesagt?

– Ja. Da haben sich verschiedene Leute Gedanken darüber gemacht, denn es ist einfach so: wenn man annimmt, daß der normale Stern, den man sieht, ein Über-Riese ist, dann muß man ihm eine Masse von etwa 20 Sonnenmassen zubilligen . . .
– Ja.
– Und dann rechnet man über die Massenfunktion für den kompakten kleinen Begleiter eine Masse von 6 Sonnenmassen . . .
– Ja.
– Oder mehr und wird also zum Schluß geführt: das muß ein schwarzes Loch sein.
– Ja.
– Nun kann es aber sein, daß dieser konventionelle Stern, den man sieht, nur ein Über-Riesen-Spectrum hat, also Über-Riesen-Charakter . . .
– Ja.
– Vortäuscht, aber daß er eine andere Struktur hat und daß ein viel kleinerer Stern dadurch, daß er nun in unmittelbarer Umgebung dieser enorm starken Röntgenquelle existiert, also ein ganz absurdes Spectrum hat.
– Ja.
– Da ist die eine Möglichkeit, die andere ist die, daß der Stern ganz seltsam aufgebaut ist und bei sehr viel kleinerer Masse, als sie ein Über-Riese hat, dieselbe Gravitationsbeschleunigung und dieselbe Effektivtemperatur in seiner Atmosphäre hat . . .
– Erzeugt . . .
–Wie ein Über-Riese. Denn das ist ja das, was man nur messen kann.
– Aber ich glaube . . .
– Deswegen ist es also ganz richtig, bei den Beobachtungen und bei der Bestimmung dieser Masse dieses Objekts von den beobachteten Werten auszugehen, der Gravitationsbeschleunigung und Effektivtemperatur.
– Ja.
– Und wenn man die jetzt umrechnen will in eine Masse, dann geht noch – das kann man in allgemeinen Formeln hinschreiben, das hat Herr Mauder gemacht, das haben auch andere Leute gemacht, unabhängig von ihm – dann kann man also eine Formel hinschreiben und man findet, daß die Masse eine Funktion wird des Abstandes.
– Hm, hm.
– Den diese Quelle von uns hat.
– Ja.
– Die ganze Sache läuft dann darauf hinaus, daß man den Abstand gut bestimmt.
– Es soll sich also möglicherweise um einen weißen Zwerg handeln, der aber differentiell rotierende Stammschalen hat, die nicht nach der hydrostatischen Gleichung gehalten werden, sondern eben durch die Fliehkräfte.
– Jawohl.
– Und da kann also alles passieren . . .
– Aber da müßte man doch Beobachtungen, optische Beobachtungen machen können, so daß man das Ding auch sehen kann.
– Der würde, glaube ich, eingehüllt sein trotzdem noch in die Wolke der Materie, die von dem Über-Riesen auf ihn herüberströmt und die eigentlich die Röntgenemission macht.
– Aber in irgendeinem Wellenlängenbereich muß doch was durchkommen. Das ist doch nur eine Frage . . .
– Was war das jetzt?
– Es war die Frage entstanden: muß es unbedingt ein schwarzes Loch sein? Und ich habe das Modell von Herrn Morrison dann jetzt erwähnt, der ja publiziert hat, daß möglicherweise der Begleiter von Cyclus X 1 eben doch nicht ein schwarzes Loch ist, sondern ein differentiell rotierender weißer Zwerg.

– Also ein Neutronenstern?
– Das kann man natürlich dann alles einführen . . .
– Ja.
– Man kann dann also die Gravitationskräfte durch Fliehkräfte aufheben, aber dann braucht man eine differentielle Rotation.
– Ja.
– Aber wann spricht man denn wirklich von einem schwarzen Loch? Effektiv nur dann, wenn keine Photonen herauskommen, oder . . .
– Ja. Ja.
– Wenn das Ding so kompakt ist, daß die Photonen also nicht mehr gegen das Schwerefeld des Objekts anlaufen können?
– Die Röntgenemission, die Sie beobachten, die wird aber immer von Wolken kommen, die sich außerhalb des schwarzen Lochs befinden, nur wird deren Zeitskala bestimmt durch die Umlaufgeschwindigkeit um das schwarze Loch, also deren Zeitskala, der Röntgenemission, bestimmt die Dimension des Objekts und die Energie für die Röntgenemission kommt aus dem Gravitationsfeld, aus dem Gravitationsenergieverlust, von der Materie, die auch in dieses schwarze Loch hereingesogen wird. Insofern messen wir im Röntgenlicht. Deshalb ist also die Messung von Röntgenphotonen eines schwarzen Loches kein Widerspruch zur Idee des schwarzen Loches, denn wir messen nicht Licht, das von innerhalb des schwarzen Loches kommt, sondern wir messen das Licht, welches Testteilchen emittieren, die sich in Umlaufbahnen um das schwarze Loch befinden.
– Entschuldigung. Ich wollte das nur noch kurz weiterspinnen, was Herr Pinker eben sagte. Die neuesten Ergebnisse eines Raketenexperiments zeigen, daß im Röntgenbereich, bei den Röntgenbeobachtungen ganz schnelle Variationen auftreten in jedem Sekundenbereich und . . .
– Ja das wurde auch hier in der Konferenz gesagt.
– Und das sieht ja so aus, als ob man da direkt diese Wolken, diese Gaswolken hineinspiralen sieht, man sieht da also die letzten paar Umdrehungen einer solchen Gaswolke, und die ergeben dann eine Feinstruktur in den Röntgendaten.
– Ja. Wie funktioniert denn eigentlich dabei, bei dieser Aggregation, daß man den Drehimpuls dieser Scasis los wird? Ich meine, das muß doch von außen nach innen transportiert werden. Die Sätze müssen doch genau . . .
– Wenn man Magnetfelder hat . . .
– Das ist mir ziemlich schleierhaft.
– Also in so einem Neutronenstern ist das ja einfach. Die Teilchen verlieren ihren Drehimpuls, indem sie ans Magnetfeld anknüpfen und dann gehts rein, aber wenn ein schwarzes Loch kein Magnetfeld haben kann, deshalb habe ich Sie gefragt vorher, dann fällt dieser Prozeß völlig weg und man also nur noch diese . . .
– Nein. Augenblick. Da will ich gleich noch was dazu sagen. Ich könnte mir nur vorstellen, daß dann die Lichtemission eben eine Charakteristik haben muß, die den Drehimpuls wegführt. Ist das nicht so?
– Sie kann beschleunigt werden. Das kann sein.
– Ja.
– Was Herr Hörterich überlegt hatte, das war . . .
– Die Energie muß zu einer Ausstrahlung . . .
– Ja, richtig.
– Das müßte ja dann doch, ist ja wahnsinnig . . .

Reihe Hanser

Neu im Herbst 1975:

Gelbe Reihe Hanser

Band 192. DM 9.80

Band 193. DM 16.80

Band 195. Ca. DM 8.80

Band 194. Ca. DM 12.80

Reihe Hanser Filmbibliothek

Band 157. Ca. DM 14.80

Band 201. Ca. DM 12.80

Band 172. DM 12.80

Band 144. Ca. DM 14.80

Außerdem erscheinen:

Reihe Hanser Werkausgabe:
Jean Paul, Werke in zwölf Bänden
Band 200/I–XII. 7773 Seiten in Kassette.
Subskriptionspreis DM 98.–. Ab 1. 1. 1976 DM 120.–.

Reihe Hanser Chroniken:
Jean-Paul-Chronik. Band 199. Ca. DM 9.80
Nietzsche-Chronik. Band 198. Ca. DM 9.80
Heine-Chronik. Band 197. Ca. DM 12.80.

Prospekte beim Carl Hanser Verlag · 8 München 86 · Postfach 86 04 20

Die Wunden der Freiheit

Selbstzeugnisse, Kommentare und Dokumente aus dem Kampf der Indianer gegen die weiße Eroberung und heutige Unterdrückung in den USA

Vom Beginn der Kolonisierung bis Wounded Knee 75

★ AUFSTAND DER REGIONEN

Etienne St. Laurant u.a.

Immer mehr regionale Minderheiten lehnen sich gegen Staat und Kapital auf: die Bretonen, Korsen, Elsässer, die Weinbauern von Whyl: Überkommener Nationalismus und Traditionalismus oder neue Elemente in einer sozialen Revolution?

★ WIE ALLES ANFING

Michael Baumann

Michael Baumann war aktives Mitglied des 2. Juni. Er lebt jetzt noch im Untergrund. Hier berichtet er, weshalb er als proletarischer Jugendlicher zur Stadtguerilla gekommen ist und welche Aktionen sie durchgeführt haben.

★ ARBEITER GEGEN DEN «KOMMUNISMUS»

E. Sarel

Zur Geschichte des proletarischen Widerstands in der DDR (1945–1958). Der Arbeiterkampf. Die Fabrik. Partei und Gewerkschaften. Politik und Ökonomie. Die Intellektuellen. Der 17. Juni als Arbeiteraufstand.

DER GROSSE BASAR (Arbeitstitel)

Daniel Cohn-Bendit

Daniel Cohn Bendit war eine der bekanntesten Figuren im weltweiten Aufstand der Jugend gegen Ende der Sechziger Jahre: ein Aufstand, der die bürgerliche und die kommunistische Welt das Fürchten lehrte. Aus Frankreich ausgewiesen lebt er heute in Frankfurt. Seine Erzählungen und Reflexionen aus dem „Basar" seines politischen Lebens sind gleichzeitig Bestandsaufnahmen und Schlußfolgerungen aus der Geschichte der letzten 10 Jahre. Mai 68 aus heutiger Sicht eines Beteiligten. Kritik des Kommunismus. Das Identitätsproblem eines linksradikalen Juden. Israel. Starkult. In Deutschland: Betriebsarbeit, Emigranten, Rocker, politischer Terrorismus, Häuserkampf, Wohngemeinschaften, Kinder, Diskussion neuer Agitationsmittel und Organisationsformen. Es sind keine Memoiren, sondern die Aufforderung, sich frei nach Wahl in diesem Basar zu bedienen – für alle, die eine andere Gesellschaft wollen.

KAPITALISTISCHE ENTWICKLUNG UND ARBEITERKAMPF (Vor dem 1. Weltkrieg) ★

Eckhard Brockhaus

Krise und Funktionswandel der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung – Umwälzung der Produktionsstruktur – Neuzusammensetzung der Arbeiterklasse – Massenkampf, Militanz, direkte Aktion, Arbeitsunlust als Merkmale der entstehenden „anderen" Arbeiterbewegung.

PARTEI GEGEN DIE ARBEIT ★

Toni Negri

Ausgangspunkt dieses Beitrags zur Theorie der Organisation ist die politische Zusammensetzung der Arbeiterklasse. Die gesellschaftliche Arbeitskraft als universelle Individualität blockiert objektiv die weitere kapitalistische Entwicklung, bestimmt sich subjektiv durch die Verweigerung der Arbeit und das Verlangen nach Aneignung des gesellschaftlichen Reichtums. Die leninistische Partei der Bündnisse, Übergangsprogramme, der Insurrektion ist in der Klasse selbst aufgegangen.

★ «SPANISCHE WOCHE»

Spanisches Zentrum Essen

Zunehmend organisieren sich die „Communities" der Fremdarbeiter in Deutschland in „Zentren" als Organisationsformen ihres Lebens und ihrer politischen Bestrebungen. In der „Spanischen Woche", die das Essener Zentrum veranstaltete, wurde das ganze Spektrum einer Fremdarbeiterexistenz in Deutschland exemplarisch thematisiert.

AUTONOMIE

★ Zeitschrift ★ Zeitschrift ★ Zeitschrift ★ Zeitschrift ★

Zeitschrift zur aktuellen und vergangenen Geschichte des Proletariats und der Jugendbewegung. Die Zeitschrift wird 3 Schwerpunkt enthalten:
– Beiträge zur aktuellen Klassensituation in Schilderungen, politischer Analyse und theoretischen Versuchen. – Geschichtliche Untersuchungen als „Vorgeschichte" heutiger Zustände und zukünftiger Entwicklungen. Im Mittelpunkt wird die Geschichte der „anderen" Arbeiterbewegung stehen. – Selbstreflexionen der linken Bewegung und ihrer sozialen Bezüge.

TRIKONT

TRIKONT Verlag, 8 München 80, Josephsburgstraße 16

Klaus Laermann
Alltags-Zeit

Bemerkungen über die unauffälligste Form sozialen Zwangs

I

Der Alltag ist in der Regel so grau wie die Theorie, die nicht zu ihm vordringt, weil er ihr nicht fein genug ist. Zum Alltag gehört das Beschränkte und Endlose, das Langweilige und Aufreizende, das Offensichtliche und nicht Erkannte, das Unauffällige und eigentlich nicht Wissenschaftswürdige. Der Alltag scheint normierend unser Leben zu beherrschen, ohne offenbar selbst einer Norm zu gehorchen. In ihm sind keine Widersprüche erkennbar, gegen die man sich wehren kann, sondern nur das Fließende, Gleitende, das Gefühl, in Watte gepackt zu sein, im Schaum zu ersticken, von einem klebrigen »Irgendwie« nicht mehr loszukommen.
Aber der Alltag hat auch sein Gutes. Denn er ist eine moralische Grauzone. Er bietet die Möglichkeit, die schlimmsten Widersprüche zu ertragen. Mit allem scheint man irgendwie fertig zu werden, wenn es erst drei- oder viermal passiert ist. Alltäglich ist nämlich nicht nur das Normierende, sondern auch und gerade die Abweichung von der Norm. Zum Alltag gehört das Gefühl, daß man ständig anders lebt als man denkt und ständig anders denkt als man darf. Im Alltag setzt sich gegen die herrschende Ordnung unbemerkt immer mal wieder die Forderung durch, daß man endlich so leben dürfen soll, wie man lebt.
Aber diese Forderung wird nicht anerkannt. Etwas im Alltag neigt dazu, das, was alltäglich mit den Menschen passiert, nicht wahrhaben zu wollen. Der Alltag hat die Tendenz, sich selbst aufzuheben. Darin besteht sein verborgener, schwer zu beschreibender Grundwiderspruch.
Wer mit einem gutgehenden Alltag renommieren kann, will sich nicht daran erinnern lassen, daß er gelegentlich ausflippt. Er ist umso stolzer auf seine Anstrengung, je weniger er sie als solche empfindet. Der Alltag ist für ihn eine Leistung, die er vor sich selbst und den anderen zur Schau stellt. Er fragt sich nicht, ob er das vielleicht nur deswegen tut, weil er das Gefühl hat, daß an dieser Leistung etwas faul ist.
Wer dagegen über keinen geregelten Alltag verfügt, muß sich in oft ungeheure psychische Unkosten stürzen, um vor sich selbst und den anderen den Ansprüchen des Alltags Genüge zu tun. Keinen Alltag zu haben, erscheint nur denen erstrebenswert, die ihm entfliehen wollen. Vorübergehend ist das auch ganz schön. Bringt man dagegen überhaupt keinen Alltag zustande, so gehört das zum Schlimmsten, was einem in

dieser Gesellschaft widerfahren kann. Man ist dann nämlich krank. Liegt das, so wird zu fragen sein, am Alltag? Offenbar nicht. Oder vielleicht doch? Wir werden sehen.

II

Den Alltag, so möchte man meinen, hat es seit jeher gegeben. Denn nichts scheint uns dauernder, kaum etwas gibt uns seltener frei. Warum also sollte er irgendwann einmal begonnen haben? Das wäre absurd, meinen wir, der Alltag beginnt nicht und hat nicht begonnen, er ist einfach ununterbrochen da. Aber lassen wir uns belehren. –

Die großen Lexika haben allesamt ein beneidenswertes Verhältnis zum Alltag. Sie kennen ihn nicht. Er kommt in ihnen nicht vor. Weder in Johann Georg Krünitz »Oeconomischer Encyclopädie«, Berlin 1773, findet sich ein Eintrag, noch in der »Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste« von J. S. Ersch und J. G. Gruber, Leipzig 1819, noch in H. A. Pierers »Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart«, Altenburg 1840. Auch der Große Brockhaus von 1952 und Meyers enzyklopädisches Lexikon von 1971 enthalten sich vornehm jeder Stellungnahme. (Der Meyer nennt lediglich die »Alltagssprache«.)

Auskunftsfreudiger sind die Wörterbücher. Das der Brüder Grimm von 1854 erklärt unterm Stichwort »*Alltags*, adv. quotidie, wie *tags* könnte auch *alltags* gesagt werden, doch ist es nicht üblich, noch weniger ein subst. *alltag*.« Wenn es das Wort nicht mehr geben soll, muß es die Sache, die es bezeichnet, doch noch oder schon gegeben haben. Denn Johann Heinrich Campe kannte und benannte sie bereits 1807 in seinem »Wörterbuch der deutschen Sprache«: »Alltag: ein gemeiner Tag, ein Wochentag: in Gegensatz der Sonn- und Feiertage.« Das könnte auch in einem heutigen Lexikon stehen, obwohl es, wie wir sehen werden, nicht ganz zutreffend ist. Campe fügt dem Stichwort »Alltag« ein graphisches Zeichen bei, dessen Auflösung aufschlußreich ist. Der »Alltag« gehört nach seiner Meinung zu den »niedrige(n), aber deswegen noch nicht verwerfliche(n) Wörter(n)«, die »in der geringen . . . Schreibart, und in der Umgangssprache brauchbar sind«. Wenn die Brüder Grimm das Wort kurzerhand für nicht existent erklären und wenn Campe ihm den Zugang zur Schriftsprache verwehren will, muß es mit der Sache, die es bezeichnet, eine merkwürdige Bewandnis gehabt haben. Denn die verpönten Wörter bezeichnen die Schamzonen des Bewußtseins. Stets verweist der Widerstand gegen ein Wort auf ein problematisches Verhältnis zu dem Sachverhalt, für den es einsteht. Was aber ist am Alltag je problematisch gewesen?

Auffällig ist, daß das Wort bereits in Johann Christoph Adelungs »Gram-

matisch-kritischem Wörterbuch der hochdeutschen Mundart« von 1793 als Vorsatzpartikel aller möglichen herabsetzenden oder wegwerfenden Wendungen genannt wird. Es gibt dort neben dem Wortsinn der »Bestimmung für die gemeinen Wochentage, im Gegensatz der Festtage, wie Alltagskleid, Alltagshut, Alltagsspeise« einen figürlichen Gebrauch des Wortes, mit dem »eine Person oder Sache von gewöhnlicher, und folglich gemeiner, geringer Beschaffenheit« bezeichnet wird. Genannt werden: »Alltagsgesicht, langweiliges Alltagsgewäsch (Lessing), Alltagsheiliger, Alltagspoet, Alltagswitz und der Alltagston der gewöhnlichen Predigten«. 1807 hat man bei Campe bereits den Eindruck, es gebe schlechterdings keinen Gegenstandsbereich mehr, der nicht wegwerfend oder herabsetzend veralltäglicht werden könnte. Denn er führt vierundzwanzig Wendungen dieser Art auf. Wie aber kommt eine vage Zeitbestimmung wie die des Alltags dazu, als Vorsatzpartikel alles und jedes schlecht machen zu können? Und rührt vielleicht gerade aus dieser Fähigkeit des Wortes und der Sache die Weigerung der Grimms und die Zurückhaltung Campes her, den »Alltag« zur Sprache kommen zu lassen?

Den wichtigsten Aufschluß zum Alltag geben die Wörterbücher übereinstimmend. Keines von ihnen führt einen Beleg vor 1760 auf. Erfindung und Ausbreitung des Wortes scheinen in die letzten vierzig Jahre des 18. Jahrhunderts zu fallen. Es hat also, wie man wohl folgern darf, den Alltag nicht seit jeher gegeben. Das neue Wort muß auch etwas Neues bezeichnet haben. Am Ende des 18. Jahrhunderts hat sich offenbar die Zeiterfahrung der Menschen in einer Weise verändert, die sie zutiefst beunruhigt und irritiert hat. Denn die Bezeichnung der neuen Zeiterfahrung, die sie gemacht haben, wird ihnen sogleich zum Schimpfwort für alles und jedes. Sie wehren sie ab, indem sie sich von ihr fernzuhalten versuchen. Während sie jeden Menschen und Gegenstand ihrer Umgebung mit dieser Bezeichnung belegen können, sparen sie sich selbst jeweils aus. Doch das nützt ihnen nichts; den Alltag werden sie auf so billige Weise nicht los. Denn er ist plötzlich überall, und obwohl sie sich dagegen wehren, sind sie selbst mitten drin. Auch aus ihnen sind in den Augen anderer Alltagsmenschen geworden, obwohl sie selbst sich nicht als solche empfinden und bezeichnen.

III

Das Gefühl, im Alltag zu leben, entwickelt sich, so könnte man zunächst vermuten, am Ende des 18. Jahrhunderts mit der Durchsetzung des allgemeinen Gebrauchs von Uhren. Diese fanden zwar schon Jahrhunderte zuvor als Turm- oder Standuhren Verwendung; aber erst seit Anfang des

18. Jahrhunderts und verstärkt an dessen Ende rückten sie den Menschen buchstäblich auf den Leib. Denn mit der Einführung der Taschenuhr wurde der Einzelne von optischen und akustischen Signalen unabhängig, die von einem Zentrum ausgingen und ihm stets nur über eine begrenzte Reichweite mitteilen konnten, was die Stunde geschlagen hatte. Durch die Taschenuhr erst wurde er unmittelbarer als zuvor an die Uhrzeit gebunden. Von jetzt an gibt es tendenziell keinen sozialen Raum mehr, der nicht der Kontrolle durch Uhren unterliegt. Damit ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Herausbildung des Alltags gegeben. Denn die Zeit, die nunmehr gemessen wird, ist wirklich die Zeit aller. Sie ist in einer merkwürdigen Weise, die die Menschen irritiert hat, von früheren Zeitangaben verschieden.

Die Uhr gibt nämlich nicht mehr aufgabenorientierte Zeiten[1] wie das Tagewerk oder den Morgen an, die für einzelne Handlungsabläufe oder Tätigkeiten benötigt werden und die sich von anderen Zeiten qualitativ unterscheiden, die für andere Handlungsabläufe oder Tätigkeiten erforderlich sind. Wenn sie sich durchgesetzt hat, so ist es nicht mehr wie in Kleinbauerngesellschaften oder bei Fischern der Arbeitsrhythmus, der den Ablauf der Zeit strukturiert, sondern die Uhrzeit beginnt von sich aus die Arbeit zu strukturieren. Es sind nicht mehr »qualitative Veränderungen auf der Oberfläche der Dinge«, die als Zeiteinteilungen dienen, wie sie noch in unserem Jahrhundert die Angaben algerischer Bauern und Hirten bezeichnen, die den Morgen einteilen, indem sie nacheinander sagen: »Sobald der Himmel im Osten ein klein wenig hell ist«; »Sobald sich der Himmel etwas gerötet hat«; »Zur Zeit des ersten Gebets«; »Wenn die Sonne die Erde berührt«; »Wenn die Ziegen hervorkommen«; »Wenn sich die Ziegen verbergen« usw.[2] Die Zeit der Uhren ist vielmehr eine entqualifizierte Zeit. Sie muß sich durchsetzen, damit so etwas wie Alltag überhaupt erfahrbar wird. Erst mit ihr wird der Tag jedes Einzelnen dem aller anderen synchronisiert.

Von der ungeheuren psychischen Anstrengung, die das gekostet haben muß und bis heute kostet, wissen die algerischen Bauern, die die Uhr zuweilen eine »Mühle des Teufels«[3] nennen, mehr als wir Alltagsmenschen, die in ihr einen scheinbar harmlosen, in jedem Fall nützlichen Gebrauchsgegenstand meinen sehen zu können. Sie wenigstens spüren den mit ihr gesetzten Zwang zur jederzeitigen Synchronisierung unseres Handelns mit dem der anderen, den wir als solchen kaum noch empfinden.

Eine Ahnung dieses Zwangs hat sich bei uns in der Stigmatisierung des Alltags gegenüber dem Werktag erhalten. Zwar setzte, wie wir sahen, bereits Campe beide einander gleich, und diese Gleichsetzung hat sich in der Umgangssprache bis heute erhalten, richtig aber ist sie dennoch nicht. In ihr steckt ein Stück Ideologie. Sie unterschlägt das Moment des Zwangs,

der im Übergang vom Werktag zum Alltag historisch ausgeübt worden ist und noch immer ausgeübt wird. Denn anders als der Alltag steht der Werktag nicht notwendig unterm Diktat der Uhrzeit. Zwar ist auch der Werktag mit seiner unendlichen Mühe und Plackerei den Menschen stets schwer gefallen. Sie haben ihn gewiß nicht geliebt, wohl auch gehaßt, aber sie haben ihn nicht wie den Alltag verachtet. Niemand ist es je eingefallen, von Werktagsmenschen, Werktagsgesichtern oder Werktagsgesprächen abfällig zu reden. Denn zum Werktag gehört bis heute, trotz aller Entfremdung, der er auch da, wo es ihn noch gibt, unterworfen ist, die Erinnerung an das Tagewerk, von dem er sein Zeitmaß bezieht oder wenigstens bezogen hat. Er bleibt eine aufgabenorientierte Zeitangabe, die das konkret faßbare Ergebnis der Mühen eines Arbeitstages auch da noch im Blick behält, wo der Arbeitende nicht mehr konkret, sondern nur auf dem Umweg über eine Identifizierung sich des Produkts seiner Arbeit vergewissern darf. Der Alltag hingegen, der durch die entqualifizierte Zeit der Uhren konstituiert wird, läßt hinter deren Zeitangaben die konkreten Tätigkeiten der Menschen und ihre unterschiedlichen Ergebnisse verschwinden, indem er sie alle in eine Zeit zusammenbringt. Das hat ihm die Sprache, die seit dem 18. Jahrhundert wegwerfend von ihm redet, bis heute nicht verziehen.

IV

Aber nicht nur der allgemeine Gebrauch von Uhren konstituiert den Alltag. Wesentlich ist für ihn ferner die Durchsetzung des Weltbildes der klassischen Mechanik, das in der Form, die Newton ihm gegeben hat, um die Mitte des 18. Jahrhunderts das Universum erobert. Es löst ältere Weltbilder ab, die trotz all ihrer Verschiedenheit durchweg dadurch charakterisiert sind, daß sie eine zyklische Zeitauffassung besitzen.

»Die zyklischen Zeiten tauchen unmittelbar in die Rhythmen der Natur, in die kosmischen Zeiten ein. Lange haben sie das Leben der Menschen regiert: Der gesellschaftliche Mensch beherrschte noch nicht die Natur, d. h. er hatte sich noch nicht von ihr gelöst. Sein Leben bestand in einem Zusammenhang von Zyklen und Rhythmen . . . von der Geburt bis zum Tode. Die regelmäßige Wiederkehr der Stunden, Tage, Wochen, Monate, Jahreszeiten und Jahre skandierte ein organisch mit der Natur verbundenes Dasein«.[4]

Die Zeit der klassischen Mechanik dagegen ist nicht zyklisch, sondern linear. Sie gilt nicht ausschließlich für dieses oder jenes Stück Natur, das sie in seiner besonderen, nur ihm eigenen Periodizität strukturiert. Vielmehr bricht sie die bannende Macht, die in dem Kreislauf der Zeiten steckt, dem

jeder einzelne Lebensraum unterworfen ist. Die Vielzahl der Zyklen hebt sie auf in der einer linearen Zeit. Daß dies kein harmloser, sondern ein ungeheuer folgenreicher Abstraktionsvorgang ist, wird deutlich, wenn man sich klarmacht, daß der Zeit durch ihn jede Kausalität abgesprochen wird. Die zyklischen Zeiten besaßen zuvor die Macht einer naturhaften Produktivität. Das periodische Wachstum, das sie strukturierten, wurde unmittelbar als ihr Ergebnis vorgestellt. Die Macht der Zeiten war selbst ein Teil der Natur, an der sie zum Vorschein kam.

Mit der linearen Zeit der klassischen Mechanik dagegen wird die Zeit der Macht der Natur gegenüber indifferent. Sie ist in ihr nicht mehr anschaubar. Jedes organische oder naturhafte Moment, das Werden sowohl wie das Vergehen, sind aus ihr getilgt. Nur Kraft dieser Entqualifizierung vermag die mechanische Zeit die unterschiedlichen zyklischen Zeitauffassungen in der einen, homogenen Zeit zu neutralisieren.

Ziel dieser Neutralisierung ist die Herrschaft über die Natur. Sie wird erreichbar, weil mit der Entqualifizierung der zyklischen Zeitauffassungen zugleich die Räume der Natur entqualifiziert und homogenisiert werden. Da nämlich in der archaischen Periodizität der Zyklen keine Veränderungen einer Zeit ohne gleichzeitige Veränderungen in dem ihr jeweils unterworfenen Raum denkbar sind, muß sich die Durchsetzung der homogenen Zeit der klassischen Mechanik zugleich als eine Homogenisierung zuvor unterschiedener Räume darstellen. Erst wenn nicht mehr nur dieser oder jener, sondern prinzipiell jeder Bereich der Natur dem anderen gleicht und darüberhinaus der gleichen Zeit gehorcht, wird eine wissenschaftliche Beherrschung der Natur im modernen Sinn möglich. Dann aber ist die Zeit vom Raum generell ablösbar geworden. Sie ist nicht mehr nur homogen, sondern auch leer.

Treten Objekte in sie ein, so sind sie ihr von vornherein alle gleich. Es gibt in ihr sozusagen nur alltägliche Körper, von denen keiner in Bezug auf einen anderen privilegiert ist. Eine Flaumfeder fällt in ihr nicht langsamer als der Selbstmörder, der sich aus dem Fenster stürzt. Die Homogenisierung der mechanischen Auffassung der Zeit wird erkauft durch ihre Indifferenz nicht nur den Räumen, sondern auch den Objekten gegenüber. –

Gerade aufgrund dieser egalitären Indifferenz besitzt die mechanische Zeit eine Reihe erstaunlicher Ähnlichkeiten mit dem Alltag. Wie dieser scheint sie sich jeder Person oder Sache bemächtigen zu können und da, wo sie auftritt, unterm Zwang intersubjektiver Verbindlichkeit alles zu vergleichgültigen. Auch sie scheint so wenig je angefangen zu haben wie der Alltag und in tendenzieller Unendlichkeit kontinuierlich und gleichmäßig dahinzufließen. Man sieht bei beiden nicht ab, wo sie hinführen werden. Sie haben kein Ziel. Es sind homogene und leere Zeiten.

Die Analogie trägt jedoch nicht weiter. Denn anders als die mechanische

Zeit ist der Alltag weder unendlich teilbar, noch ist er prinzipiell berechenbar. Er ist keine quantitative, sondern eine qualitative Bestimmung.

V

So wenig wie der allgemeine Gebrauch von Uhren vermag also die Durchsetzung der mechanischen Zeitauffassung die Herausbildung des Alltags schlüssig zu erklären, obwohl beide als wesentliche Voraussetzungen dieses Prozesses angesehen werden müssen. Dessen Zentrum aber liegt in einer Entdeckung, die lange vorher gemacht worden ist, die jedoch erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts das gesellschaftliche Leben der Menschen durchdringt. Erst in dieser Epoche nämlich setzt sich die Erkenntnis durch, daß die Zeit durch Geld systematisch substituierbar ist. Erst wenn die Zeit als Arbeitszeit verkauft werden muß und gekauft werden kann, erst wenn sie selbst zur Ware geworden ist, kann es so etwas wie Alltag geben. Das aber geschieht mit der Durchsetzung des industriellen Kapitalismus.
Der Begriff des Alltags ist von dem des Kapitalismus nicht zu trennen. Jede wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Alltag, die das vernachlässigt, bleibt Kulturkritik.[5] Sie vermag die ungeheure Veralltäglichung nicht zu reflektieren, die davon ausgeht, daß die Menschen ihre Arbeitskraft als Ware zu Markte tragen. Unterm Zwang des Kapitals, dem sie sie verkaufen, setzt sich eine Veränderung ihrer Zeiterfahrung durch, die nicht auf den Arbeitstag beschränkt bleibt, sondern ihr ganzes Leben erfaßt. In dem Maße, wie sie in der industriellen Arbeit nicht mehr frei über ihre Zeit verfügen können, wird ihnen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine Zeitdisziplin eingebläut, die jeder vorherigen Epoche unbekannt war.
In einer primär aufgabenorientierten Zeiteinteilung, wie sie für Agrargesellschaften charakteristisch ist, herrscht eine unregelmäßige Arbeitsorganisation vor. Die Rhythmen der Natur strukturieren den Arbeitsprozeß und sind unmittelbar an ihm abzulesen. Es bildet sich »ein Wechsel von höchster Arbeitsintensität und Müßiggang heraus«[6], der sich bis in die Zeit des Verlagssystems erhält. »Solange sich die Produktion in Heimarbeit und kleinen Werkstätten ohne weitgehende Arbeitsteilung vollzog, blieb auch das notwendige Ausmaß an Synchronisation gering, die Orientierung an den Aufgaben weitgehend vorherrschend.«[7] Das hatte zur Folge, daß die Arbeit am Wochenanfang sehr viel weniger intensiv betrieben wurde als gegen Ende der Woche. Wo man sich die Zeit selber einteilen konnte, feierte man den blauen Montag, dazu kamen die vielen Feste und Jahrmärkte, die Kirchweihen und Festtage der jeweiligen Ortsheiligen. Ihre Zahl war so groß, daß es z. B. in Xanten am Ende des Spätmittelalters praktisch bereits eine Fünftagewoche gab. Denn man feierte dort »insgesamt je

Woche im Durchschnitt des Jahres neben dem Sonntag noch ein(en) Feiertag«[8]. Eine ähnliche Vielzahl von Festen scheint sich in anderen Gebieten Deutschlands bis ins 18. Jahrhundert erhalten zu haben. Seit der Mitte des Jahrhunderts aber versuchte die katholische Kirche ihre Zahl einzuschränken. Weihnachten, Ostern und Pfingsten, die man damals noch an jeweils drei Tagen feierte, wurden, der heutigen Regelung entsprechend, auf zwei Feiertage begrenzt. Darüberhinaus wurde eine ganze Reihe von Kirchenfesten abgeschafft.[9]

Diese Maßnahmen mögen ein Reflex des Wandels im Zeitbewußtsein gewesen sein, der im Prozeß der Entstehung und Durchsetzung des Alltags stattgefunden haben muß. Sie zeigen an, daß sich die Auffassung zu verbreiten beginnt, daß die Zeit knapp ist. Diese für unsere alltägliche Zeiterfahrung konstitutive Auffassung war Jahrhunderte hindurch alles andere als selbstverständlich. Denn in einer wesentlich auf Bedarfsdeckung abgestellten Wirtschaft kann die Zeit nicht knapp werden. Zwar gibt es auch in ihr Dinge, die Eile erfordern, wie z. B. das Einbringen der Ernte; aber sie wechseln ab mit Perioden relativen Müßiggangs. Auch der allgemeine Gebrauch von Uhren und die Übernahme der mechanischen Zeitauffassung können die Knappheit der Zeit nicht begründen, obwohl sie zu ihrer Aufrechterhaltung wesentlich beitragen.

Knapp wird die Zeit erst in dem Augenblick, wo sie mit dem Geld in Berührung kommt. Denn erst wenn die Zeit Geld geworden ist, kann man von ihr nicht genug kriegen. Dann erst wird mit der Zeit gewirtschaftet. Zeit zu sparen, wird dann ebenso wichtig wie Geld zu sparen, weil beides unmittelbar füreinander einstehen kann.

Das setzt voraus, daß die Zeit im Laufe ihrer Veralltäglichung Züge des Geldes annimmt. Sie muß in der oben beschriebenen Weise zur homogenen und leeren Zeit entqualifiziert worden sein. Sie muß ferner aufgrund von verläßlichen Zeitmessungen berechenbar und das heißt auch: potentiell beliebig teilbar sein. Und sie muß schließlich käuflich und verkäuflich sein. Durch alle drei Bestimmungen wird die Zeit dem Geld kommensurabel. Sie ist so wenig wie das Geld an feste Räume gebunden, sie ist kalkulierbar und sie kann veräußert werden. In dieser Form kommt sie als abstrakte, berechenbare und käufliche Arbeitszeit auf den Markt.

Als solche unterliegt sie bereits in der Epoche der Manufakturen einer unerhörten Disziplinierung. Die betrifft zunächst vor allem ihre Dauer. »Der Arbeitstag dauerte im 17. und 18. Jahrhundert 13–14 Stunden und darüber.«[10] Schon für die Manufaktur, nicht erst für die Fabrik gilt also das Bestreben auf Seiten der Kapitalisten, die Arbeitszeit bis an die Grenzen der physischen Leistungsfähigkeit der Arbeiter auszudehnen. »Das Kapital ist verstorbene Arbeit, die sich nur vampyrmäßig belebt durch Einsaugung lebendiger Arbeit und um so mehr lebt, je mehr sie davon einsaugt. Die

Zeit, während deren der Arbeiter arbeitet, ist die Zeit, während deren der Kapitalist die von ihm gekaufte Arbeitskraft konsumiert. Konsumiert der Arbeiter seine disponible Zeit für sich selbst, so bestiehlt er den Kapitalisten.«[11] Dieser Form des Diebstahls versuchten die Kapitalisten bereits in den Manufakturen durch Überwachung der Arbeitsdisziplin zu begegnen.

Am wirksamsten gelang ihnen das durch die Festsetzung bestimmter Produktquanten, die innerhalb einer gegebenen Arbeitszeit hergestellt werden mußten. Dadurch kontrollierten sie nicht nur die Dauer der Arbeitszeit, sondern auch die gleichmäßige Verausgabung der Arbeitskraft während derselben.

Denn im Gegensatz zu agrarischen und handwerklichen Produktionsformen erforderte die Arbeit in der Manufaktur eine erhöhte Gleichmäßigkeit, weil sie nicht mehr rein aufgabenorientiert, sondern stärker arbeitsteilig betrieben wurde. Das machte ein höheres Maß an Synchronisation nötig. Der Kooperationsdruck zwang jeden einzelnen Teilarbeiter, sich am Arbeitsrhythmus und Arbeitstempo der anderen zu orientieren. Da nun aber nicht er, sondern der Kapitalist die Produktmengen und die Teilung der Arbeit zwischen ihnen festsetzte, war das Tempo der Arbeit nicht nur seinem Belieben, sondern dem Belieben aller entzogen.

Es nimmt in dem Maße zu, wie die handwerkliche Grundlage der Manufaktur verlassen wird und Maschinen an die Stelle der Werkzeuge treten. Denn die Maschine wird »in der Hand des Kapitals zum objektiven und systematisch angewandten Mittel, mehr Arbeit in derselben Zeit zu erpressen«[12]. Dies geschieht, nachdem die Ausdehnung des Arbeitstages ihre natürlichen Grenzen erreicht oder überschritten hat, vor allem durch eine Erhöhung der Geschwindigkeit der Maschinen. Neben die Ausdehnung der Arbeitszeit tritt also mit fortschreitender Mechanisierung ihre Intensivierung. Die damit erforderlich werdende Beschleunigung des Arbeitsverhaltens erzwingt vom Arbeiter ein erhöhtes Maß an »Pünktlichkeit«, an exakter selbstdisziplinierter Zeitkontrolle. Diese richtet sich nun nicht mehr wie in der Manufaktur auf die Kooperation mit anderen, sondern auf die exakte Reaktion auf die Bewegung der Maschine. In dem Maße, wie die Mechanisierung fortschreitet, entsteht schließlich auf der Stufe halbselbständiger Maschinen, die einen immer größeren Teil der menschlichen Arbeitsleistung übernehmen, ein maximaler Zwang zur minimalen Reaktion.[13] Auf der vorletzten Stufe der Mechanisierung wird bei »Verrichtungen vom Typ der Fließbandarbeit, die Habitualisierung der Arbeit und damit die kartesische Trennung von Körperbewegung und Bewegung des Bewußtseins vollständig«[14]. Der Körper wird zum Teil der Maschine, während der Kopf sich mit Tagträumen füllt oder von der Werksleitung mit Musikkonserven gefüllt wird. Auf der letzten Stufe des Mechanisierungsprozesses schließlich

übernehmen automatische Maschinen den Produktionsvorgang, die nur noch der Kontrolle oder Reparatur durch Menschen bedürfen. »Im Gegensatz zu den Spezialtrupps ausgebildeter Techniker, denen Reparatur und Einstellung dieser Maschinen obliegt, verlangt die Kontrolle eine große Zahl kurz angelernter Überwachungskräfte. Diesem nichtqualifizierten Arbeitspersonal wird eine stets bereit gehaltene Aufmerksamkeit und vor allem eine außerordentliche Verantwortung abverlangt. Jedoch entspricht dieser ›Bereitschaft an sich‹ kein irgend nennenswerter Arbeitsvollzug.«[13]

VI

Die für die Veralltäglichung der Zeiterfahrung entscheidende Entwicklung findet bereits auf der Stufe der Manufaktur statt. Verstärkt tritt sie dann in der Epoche der großen Industrie bis hin zur Automation auf.
Wahrscheinlich gibt es keine unauffälligere Form der Machtausübung als die, über die Zeit anderer zu verfügen. Die Fremdbestimmung, der die Arbeitszeit seit der Periode der Manufakturen unterliegt, ist die Grunderfahrung des Alltags. In dem Maße, wie sie hingenommen wird, tritt eine für den Alltag charakteristische Vergleichgültigung der Zeiterfahrung ein. Diese Vergleichgültigung bleibt nicht auf die Arbeitszeit beschränkt, sondern vermag virtuell jeden Lebensbereich zu erfassen. Auch der Sonntag ist vor dem Alltag nicht sicher.
Daran, daß alles und jedes veralltäglicht werden kann, zeigt sich die für die Arbeitsprozesse wie für den Alltag bestimmende Verschiebbarkeit der Zeit. Sie hat sich vom Raum gelöst und vermag nun alles zu durchdringen. Der Verlust eigenmächtiger Zeit- und Handlungsperspektiven, der sich mit der Fremdbestimmung in der Arbeitszeit durchsetzt, greift kraft dieser Verschiebbarkeit auf das Leben außerhalb der Produktion über. Aus ihm entwickelt sich das zugleich lähmende und quälende Gefühl der Endlosigkeit des Alltags.
Verstärkt wird es durch die seit der Zeit der Manufakturen im Arbeitsprozeß erzwungene abstrakte Gleichmäßigkeit der Arbeitsanstrengung, die nicht mehr der Periodizität von Naturprozessen, sondern der Uhr gehorcht. Die Terminierung der Arbeitszeit fällt nicht mehr mit der Hervorbringung eines bestimmten Produkts oder dem Abschluß eines gegebenen Produktionsabschnitts, sondern mit dem Ablauf einer festgelegten Anzahl von Stunden zusammen. Die Zeiterfahrung wird also vom Produkt unabhängig.
Das spiegelt sich in einer gewissen Abstraktheit und Gleichförmigkeit der Zeit im Alltag wider. Obwohl in ihr laufend etwas geschieht, passiert

eigentlich nichts Besonderes. Man macht nur so mit, ohne recht zu bemerken, was man tut. Dabei tritt ein zentrales Moment des Alltags zutage, die Wiederholung.

Der traditionalen zyklischen Zeiterfahrung dürfte die Wiederholung von Arbeitsvorgängen unproblematisch gewesen sein, da sie sich in ihr jeweils unmittelbar bestätigt finden konnte. Durch die Ablösung der Arbeit vom Kreislauf der Jahreszeiten und vom Ablauf der Tageszeit sowie durch ihre Einbettung in ein entqualifiziertes, berechenbares Zeitkontinuum wird bereits auf der Stufe der Manufaktur und in verstärktem Ausmaß in der großen Industrie die Arbeitszeit beliebig teilbar. Mit ihr wird zugleich die Arbeit geteilt. Denn es setzt sich mit der Manufaktur die für die Veralltäglichung der Zeiterfahrung ungemein folgenreiche Entdeckung durch, daß von mehreren ausgeführte repetitive Teilarbeiten gegenüber ungeteilten Arbeitsabläufen einzelner einen erheblichen Zeitgewinn mit sich bringen. Aufgrund dieser Entdeckung wird die Wiederholung zum dominanten Zug der Arbeitsvorgänge. Da man mit ihr noch mehr Zeit spart, wenn man sie weiter verkürzt, versuchen die Kapitalisten, in immer neuen Schüben bis hin zur Taylorisierung und den neuesten Verfahren der Arbeitsplatzbewertung, im Arbeitsprozeß immer kleinere Wiederholungen immer schneller ausführen zu lassen.

Für die alltägliche Erfahrung der Zeit ist es von ausschlaggebender Bedeutung, daß mit der sich entwickelnden Arbeitsteilung die Aufeinanderfolge von Gleichartigem als Kern jeder Mathematisierung und Berechenbarkeit die Abfolge von Ungleichartigem dominiert. Erst durch die Wiederholung gewinnt der Alltag seine charakteristische Monotonie. Sie wird vor allem deshalb als Belastung empfunden, weil sie an den repetitiven und fremdbestimmten Nachvollzug von Gleichförmigkeit im Arbeitsablauf erinnert.

An der Wiederholung aber hat der Alltag auch eine seiner Grenzen. Atmen, Essen, Schlafen und andere Körperfunktionen wiederholen sich zwar auch, sind aber nicht eigentlich alltäglich. Denn sie werden nicht unmittelbar in die lineare Zeit hineingezwungen wie die Arbeitskraft, sondern bleiben einer zyklischen Zeiterfahrung zugeordnet. Sie sind die Grundlage der psychischen Zeit, die von der des Alltags abweicht. Obwohl die Wiederholung das Zentrum der Zeiterfahrung des Alltags bildet, ist also nicht jede Wiederholung alltäglich, monoton und belastend. Sie kann vielmehr überall da ausgesprochen entlastend wirken, wo sich naturhafte Prozesse in ihrer Periodizität geltend machen.

Die Schwierigkeiten im Begriff der Wiederholung rühren daher, daß sich in ihr lineare und zyklische Zeit überlagern. Der Alltag betreibt mit ihr Mimikry an das, was er ritualisiert oder verdrängt. Denn als gesellschaftlicher Herrschaftsmechanismus der Kontinuitätssicherung ist die Wiederholung immer auch eine Ritualisierung oder Verdrängung der Körperlichkeit

und ihrer auf Wiederholungen anderer Art gegründeten Zeit. Darin steckt eines der schwierigsten Probleme bei der Bewältigung des Alltags.
Dient die Wiederholung zur Sicherung gesellschaftlicher Kontinuität, so verzahnt sich in ihr die eigene Zeit mit der Zeit der anderen. Denn auch der in der Produktionssphäre entwickelte Kooparationsdruck überträgt sich auf die Alltagserfahrung. Stets durchzieht ein soziales Beziehungsgeflecht die alltägliche Zeit. In ihm tauchen an bestimmten Punkten, den Terminen, die anderen auf. Sie fordern oder erzwingen »Pünktlichkeit«, eine zeit-räumliche Koordination von sozialer Berührung, die mit zunehmender Komplexität der Sozialbeziehungen ein immer größeres Gewicht erhält. Daß auch sie alles andere als selbstverständlich ist, vielmehr die konventionalisierte Form intersubjektiven Zwangs in der alltäglichen Zeitdimension darstellt, lehrt ein Blick auf Gesellschaften, in denen es keine exakt fixierten Termine gibt. Man verabredet sich dort nicht auf einen Zeitpunkt, sondern auf einen Zeitraum, z. B. auf den Markttag, an dem man zusammenzutreffen beabsichtigt.[16]
In dem Maße, wie sich die Erfahrung, daß die Zeit knapp ist, aus der Produktionssphäre in den Alltag überträgt, verstärkt sich der Zwang, der von den Terminen ausgeht. Es entsteht der für den Alltag vieler charakteristische Termindruck, bei dem die Termine nicht nur zeitlich so gestaffelt sind, daß sie voneinander abhängen, sondern darüberhinaus in einer Weise wahrgenommen werden, daß sie immer neue Termine erzeugen.[17]
Das führt schließlich dazu, daß Angehörige bestimmter Berufsgruppen, Intellektuelle zumal, sich vor ihresgleichen verdächtig machen, wenn sie nicht unter Termindruck stehen und andere dies spüren lassen. Zeit zu haben, gilt ihnen als ein Zeichen mangelnder Rationalität im Umgang mit komplexen Problemlagen, die allein durch ihre Komplexität mehr Rationalität und das heißt: mehr Zeit zu erfordern scheinen, als man haben darf. Es gilt zugleich als ein Zeichen eines geringeren Sozialstatus. Denn wer um einen Termin nicht feilschen muß, weil er Zeit hat, bietet dem anderen die Chance, durch die Festsetzung eines Zeitpunkts nach seinem Belieben Macht auszuüben. Er hält sich dem, der wenig Zeit hat, innerhalb der eigenen Zeiträume verfügbar und ist ihm damit praktisch unterlegen. Für ehrgeizige Menschen »ist dagegen unausgenutzte Zeit Tauschobjekt und Machtbasis. Zeitreserven geben die Möglichkeit, anderen überlasteten Kräften, vor allem etwa dem eigenen Vorgesetzten, Aufgaben und damit auch Macht abzunehmen.«[18]
Direktere Formen der alltäglichen Machtausübung äußern sich in der Verfügung über die Sequenzierung und Stückelung der Zeit anderer sowie in ihrer Befristung. Man kann ihnen auf diesem Wege nicht nur bestimmte Handlungsfolgen abverlangen, sondern auch eine gewünschte Handlungsdauer sowie ein Handlungspensum. Auch diese Parzellierung der Zeit in

fremdbestimmten Zeiträumen von kalkulierbarer Folge, Ausdehnung und Intensität hat ihr Vorbild im Produktionsprozeß.
Sie bleibt indes auf ihn nicht beschränkt, sondern durchdringt unbemerkt andere Lebensräume. Oft ist sie z. B. Ausgangspunkt von Ehekonflikten. Denn mit der Interpunktion von Ereignisfolgen wird in einer Beziehung nicht nur die Zeit festgelegt, sondern es stellt sich mit ihr das zentrale Problem eines Wechsels von Nähe und Distanz zwischen den Partnern. Wenn jeder dem anderen »seine« Zeit aufzudrängen versucht, wird die Zeit zum Machtmittel in ihren Auseinandersetzungen. Da es aber in ihnen zumeist gar nicht um die Zeit geht, sondern um Nähe und Distanz, gewinnt die Behandlung der Zeit in Ehekonflikten Symptomcharakter. Wer wen wann und wie oft unterbricht, warten läßt oder in seinen Erwartungen enttäuscht, sagt mehr über eine Ehe als das, was die Eheleute sich gegenseitig verschweigen.
Eines der geläufigsten Argumente in Auseinandersetzungen um die Sequenzierung, Stückelung und Befristung der Zeit ist der Vorwurf mangelnder Rationalität bei der Bewältigung des Alltags. Dem liegt die Vorstellung zugrunde, daß auch außerhalb der Produktionssphäre eine optimale Nutzung der Zeit erforderlich sei. Man meint, auch da Zeit sparen zu müssen, wo es von der Sache her gar nicht notwendig oder möglich ist. Beispiele hierfür bietet der Straßenverkehr mit seinem Kampf um Sekundenbruchteile. Diese lebensgefährliche Form, Zeit zu sparen, zeigt, wie weit die Erfahrung von der Knappheit der Zeit bereits habitualisiert ist.
Die Zeit ist die einzige Dimension, in der es auch im Alltag jedermann freisteht, den Kapitalisten zu spielen. Denn auch wer nicht über Geld oder die Arbeitskraft anderer verfügt, kann sich ein Zeitbudget verordnen, in dem sich die Termine drängeln. Mit seiner Hilfe verleiht er sich den Anschein, rational mit der Zeit zu wirtschaften. Der dabei möglich gewordene Grad von Selbstausbeutung ist bei vielen erschreckend. Aber auch wer nicht als Chefhektiker durch den Alltag hetzt, wird von der Leere der Zeit zu beschleunigtem Verhalten gezwungen. Auch wer gelassen über die Zeit meint verfügen zu können, »kann sich offenbar nicht ohne schützende Hüllen einer wie immer gearteten kosmischen Ordnung der grenzenlosen Leere ausgeliefert sehen«[19]. Er droht in ihr zu versinken; denn die homogene und entqualifizierte Zeit des Alltags ist bodenlos. Sie mit Terminen auszufüllen, mag einen vorläufigen Schutz bieten, und viele vertrauen sich ihm an. Aber Termine haben in dieser Funktion die Tendenz, zu institutionalisierten Ausreden zu werden. Sie schützen nicht eigentlich vor der Leere der Zeit, sondern sie schützen etwas vor. Wird der Wert, den sie darstellen, keiner Prüfung mehr unterzogen, so gewinnen sie am Ende Eigenwert.[20] Ist dieser Punkt erreicht, wird man regelrecht terminsüchtig. Unfähig, die Leere der Zeit zu ertragen, verpflichtet man sich über den objektiv erzwun-

genen Termindruck hinaus zu immer neuen Terminen. Durch einen horror vacui läßt man sich zu forcierter Selbstausbeutung treiben. Man macht die Erfahrung, daß es gerade die rein quantitative und leere, die scheinbar ganz entdämonisierte Zeit ist, die einen verschlingt. Denn schließlich wird man von den Terminen, über die man zu verfügen meinte, buchstäblich aufgefressen.

Ihren Grund hat die Terminsucht in einer abstrakten Erwartungshaltung, die für die alltägliche Zeiterfahrung charakteristisch ist. Man ist in ihr ständig irgendwie auf der Suche, hofft, daß irgendwas passiert, ohne doch sagen zu können, was, beeilt sich, irgendwo ein Ereignis nicht zu verpassen, das dann gar nicht eintritt.

Die entqualifizierte Zeit des Alltags ist dadurch gekennzeichnet, daß in ihr die Macht der Vergangenheit über die Gegenwart immer geringer zu werden scheint, während die Macht der Zukunft wächst. Die Zeiterfahrung löst sich vom Druck der Tradition und öffnet sich einem Horizont unbestimmter Möglichkeiten. »Nicht mehr die Geschichte mit . . . ihren schon ausgeschlossenen anderen Möglichkeiten hat den unbedingten Primat über die Gegenwart, sondern die Zukunft. Die Vergangenheit ist . . . abgeschlossen und als erledigt vorstellbar.«[21] In der Abstraktheit der alltäglichen Zeiterfahrung und in ihrer Orientierung an einer unbestimmt gehaltenen Zukunft liegt der Grund der Enthistorisierung des Zeitbewußtseins im Alltag. Sie ist seine unauffälligste und wirksamste Ideologiebildung. Mit dem leeren Versprechen einer Vielzahl unspezifischer Möglichkeiten verdrängt sie die Geschichte. Zugleich verbannt sie die jedem historischen Bewußtsein zugrundeliegende Erfahrung, daß die Tradition einen Schuldzusammenhang darstellt, aus dem eine Befreiung noch aussteht.

Gerade die abstrakte Erwartungshaltung im Alltag zeigt, wie sehr die Zeit Züge des Geldes angenommen hat. Denn obwohl Geld sonst vollkommen entqualifiziert ist und selbst alle Objekte, mit denen es in Berührung kommt, entqualifiziert, hat es die merkwürdige Eigenschaft, eine Zeitdimension zu besitzen. Es ist »konkretes Symbol einer abstrakten Zukunft«[22], in der nichts Bestimmtes erscheint, sondern eine Fülle von unbestimmten Möglichkeiten. Geld ist nicht einfach nur ein Zahlungsmittel, noch weniger nur ein Rechnungsmittel, sondern immer auch eine unausgefüllte Handlungsanweisung auf eine abstrakt bleibende Zukunft. In dieser Gestalt durchdringt es die leere Erwartungshaltung der alltäglichen Zeiterfahrung, die sich auf nichts Bestimmtes zu richten scheint und doch ständig nach etwas sucht. Man kann, so scheint es, mit der Zeit genau soviel anfangen wie mit dem Geld. Nämlich alles und nichts. Im Alltag verweist sie auf nichts, obwohl scheinbar alles jederzeit passieren könnte. In dieser Ungerichtetheit der alltäglichen Zeit tritt ihre größte Sehnsucht zutage, die Sehnsucht nach ihrem Ende.

VII

Obwohl der Alltag alles scheint erfassen zu können, hat er seine Grenzen. Sie liegen da, wo plötzlich etwas Unerwartetes geschieht, wo ein Ausnahmezustand eintritt, ein Abenteuer, ein Erlebnis besonderer Art, ein Fest oder eine Katastrophe.

Im Subjekt liegt die Grenze der alltäglichen Zeiterfahrung in der Spontaneität. Auch sie wird im gleichen historischen Moment zum Problem wie der Alltag. Denn in dem Maße, wie sich mit dem Alltag die Erfahrung fremdbestimmter Zeit verallgemeinert, wächst das Bedürfnis nach eigenmächtiger Zeiterfahrung. In der Spontaneität vermag sie sich gegen den Druck der alltäglichen Zeit nur in wenigen Augenblicken durchzusetzen. Das hat zur Folge, daß ständig steigende Erwartungen an sie geknüpft werden.

Wie sehr diese Spontaneitätserwartungen überfordert werden, erweist sich immer wieder in einer Sphäre, in der Spontaneität nach den Normen dieser Gesellschaft absolute Geltung beanspruchen darf und soll, in Liebesbeziehungen. Gerade in ihnen zeigt sich die Schwierigkeit, neben der alltäglichen eine nicht-alltägliche Erfahrung der Zeit zu entwickeln und mit einem anderen Menschen auf Dauer zu teilen. »Sei spontan!« ist eine verzweifelte, den Alltag hilflos bekämpfende Aufforderung, die in zahllosen Konflikten zwischen Liebenden in ebenso zahllosen Varianten geäußert wird. »Diese Art von Aufforderung versetzt den Empfänger in eine unhaltbare Situation, da er, um ihr nachzukommen, spontan in einem Kontext von Gehorsam, von Befolgung, also von Nichtspontaneität sein müßte.«[23]

Daß Spontaneität und Alltag aufeinander verweisen und einander widerstreiten, belegt kaum etwas besser als ein literarisches Dokument aus der Zeit, als beide in ihrer heutigen Form enstanden sind. Sternes Roman *Tristram Shandy* beginnt mit einer Schilderung der Zeugung seines Helden, bei der seine Mutter den Vater mit der Frage unterbricht »Pray, my Dear, . . . have you not forgot to wind up the clock?«[24]

Daß Tristrams Vater an jedem ersten Sonntagabend im Monat die große Hausuhr aufzuziehen und anschließend seine eheliche Pflicht zu erfüllen pflegte, ist bereits durch die Aufeinanderfolge von Alltäglichem und Nicht-Alltäglichem komisch. Daß diese Aufeinanderfolge aber durch die Frage der Mutter zur Gleichzeitigkeit zusammengezogen wird, ist der Paukenschlag, mit dem der Alltag in die Weltliteratur eintritt. Die Frage veralltäglicht eine Situation, in der es offenbar bereits gilt, absolut und unbedingt spontan zu sein. Indem sie ausgerechnet in dieser Situation nach ausgerechnet diesem technischen Mittel zur Herstellung des Alltags fragt, zeigt sie, wie Spontaneität und Alltag einander ausschließen und zusammenhängen. Sobald der Alltag wirklich jeden, auch den intimsten Bereich der Realität zu durchdringen vermag, wird es unbedingt notwendig,

sich vor ihm in einzelnen Bereichen durch Spontaneität zu schützen. Aber diese Spontaneität bleibt prekär; denn sie steht, wo immer sie auftritt, in der Gefahr, vom Alltag eingeholt zu werden.

Scheinbar wirkungsvollere, weil auf Dauer gestellte Techniken, im Alltag zu überleben, bestehen in den zahlreichen Gewohnheiten, mit denen man sich in ihm einrichtet. Es hat nicht nur jedes Sozialgebilde, sondern mehr noch jeder Einzelne eine eigene Art des Umgangs mit der Zeit.[15] Diese individuelle psychische Zeitverwendung kommt desto weniger zu Bewußtsein, je verläßlicher sie ist. Im wesentlichen ist sie über Gewohnheiten vermittelt. In ihnen setzt ein jeder gegen die entqualifizierte Zeit aller sein privates Zeremoniell der Zeitverwendung und seine abweichende Kalendrierung durch. Diese nicht-alltäglichen Formen der alltäglichen Zeiterfahrung sind die Reservate einer verkümmerten Spontaneität. Sie bilden zugleich deren Übergangsform zum Alltag; denn sie wiederholen sich in periodischen Abständen, können also veralltäglicht werden und sind es auch häufig genug.

Das Wunderbare an ihren Gewohnheiten ist für die meisten Menschen, daß sie ihnen das Gefühl vermitteln, jederzeit auch anders handeln zu können und eben darum nicht anders als gewohnheitsmäßig handeln zu müssen. Das individuell vorübergehend Nützliche, gesellschaftlich langfristig Gefährliche dieser Illusion besteht darin, daß sie in ihrer alltäglichen Form die Chancen einer realen Veränderung gerade dadurch sabotiert, daß sie sie in Aussicht stellt. Sogar viele von denen, die an einer politischen Veränderung arbeiten, können da, wo es unbedingt nötig wäre, auf die Dauer weder ihre eigenen, noch die Gewohnheiten anderer ändern. Denn kaum etwas ist konservativer als die habitualisierten Verhaltensweisen, mit denen man den Alltag bewohnt.

Die Beharrlichkeit, mit der Erwachsene an ihren Gewohnheiten hängen, ist wohl vor allem darauf zurückzuführen, daß sie sie unbewußt an ihre frühesten Befriedigungen in der Kindheit erinnern. Zugleich versprechen sie ihnen immer neue Befriedigung zu verschaffen, ohne dieses Versprechen je voll einzulösen. Gewohnheitsmäßiges Verhalten wird zuerst in der Kindheit an der Regulierung der Körperfunktionen erlernt. Bei vielen Menschen bleibt es unterm gesellschaftlich vermittelten Druck des Alltags auf diesen Bereich beschränkt. Es ist die sedimentierte Form eines ursprünglich spontanen Verhaltens.

Denn in ihm sind Reste des archaischen Egozentrismus der Zeitwahrnehmung bewahrt geblieben, der für die frühe Kindheit charakteristisch ist. In diesem Egozentrismus wird die Zeit noch nicht vom Ich abgelöst, sondern bleibt vollständig auf es bezogen. Das Kind setzt »immer den gerade erlebten Bewußtseinszustand in das Zentrum« seiner Zeitwahrnehmung, in der »Unmittelbares auf Unmittelbares folgt«. Es kann nicht anders, als

»immer nur in der Gegenwart zu leben und die Vergangenheit nur in ihren Ergebnissen zu kennen«.[16]

Diese radikal subjektivierte Zeiterfahrung ist das genaue Gegenteil des Alltags. Die Zeit ist in ihr nicht reversibel. Im Alltag dagegen kann sie scheinbar von allem und jedem abgelöst, beliebig oft wiederholt oder sogar rückwärts durchlaufen werden. Sie ist darüber hinaus nicht reziprok. Denn sie wird nicht wie die alltägliche Zeit mit anderen geteilt, sondern bleibt an die Person des Kindes und an seine Handlungen gebunden. Das kindliche Ich meint, über die Zeit zu verfügen, weil es das Gefühl hat, sie aus sich heraus zu entwerfen.

Das ist nur insofern richtig, als es sie durch seine Körperfunktionen unmittelbar als die seine erfährt. An der Periodizität seines Leibes entwikkelt es seine ersten Zeitvorstellungen. Sie sind von vornherein lustbetont oder unlustvoll, jedenfalls alles andere als homogen oder leer. Denn im Rhythmus von Atmen, Essen und Schlafen erfährt es seine frühesten Befriedigungen und Versagungen. Späterhin entwickelt es mit der Beherrschung der Sphinktermuskulatur das wichtigste Instrument zur Durchsetzung eines eigenmächtigen Zeitbewußtseins. Denn mit ihrer Hilfe wird es ihm möglich, die bis dahin »allmächtigen« Erwachsenen in gewissem Umfang von seinem Willen abhängig zu machen. Mit ihr entwickelt es zugleich ein erstes Bewußtsein von der Elastizität der Zeit. Es kann nämlich, wie es bald herausfindet, durch eine Stuhlverhaltung den Zeitpunkt der Defäkation hinauszögern. Die Möglichkeit, ihn selbst festzusetzen, verschafft ihm neben der Befriedigung und dem Stolz, eigenmächtig über seine Zeit zu verfügen, noch ein gewisses Maß an körperlicher Lust.

Es ist gerade diese in der eigenmächtigen Skandierung der Körperfunktionen jeweils entbundene Lust, die es dem Kind unter dem Druck seiner Umgebung schwer werden läßt, seine ursprüngliche Zeitwahrnehmung aufzugeben. Die Fremdbestimmtheit, die der Alltag ihm aufzwingt, abstrahiert von aller Lust. Sie setzt die vollständige und tendenziell jederzeitige Ablösbarkeit der Zeit von seinem Körper voraus. Die muß unendlich mühsam über Jahre hin erlernt werden. Ganz durchzusetzen aber ist sie nicht. Denn der Alltag kann zwar von jedem physikalischen Körper die Zeit abstrahieren, nicht aber auf Dauer vom menschlichen Leib.[17] Der hat seine eigene Zeit.

Ihrer Periodizität drängt der Alltag sich auf. Wo es ihm nicht gelingt, sie mit ihren Triebansprüchen und Bedürfnissen zu ritualisieren, versucht er, sie sich durch wiederholten Zwang gefügig zu machen. Denn er versucht, von den charakteristischen Eigenheiten der Zeitverwendung zu abstrahieren, die sich ein jeder zum Schutz gegen den Alltag erhält und in denen Reste eigenmächtiger Zeitverwendung überleben. Diese Eigenheiten drücken in der Regel lebensgeschichtlich bedeutsame, vergangene oder gegenwärtige

Triebkonflikte aus, die in ihren Auswirkungen zuweilen harmlos, oft aber bedrohlich sein können.

Muß man sie aufzählen? Genannt seien die wichtigsten: vieles zugleich tun wollen, um angeblich Zeit zu sparen, Zeit verschwenden, zu spät kommen, nicht fertig werden, nicht anfangen können, nicht aufhören können, Schlafstörungen, Arbeitsschwierigkeiten, Störungen der Nahrungsaufnahme, Orgasmusstörungen. Die Symptomatologie kann ebenso vielfältig sein wie die, die bei der Verwendung des Geldes auftritt. Denn Zeit und Geld sind gerade wegen ihrer Abstrahierbarkeit und Plastizität die idealen Medien der Symptombildung.

Die Triebkonflikte repräsentierenden Symptome der Zeiterfahrung und Zeitverwendung können so stark sein, daß sie sich der Macht der alltäglichen Zeit auf Dauer widersetzen. Das ist immer dann der Fall, wenn die in diesen Konflikten gesuchte Befriedigung auf einer frühen Stufe der kindlichen Entwicklung größer war als die gegenwärtig erreichbare. Die Befriedigung, die die alltägliche Erfahrung der Zeit mit ihrem Zwang zur jederzeitigen Koordination des eigenen Verhaltens mit dem der anderen zu bieten vermag, ist gegenüber der Befriedigung, die die eigenmächtige Zeiterfahrung der Kindheit bot, ganz offenbar geringer. Denn die Zahl derjenigen, die am Alltag scheitern, weil er sie krank macht, nimmt zu.

Anmerkungen

1 Vgl. E. P. Thompson, »Time, Work-Discipline and Industrial Capitalism«, in: *Past & Present* 38 (1967) S. 56–97; dt. in gekürzter Fassung in: *Gesellschaft in der industriellen Revolution*, hg. von R. Braun u. a., Köln 1973, S. 81–112, hier S. 82.

2 Pierre Bourdieu, »The Attitude of the Algerian Peasant toward Time«, in: *Mediterranean Countrymen*, hg. Julian Pitt-Rivers, Paris und Den Haag 1963, S. 59.

3 Bourdieu (= Anm. 2), S. 58.

4 Henri Lefebvre, *Critique de la vie quotidienne*, Bd. II, Paris 1961, S. 52 f.; dt.: *Kritik des Alltagslebens*, Bd. II, München 1975, S. 55 f.

5 Exemplarisch die Darstellung Heideggers in *Sein und Zeit*, 10. Auflage, Tübingen 1963, S. 126 ff.

6 Thompson (= Anm. 1), S. 89.

7 Thompson (= Anm. 1), S. 88.

8 Wilhelm Abel, *Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Deutschland*, Göttingen 1972, S. 20.

9 Vgl. Helmut Möller, *Die kleinbürgerliche Familie im 18. Jahrhundert*, Berlin 1969, S. 162.

10 Josef Kulischer, *Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit*, Bd. II, 4. Auflage, Darmstadt 1971, S. 186.

11 Karl Marx, *Das Kapital*, Bd. I, MEW Bd. 23, Berlin 1969, S. 247.

12 Marx (= Anm. 11), S. 434.

13 Popitz, Bahrdt, Jüres, Kesting, *Technik und Industriearbeit*, Tübingen 1957.

14 Jürgen Habermas, »Soziologische Notizen zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit«, in: *Konkrete Vernunft*, Festschrift für Erich Rothacker, hg. Gerhard Funke, Bonn 1958, S. 223.
15 Habermas (= Anm. 14), S. 223.
16 Vgl. Bourdieu (= Anm. 2), S. 59.
17 Vgl. Niklas Luhmann, »Die Knappheit der Zeit und die Vordringlichkeit des Befristeten«, in: *Die Verwaltung*, Bd. 1 (1968), S. 9.
18 Luhmann (= Anm. 17), S. 26.
19 Helmuth Plessner, »Über die Beziehung der Zeit zum Tode«, in: *Eranos Jahrbuch* 20 (1951), S. 364.
20 Luhmann (= Anm. 17), S. 10 f.
21 Luhmann, »Sinn als Grundbegriff der Soziologie«, in: Jürgen Habermas / Niklas Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*, Frankfurt 1971, S. 57.
22 Bourdieu (= Anm. 2), S. 68.
23 Paul Watzlawick, Janet H. Beavin, Don D. Jackson, *Menschliche Kommunikation*, Bern, Stuttgart, Wien 1969, S. 184.
24 Laurence Sterne, *The Life & Opinions of Tristram Shandy*, New York 1950, S. 4.
25 Vgl. Georges Gurvitch, *La multiplicité de temps sociaux*, Paris o. J. (1958), S. 8.
26 Jean Piaget, *Die Bildung des Zeitbegriffs beim Kinde*, Zürich 1955, S. 366.
27 Vgl. Pitirim A. Sorokin, *Sociocultural Causality, Space, Time*, New York 1964, S. 162 sowie ders. und Robert K. Merton, »Social Time: a Methodological and Functional Analysis«, in: *The American Journal of Sociology*, 42 (1937), S. 615–629.

Deutsches Anti-Geschichtsbuch.

Erster Teil:
„Wir Untertanen"
Frühes Mittelalter
bis 1918.
DM 34,–

Soeben erschienen!
Zweiter Teil:
„Einig gegen Recht und Freiheit".
1918–1939. Revolution.
Weimarer Republik. Drittes Reich.
DM 29,80

C. Bertelsmann Verlag München

Rainer Paris
Befreiung vom Alltag?

»Die von Revolution ohne Bezug zu ihrem alltäglichen Leben sprechen, haben einen Leichnam in ihrem Mund.« Dieser Satz des französischen Situationisten Raoul Vaneigem[1] scheint mir richtig und gefährlich zugleich: Richtig zunächst deshalb, weil er aufräumt mit jener fatalen Vorstellung, nach der zuerst »die gesellschaftlichen Verhältnisse« zu verändern seien, bevor die konkrete Emanzipation der Individuen, die Befreiung ihres alltäglichen Lebens, auf der Tagesordnung stehe. *Wer*, so ist einfach zu fragen, verändert denn die Verhältnisse, wenn nicht die Menschen selbst, die ihr Leben verändern wollen und müssen? Gerade im Zusammenfallen des Änderns der Umstände und der menschlichen Selbstveränderung sah Marx ein wesentliches Kennzeichen revolutionärer Praxis.[2]
Andererseits darf die Perspektive gesellschaftlicher Veränderung nicht auf Selbstveränderung reduziert werden. Mißverständlich und problematisch erscheint mir die Formulierung Vaneigems so vor allem deshalb, weil sie implizit fordert, daß der Rückbezug der politischen Praxis aufs Alltagsleben der Individuen, die sie tragen, immer und unmittelbar gegeben sein müsse. Dies ist nicht nur pragmatisch unmöglich, sondern auch politisch unsinnig: Wir benötigen nicht nur eine lebensbezogene, gleichsam erfahrungsgesättigte Vorstellung von dem, was wir als gesellschaftliches Ziel anstreben; wir brauchen, um dieses Ziel zu erreichen, auch langen Atem, also eine stabile, durch kurzfristige Mißerfolge und Frustrationen nicht leicht zu irritierende Kampfmoral. Diese freilich ist selbst ein Produkt von Erfolgserlebnissen und realen Emanzipationserfahrungen: Sie stellt sich keineswegs dar als abstrakte Bereitschaft zur Unterordnung unter eine ebenso abstrakte politische »Linie«; sie ist aber auch nicht gleichzusetzen mit jener selbstzentrierten Verabsolutierung der eigenen Ansprüche und Bedürfnisse, die nicht nur kennzeichnend ist für die verbreitete subkulturelle Rückzugshaltung und die Reprivatisierungstendenzen innerhalb der Linken, sondern die – wie immer ideologisch verbrämt – auch die subjektive Basis abgibt für die weitreichende soziale und politische Isolierung, die radikalisierte und entwurzelte bürgerliche Intellektuelle im Extremfall zur vermeintlich »befreienden Tat« terroristischer Einzelaktionen treibt. So wichtig und berechtigt das Einklagen persönlicher Emanzipations- und Lebensansprüche im Rahmen der sozialistischen Bewegung auch ist[3], so schlägt doch umgekehrt die

Verabsolutierung dieser Ansprüche sofort in Borniertheit und abstrakten Purismus um.

Dazu ein Beispiel[4]: Als einige »Situationisten« vor den Fabriktoren von LIP-Besançon auftauchten und auf Flugblättern verkündeten, die LIP-Arbeiter wollten mit der Selbstorganisation der Produktion doch nur entfremdete Produktionsverhältnisse restaurieren, anstatt die Arbeit überhaupt abzuschaffen, erhielten sie von den aufgebrachten Arbeitern, die sich linken politischen Gruppen gegenüber sonst außerordentlich kooperationsbereit gezeigt hatten, eine barsche und unmißverständliche Abfuhr – und setzten sich daraufhin ins nächste Café. Hier erörterten sie möglicherweise die Notwendigkeit, das Alltagsleben zu revolutionieren . . .

Revolutionäre Praxis und Voluntarismus sind also nicht dasselbe. Wer – statt (auch noch die falschen) Prinzipien zu dreschen – das Alltagsleben verändern will, muß zuallererst wissen, wovon er überhaupt spricht. Auch wenn es sich, wie beim Alltagsleben, um einen besonders sperrigen Gegenstand unserer Reflexion handelt: »Das Alltägliche zur Sprache zu bringen, das heißt schon, es durch Deutlichmachen zu transformieren. Das Alltägliche transformieren heißt Neues produzieren, was neue Wörter nach sich zieht.«[5]

Was ist Alltag? Zunächst einmal das, was wir »alle Tage« tun, was wir tagtäglich leben. Das Alltagsleben ist das System derjenigen Handlungsweisen, Denk- und Tätigkeitsformen, die – zur selbstverständlichen Gewohnheit und Routine geworden – unserem Leben eine gleichsam »bewußtlose« und zugleich feste Struktur geben. Das Alltagsleben ist also gerade der Bereich unseres Lebens, der für uns normalerweise *keine* Probleme aufwirft. (Deshalb auch die »Sperrigkeit« des Alltags als Reflexions- und Diskussionsgegenstand: Die Thematisierung des uns Selbstverständlichen reißt es aus seiner Selbstverständlichkeit heraus.) Charakteristisch für die Struktur des Alltagslebens ist also – dies hat Agnes Heller[6] klar herausgearbeitet – eine notwendig unreflektierte Verschränkung von Festgelegtheit und Impulsivität des Handelns, von Rigidität und Spontaneität: »Der starre Rhythmus, die Wiederholung, die strenge Regelmäßigkeit des Alltags (. . .) widersprechen dieser Spontaneität keineswegs, eines setzt vielmehr das andere. Die bloße Aneignung des Gewohnheitsverhaltens, der Erfordernisse, Moden – zumeist handelt es sich um eine gedankenlose Aneignung – kann nur aufgrund der Spontaneität zustande kommen. Wollten wir nämlich über den Wahrheits- oder Richtigkeitsgehalt jeder unserer Tätigkeitsformen nachdenken, so könnten wir nicht einmal einen Bruchteil der erforderlichen Alltagstätigkeiten erledigen, und Produktion und Reproduktion des Lebens der menschlichen Gesellschaft würden unmöglich werden.«[7] Wir sind also im Alltag dazu gezwungen, tiefgreifende Reflexionen und Problematisierungen unseres Verhaltens geradezu programmatisch aus-

zuschalten, um uns zu entlasten, um überhaupt handlungsfähig zu bleiben. Wir *müssen* uns ständig über dies und jenes entscheiden, obwohl wir uns – nähmen wir es genau – noch gar nicht entscheiden könnten: Wir entscheiden uns also auf der Grundlage von Wahrscheinlichkeitseinschätzungen, spontanen Verallgemeinerungen, Vor-Urteilen, pragmatisch eingespielten Gewohnheiten usw.

Allerdings geht unser Leben nicht im Alltagsleben auf. Zwar lebt jeder ein Alltagsleben, aber niemand lebt *nur* seinen Alltag.[8] Wir müssen also unterscheiden zwischen Alltäglichem und Nichtalltäglichem[9], zwischen Alltag und »Sonntag«, Regel und Ausnahme, zwischen routinemäßig eingeschliffenem Verhalten und bewußter, zielgerichteter »gattungsmäßiger Tätigkeit«[10], jenen Tätigkeiten also, in denen die Menschen – wie rudimentär und in welchen verzerrten Formen auch immer – ihr Gattungswesen realisieren, sich als Persönlichkeiten, als Menschen bestätigen, und worin sie zugleich beginnen, sich die Bedingungen ihres Lebens nicht nur spontan, sondern auch bewußt anzueignen und sie zu verändern.

Die objektiven Möglichkeiten dazu sind freilich fundamental begrenzt und blockiert. Im organisierten Kapitalismus ist die Masse der Bevölkerung von ihren gattungsmäßigen Entwicklungschancen fast vollständig abgeschnitten und lebt davon getrennt. Nicht nur die »gewöhnliche« Entfremdung am Arbeitsplatz, die Beziehungslosigkeit zum Produkt und zum Inhalt der Arbeit, ist damit angesprochen; man denke zudem an die institutionalisierte Ausgrenzung gattungsmäßiger Tätigkeiten in quasi-autonome gesellschaftliche Bereiche wie Wissenschaft und Kunst, auch an das Abdrängen der noch verbliebenen Reste von Gattungsmäßigkeit in die Beliebigkeit der Privatsphäre, wo sie als »Freizeitgestaltung« und Hobbyismus nur unterernährt überlebt. Hierin besteht sicher ein dominierender Zug des heutigen Kapitalismus: Die Verkümmerung und Austrocknung der Chancen gattungsmäßiger Tätigkeit macht zugleich die Expansivität des Alltagslebens aus, die bestimmende Tendenz, das Leben aufs Alltagsleben zu nivellieren.[11]

Dem entgegenzuwirken und praktikable, d. h. lebbare Alternativen zu entwickeln, ist keineswegs ein beiläufiges Moment oder gar erst Resultat der sozialistischen Umwälzung der Gesellschaft; es betrifft vielmehr den Kern der Bewegung selbst. Wichtig und unumgänglich ist die Unterscheidung von Alltag und Nicht-Alltag, das normative Festhalten an der Perspektive gattungsmäßiger Tätigkeit, vor allem dann, wenn wir Kriterien suchen für eine realistische Konkretisierung des bislang abstrakt gebliebenen Anspruchs einer *Politisierung des Alltags*. Zwar ist diese zentrale Parole der Studentenbewegung und des Mai '68 von verschiedenen Seiten bereitwillig und auch in durchaus sinnvoller Weise aufgegriffen und weiterverfolgt worden: so z. B. von der kritischen Partizipationsforschung[12], die

unter diesem Topos vor allem nach der politischen Radikalisierungsdynamik lokaler und regionaler Mißstände und Konflikte (Umweltschutz, Verkehrsplanung usw.) fragte, also nach den Chancen einer selbstorganisatorischen Rekonstruktion zerstörter Lebens*bedingungen;* die ursprünglich aber gemeinte und auch stets mitschwingende Bedeutung dieser Parole, nämlich die politische Perspektive einer Veränderung unseres eigenen Lebens selbst, wurde von dieser Fragestellung aus nur gestreift. Treffen jedoch die oben gemachten Differenzierungen zu, so ist klar, daß die Aufgabe einer Politisierung des Alltags *für uns* zunächst schlicht und einfach darin besteht, den Alltag zurückzudrängen, Alltägliches in Nichtalltägliches umzuwandeln, unser gewohntes unbefragtes Handeln zuerst einmal zur politisch-moralischen Disposition zu stellen und öffentlich zu thematisieren. Letztlich geht es also darum, die »stumme Einheit« unserer routinisierten Tätigkeiten aufzulösen zugunsten einer bewußten, auf Verantwortlichkeit ausgerichteten Synthese unseres eigenen Lebens und unserer Persönlichkeit.

Das ist freilich leichter gesagt als gelebt. Zumal es nicht nur gesellschaftliche Barrieren und Widerstände sind, die es uns so schwer machen, eine in diesem Sinne vorgestellte »Lebensführung«[13] auch umfassend zu realisieren. Ein weiterer wesentlicher Grund dafür liegt in der Sache, im Alltagsleben selbst: darin nämlich, daß es sich beim Alltagsleben zugleich um die *Sphäre unserer individuellen Reproduktion* handelt.[14] In der Notwendigkeit, daß wir uns als Individuen reproduzieren *müssen,* liegt der rationelle Kern des Ökonomismus und Pragmatismus unserer alltäglichen Tätigkeitsformen; wir leben unseren Alltag gleichsam als eine Voraussetzung unseres Lebens überhaupt, von der wir nicht willkürlich abstrahieren können. Mithin können wir realistisch unseren Alltag nur dann verändern, wenn wir ihn zugleich sichern, d. h. wenn wir den unabdingbaren Erfordernissen unserer individuellen Reproduktion gleichwohl Rechnung tragen. In diesem Sinne darf die konkrete Befreiung des Alltags nicht auf seine Zerstörung hinauslaufen: Die Vorstellung einer Revolutionierung des Alltagslebens als seine Abschaffung ist absurd. Auch dies hat eine Strategie der Politisierung des Alltags zu bedenken: daß die absorbierende Kraft des Alltagslebens, die massenhafte Bereitschaft, sich im Alltag »einzurichten«, dem allgemeinen Unglück einen Abglanz privaten Glücks abzugewinnen, gerade darin begründet ist, daß noch das entfremdetste Alltagsleben denen, die es leben, ein Stück weit Stabilität und Kontinuität gewährt und insofern immer auch auf reale und legitime Bedürfnisse der Individuen trifft und sie teilweise befriedigt. Aufgesprengt wird dieser restriktive Zusammenhang, in dem das bloße Überleben und das Bedürfnis nach Sicherheit mit dem Verzicht auf Gattungsmäßigkeit erkauft wird, nur durch weitreichende Veränderungen in der Bedürfnisstruktur und im Bewußtsein der Individuen selbst: Da das

Alltagsleben die Sphäre der *individuellen* Reproduktion der Menschen bezeichnet, ist auch seine Veränderung, die Erhebung aus dem Alltag als Umwandlung von Alltäglichem in Nichtalltägliches, letztlich immer nur individuell realisierbar.

Diese Einsicht ist keineswegs resignativ. Sie besagt durchaus nicht, daß die revolutionäre Veränderung des Alltagslebens ausschließlich ein individueller Prozeß sei, sondern nur, daß auch die gesamtgesellschaftliche Umwälzung der Rahmenbedingungen des Alltagslebens immer nur die jeweils individuell zu nutzende *Chance* realer Emanzipation bedeutet. In diesem Sinne ist das Emanzipationsinteresse nicht delegierbar – ein Fehler, der mir in der gegenwärtigen Situation auch bei der undogmatischen Linken nur allzu verbreitet scheint. Denn hierin liegt meines Erachtens gerade das grundlegende Dilemma der festgefahrenen »Emanzipationsdebatte«[15]: Sie lebt von der unausgesprochenen Hoffnung, daß das Problem der Verbindung von persönlicher und politischer Emanzipation gleichsam organisationstechnisch, d. h. über ein neues, noch zu realisierendes Organisationsmodell lösbar sei. Dies offenbart jedoch, abgesehen von der sicher richtigen Kritik und Ablehnung des leninistischen Typs der Kaderpartei, eine fatale Verengung des Blickwinkels: Es ist an der Zeit, die sozialistische Bewegung eben als eine *umfassende soziale Bewegung*, als einen vielschichtigen sozialrevolutionären Prozeß aufzufassen, in dem die organisierte Politik eine zwar wesentliche, aber nur *eine* Dimension des Kampfes und der Veränderung ausmacht.[16] Wir müssen aufhören, die Stärke und die Erfolgschancen der Linken ausschließlich unter dem Raster des Aufstiegs und Falls von Organisationen wahrzunehmen und die bloße Ersatzpraxis erbitterter Fraktionskämpfe für eine »Bewegung« zu halten. Keinesfalls ist der Sozialismus einfach das Resultat der Eroberung der Staatsmacht und veränderter Institutionen; die Realisierung des Sozialismus als Lebensform ist vielmehr und zuerst eine lebenspraktische Frage der Menschen, die ihn erkämpfen.

Diejenigen, die dogmatisch verbissen, parolenverkaufend herumlaufen und so tun, als laste die gebündelte Verantwortung für den Kampf der Arbeiterklasse auf ihren schmalen Schultern, haben wenig von dem verstanden, worum es geht: um den aufrechten Gang, um die freie Entfaltung eines jeden als Bedingung der freien Entfaltung aller. Daran auch hier und jetzt festzuhalten, bedeutet durchaus nicht den Verzicht auf Disziplin und Verbindlichkeit; wohl aber schließt die Notwendigkeit einer stabilen, nichtkorrumpierbaren politischen Identität die Wiedergewinnung von Sinnlichkeit und Sensibilität keineswegs aus. Die Einlösbarkeit des marxistischen Anspruchs, »alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist«[17], muß sich so auch und gerade in der konkreten Lebenspraxis der Genossen ausweisen können: Es geht allerdings um die politische und moralische Ächtung von Konkur-

renz und Askese als Grundwerten bürgerlichen Lebens, nicht durch abstrakte Parolen oder kurzatmige Provokationen, sondern durch die gelebte Alternative eines anderen, glücklicheren *und* sinnvolleren Lebens der sozialistischen Individuen selbst.

Wer dies als »Entpolitisierung« mißversteht, sollte seinen Politikbegriff überdenken. Die Politik ist ins Leben zurückzuholen und nicht getrennt von der Alltagspraxis der Individuen zu denken: sie geht – wenn überhaupt – davon aus. Es ist diese Art von Politik, die das Alltagsleben verändert, es *politisiert,* weil sie darin verankert ist. Zugleich freilich ist deutlich, was mit der Perspektive der Politisierung des Alltags in keinem Fall gemeint sein kann: die Zerstörung der Privatsphäre im Namen des politischen Prinzips, die Unterordnung aller Lebensbereiche unter einen politischen Normativismus, der den Einzelnen in jeder alltäglichen Situation unter einen abstrakt-ideologischen Legitimations- und Rechtfertigungsdruck zu stellen versucht. *Diese* »Politisierung« des Alltags hat die Totalitarismus-Kritik zu recht als Perversion von Freiheit ausgemalt.

Zudem müssen wir eingestehen, daß die Möglichkeiten zu einer politischen Problematisierung der eigenen, im Alltag eingeschliffenen Handlungsmaximen, durchaus begrenzt sind. Niemand kann alles zugleich und auf einmal problematisieren oder gar verändern; ziellose Radikalität ist – früher oder später – fast gleichbedeutend mit Resignation. Vielleicht lassen sich bestimmte persönliche Reaktions- und Verhaltensweisen gerade deshalb radikal in Frage stellen, weil andere unbefragt bleiben. *Eine stabile und folgenreiche Politisierung des Alltags wird immer nur in Teilbereichen unseres Alltagslebens ansetzen und sich ausweiten können, d. h. sie kann nur gelingen, wenn sie zumindest teilweise in den Alltag eingebettet bleibt.* Nicht schon die Routinisierung alltäglichen Handelns als solche, sondern erst deren Verabsolutierung macht die Entfremdung des Alltagslebens aus[18]; die Aufhebung dieser Entfremdung im Rahmen sozialistischer Lebensformen ist durchaus nicht gleichbedeutend mit der Abschaffung stabiler Handlungsnormen: sie ist vielmehr die Chance, eine solche nicht-repressive Stabilität durch demokratische Reflexions- und Diskussionsprozesse erst zu gewinnen und bewußt herzustellen. Die realistische Perspektive der Befreiung des Alltagslebens besteht also nicht darin, es abschaffen zu wollen, sondern darin, es bewußt, nach eigenen politisch-moralischen Prioritäten zu organisieren und umzuwandeln.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Die hier aufgezeigte Notwendigkeit einer Verteidigung des Alltags gegen seine wie immer politisch motivierte Zerstörung darf nicht dazu führen, nun umgekehrt die unbefragte Struktur des Alltagslebens gegen die Möglichkeit weitreichender politischer Entscheidungen des Einzelnen überhaupt auszuspielen. Im Gegenteil: Im Leben wie in der Geschichte sind die gegebenen Handlungsalternativen

stets reale und potentiell realisierbare Alternativen. Politik besteht darin, die vorgefundenen Bedingungen selbst zu verändern und auch neue Handlungschancen zu eröffnen. In diesem Sinne bleibt immer ein »existentialistischer Rest« der persönlichen Entscheidung, in dem politisches Engagement über die Bedingungen, denen es unterliegt und von denen es geprägt ist, hinaustreibt. Keinesfalls dispensiert uns die Einsicht in die gesellschaftliche Bedingtheit unserer Charakterstrukturen und Verhaltensweisen von der Notwendigkeit, verantwortlich zu handeln und unser Handeln zu verantworten. Es kommt – wie Sartre es einmal treffend ausdrückte[9] – nicht nur darauf an, was die Verhältnisse aus Einem gemacht haben, sondern vor allem darauf, was Einer daraus macht, was die Verhältnisse aus ihm gemacht haben.

Anmerkungen

1 Zitiert nach D. Cooper: *Der Tod der Familie,* Reinbek bei Hamburg 1972, S. 120.

2 K. Marx: »Thesen über Feuerbach«, in: MEW Bd. 3, S. 5 f.

3 Wir müssen uns darüber im klaren sein, daß wir die Möglichkeit der Formulierung und des teilweisen Vorweglebens von Emanzipationsansprüchen, die massenhaft erst im Sozialismus realisiert werden können, einer privilegierten Ausgangssituation verdanken, die wir – zumal als Kopfarbeiter – nicht voluntaristisch negieren können: Wer es sich »leisten« kann, auf Privilegien zu verzichten, verdoppelt sie gleichsam. Es kann also für diejenigen von uns, die privilegierte Berufspositionen einnehmen, weder darum gehen, die Privilegien einfach ablegen zu wollen, noch darum, sie parasitär auszuleben. Privilegien sind »aufzuheben«, indem sie genutzt werden für die Arbeit an ihrer massenhaften Verallgemeinerung.

4 Vgl. dazu A. Münster: *Der Kampf bei LIP,* Berlin 1974, S. 142 f.

5 H. Lefebvre: *Das Alltagsleben in der modernen Welt,* Frankfurt a. M. 1972, S. 273.

6 Vgl. dazu auch im folgenden A. Heller: »Struktur des Alltagslebens«, in: dies.: *Alltag und Geschichte,* Neuwied und Berlin 1970, S. 20-44.

7 A.a.O., S. 32 f.

8 A.a.O., S. 20.

9 Diesen Unterschied negieren z. B. jene »Realisten«, die das Alltägliche und das Gewöhnliche als das eigentlich Besondere darzustellen versuchen und die es auf diese Weise fertigbringen, noch die ödeste Langeweile zum Ereignis hochzujubeln und zu überhöhen. Vgl. H. Lefebvre: *Kritik des Alltagslebens,* Bd. 1, München 1974, S. 256.

10 Vom Begriff der »gattungsmäßigen Tätigkeit«, den Agnes Heller aus Marx' *Pariser Manuskripten* entlehnt, sollte man sich nicht irritieren lassen. Dieser Begriff postuliert keineswegs irgendwelche invarianten Wesenszüge der menschlichen Gattung; er meint schlicht und einfach die – stets von ihren historischen Möglichkeiten her zu bestimmende – Perspektive der Selbstverwirklichung der Menschen in der Dimension unentfremdeter Arbeit, die Entfaltung ihrer Sinne und Fähigkeiten in der lustvollen Aneignung innerer und äußerer Natur.

11 Ihre »Begleitmusik« findet diese Nivellierungstendenz in der Propaganda ihrer scheinhaften Aufhebung: »Mehr erleben!« ist heute ein durchgängiger Topos der Warenästhetik, die mehr verkaufen will; sogar die Abenteuerlust wird bereits touristisch verplant.

12 Vgl. dazu H. E. Bahr (Hrsg.): *Politisierung des Alltags*, Neuwied und Berlin 1972.

13 Heller, a.a.O., S. 43 f.

14 In dieser Bedeutung liegt der Begriff des Alltagslebens quer zu den traditionellen marxistischen Denkschemata, vor allem zur Unterscheidung von Basis und Überbau: In seinem Alltag »überspringt« das Individuum die Trennung der gesellschaftlichen Sphären. Sofern der Alltagsbegriff gerade die biographische, individuelle Dimension gesellschaftlicher Veränderungen einklagt und geltend macht, leistet er zugleich einen Beitrag zur Rekonstruktion eines authentischen Verständnisses von marxistischer Theoriebildung als Theorie der »wirklichen Bewegung«. – Vgl. dazu auch die umfassende Arbeit von A. Heller: »Das Alltagsleben«, unveröff. Man., Budapest o. J. (Diese Arbeit erscheint – mit einer Einleitung von Hans Joas – 1976 in der edition suhrkamp.)

15 Vgl. dazu die einschlägigen Artikel und Kontroversen in: *links* (Nr. 43 ff., auch zusammengestellt in: SHG/SZ-Duisburg (Hrsg.): *Der subjektive Faktor, Materialien zur Emanzipationsdebatte*, Gießen 1974. – Zur Destruktion der Rede vom »subjektiven Faktor« vgl. auch meine Rezension eines sowjetmarxistischen Standardwerks zu diesem Thema: »Das Subjekt als Faktor«, in: *Ästhetik und Kommunikation* 21, 1975.

16 Vgl. H. Gintis, *Zur Dialektik der Bewußtwerdung im Spätkapitalismus*, Berlin 1974, bes. S. 75.

17 K. Marx: »Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie«, in: MEW Bd. 1, S. 385, Hervorhebung getilgt.

18 Heller, a.a.O., S. 40 f.

19 Gespräche mit Jean Paul Sartre, Sendung im III. Programm des NDR am 29. 1. 1974.

Rotkehlchen: Schallplatten für Kinder

Hoffmanns Comic Teater
Ton Steine Scherben
Herr Freßsack und die Bremer Stadtmusikanten
LP. 33 UpM. DM 12.80

Rote Grütze darüber spricht man nicht!
LP. 33 UpM. Mit Textplakat. DM 15.–

Rotbuch Verlag

edition suhrkamp

J. Alberts/K. M. Balzer
H.-W. Heister/B. J. Warneken
u.a.
Segmente der Unterhaltungsindustrie
es 651. DM 9,–

Alexander Kluge
Gelegenheitsarbeit einer Sklavin
Zur realistischen Methode
es 733. DM 8,–

H. Brede/B. Kohaupt
H.-J. Kujath
Ökonomische und politische Determinanten der Wohnungsversorgung
es 745. DM 5,–

Claus Offe
Berufsbildungsreform
Eine Fallstudie über Reformpolitik
es 761. DM 10,–

Horst Bredekamp
Kunst als Medium sozialer Konflikte
Bilderkämpfe von der Spätantike bis zur Hussitenrevolution
es 763. DM 12,–

Kurt Eisner
Sozialismus als Aktion
Ausgewählte Aufsätze und Reden
Herausgegeben von Freya Eisner
es 773. DM 6,–

In allen Buchhandlungen
Prospekte durch Suhrkamp Verlag
6 Frankfurt 1, Suhrkamp Haus

Psychologie

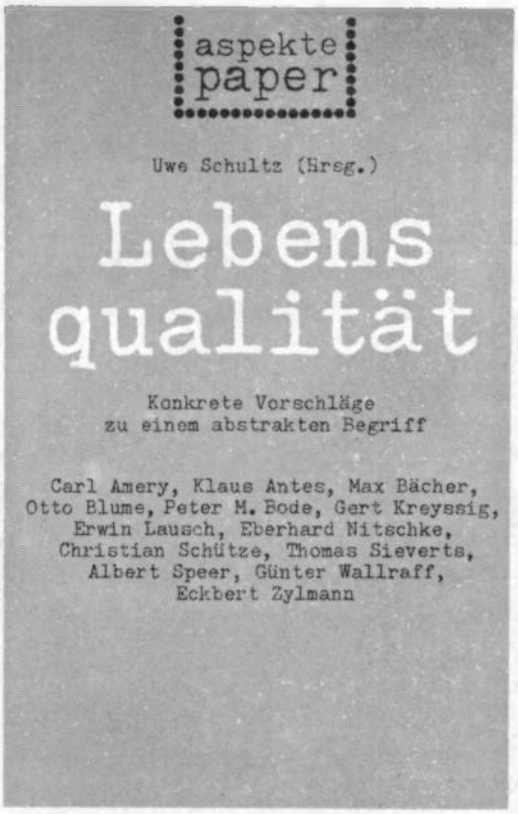
Thomas S. Szasz

Psychiatrie – die verschleierte Macht

(Ideology and Insanity).
Aus dem Amerikanischen
von Thomas M. Höpfner.
Etwa 210 Seiten.
Paperback ca. DM 28,50

Diese Essaysammlung enthält die Grundgedanken von Thomas Szasz, einem der leidenschaftlichsten Kritiker der heutigen Psychiatrie. Für ihn ist die Psychiatrie eine Pseudowissenschaft, die dazu dient, Abweichungen vom Normalen zu verketzern. Auch die Verurteilung von Drogensüchtigen liegt auf dieser Linie. Seine Forderung der Freigabe des Drogenkonsums enthält eine von ihm für alle Menschen aufgestellte Bedingung: die Selbstverantwortung für sein Leben zu übernehmen.

bei Walter



EIN KRITISCHES
VETO GEGEN
DIE INFLATION
EINES ELEMENTAREN
BEGRIFFES.

Uwe Schultz (Hrsg.):
Lebensqualität.
Konkrete Vorschläge
zu einem abstrakten
Begriff. DM 1o.-

aspekte verlag
6 Frankfurt am Main
Zeppelinallee 77

Lienhard Wawrzyn
Feste: Die Zerstörung der Zumutungen des Alltags

Ein Fest in der Rostlaube der Germanistikstudenten an der Freien Universität Berlin. Es ist öffentlich bekanntgemacht worden. Jeder kann kommen. Die Rostlaube ist ein verzweigtes Gebäude aus rostigen Metallplatten, innen mit Teppichen in allen Räumen und sogar auf den Fluren. Jetzt abends erinnert es etwas an ein Schiff im Trockendock. Zwei Bands spielen. Die Anarchisten-Band Kronstadt bringt Polit-Rock »von der schwarzen Front«. Capitol, eine andere Gruppe, arbeitet sich zur Schmerzgrenze vor. Beide Gruppen spielen abwechselnd. Der Raum ist halbdunkel. Die Musiker fordern das Publikum auf, sich zu setzen. Denn ohne Sichtkontakt zu ihrem Tonmeister könnten sie nicht spielen. Vorne setzt man sich zögernd. Aber ständig drängen neue Besucher hinzu. An der Bewegung und dem Gewoge des Publikums scheitert das Ansinnen, aus technischen Gründen eine Atmosphäre wie im Konzertsaal zu schaffen.

Etwas weiter im Vorraum ist es heller. Hier gibt es Musik von Schallplatten, die sich mit dem Lärm der Bands vermischt. Ringsum werden Pudding mit eingemachten Erdbeeren, Bouletten, Bier, Orangensaft, Rotwein, Bücher und Zeitschriften angeboten. Die Wände sind zum Teil mit farbenprächtigen Tüchern geschmückt, die sich auf Chile beziehen. Denn der halbe Erlös des Festes soll kämpfenden chilenischen Arbeitern zugute kommen, ein Viertel ist für Muki, einen multinationalen Kinderladen des Freundschaftsvereins deutscher und ausländischer Arbeitnehmer e. V. im Zehlendorfer Industriegelände, ein Viertel für die Veranstalter, eine Gruppe von Germanistikstudenten, die zu den »Spontis« gerechnet werden. Aber das Fest zieht alle an, solche, die »Revis« genannt werden, und solche, die die »Revis« ihrerseits »Chaoten« nennen. Irgendein starkes Bedürfnis scheint die politischen Gegensätze vorübergehend neutralisiert zu haben.

Dennoch bleibt man »unter sich«. Eine Putzfrau, die ihre Arbeit beendet hatte, kam noch einmal zurück. Sie hatte vergessen, ihre Schuhe zu wechseln. Nun kam sie, um ihre Freizeitschuhe anzuziehen. Sie erklärte ihr Anliegen und wurde freundlich eingelassen. Sie durchquerte die Innenräume, und immer, wenn sie ein bekanntes Gesicht traf, erzählte sie die Geschichte von ihren Schuhen. Sie hätte auf dem Fest bleiben können. Aber sie spürte wohl recht deutlich, daß dies ein schichtenspezifisches Vergnügen

war. Nichts für sie. So waren ihre Erklärungen gleichzeitig eine Form taktvoller Entschuldigung für ihre Anwesenheit. Ghettobildung war schon immer ein Kennzeichen von Herrscherfesten.

Wie wir empfangen werden

Wer an dem Rostlaubenfest teilnehmen wollte, hatte an der Kasse drei Mark zu entrichten. Als Quittung diente ein Stempelaufdruck mit der Aufschrift »Freiexemplar« auf einen beliebigen Körperteil, z. B. den Handrücken. Die gestempelte Erkennungsmarke gewährt Freizügigkeit, man kann die Räume des Festes verlassen und wieder betreten. Es ist eine Art vorübergehender Tätowierung. In Stockholm bin ich ihr das erste Mal begegnet; dort diente sie als Widmung, mit der man ein Wasserklosett gratis benutzten durfte, das außerhalb der Diskothek lag. Bilder von Schlachthöfen tauchten vor mir auf, wo der Fleischbeschauer die rosigen Schweinehälften mit einem violetten Zeichen versieht, damit die Schlachter kein trichinöses Fleisch in den Verkehr schmuggeln. Ich ließ mir damals das Eintrittsgeld zurückgeben. Inzwischen habe ich mich an das Gestempeltwerden gewöhnt. Ja, ich bin sogar in der Lage, das Moment von Verleugnung des Ich, das ich empfinde, wenn ich meine Hand zur Kennzeichnung hinstrecke, zu benutzen, um meine alltäglichen Gefühle rascher zu verabschieden. Beim Übergang vom Alltag zum Fest bildet dann ein Stempelaufdruck die Nahtstelle. Ähnlich muß das Glöckchen beim Pawlowschen Hunde gewirkt haben. Die Gutwilligkeit, mit der ich die technokratische Verwaltungsmaßnahme beim Betreten des Festes ertrage, kann ich mir nur so erklären, daß sich darin ein letzter kläglicher Rest von Initiationsritus versteckt hält. Der Wunsch, auf dem Fest ein ganz anderer zu werden, erhält an der Pforte per Stempelaufdruck einen perversen Schub, als würde er uns zeigen, daß wir drinnen *erwartet* werden. So reist in der Brutalität die Hoffnung mit.

Das Suchen

Das geheime Modell, nach dem derartige Feste organisiert sind, ist der *Jahrmarkt*, auf dem viele sich versammeln, um jeweils einzeln ihr Glück zu suchen. Schaulustig bewegen wir uns durch die Menge und vorbei an den einzelnen Attraktionen. Stände mit Naschwerk – Pudding, Kuchen, Bier oder Wein, Zeitschriften und Büchern – bieten uns einen willkommenen Grund zum Schlendern. Dieses Auf- und Abgewoge der Besucher gehört zum Atmosphärischen unserer Feste. Wenn ich eine Weile stehenbleibe, so ziehen nach einiger Zeit immer wieder dieselben Menschen an mir vorbei. Längst hat man alles gesehen. Man schwimmt jetzt nur noch in der Menge, so wie Fische das nahrhafte Wasser eines Aquariums bevölkern. Die

namenlose Erwartung, die wir an ein Fest richten, löst sich jetzt auf in einem unbestimmten *Suchen*.
Zunächst bezaubert dieses Suchen noch. Ein Stück Freiheit ist darin versteckt, das wir hervorholen. Auf Festen ist nach einer stillen Verabredung die Privatsphäre weniger schutzwürdig. Schon weil so viele Menschen beieinander sind, haben wir uns die Erlaubnis erteilt, uns länger anzublikken als in der U-Bahn oder im Fahrstuhl, uns leichter anzusprechen, ohne unhöflich zu sein. Aber es fehlt der Stoff zur Intimität: die gemeinsamen Erfahrungen, ein dichter alltäglicher Arbeitszusammenhang, auf den wir uns beziehen können. Für Essen und Trinken ist gesorgt. Es ist auch ein Überfluß an Menschen da. Aber wir haben unsere Schwierigkeiten mit dem Feiern, weil unsere Feste heute sozial mehr leisten müssen als früher.

Etwas soll sich ereignen
Bisweilen brachten die Menschentrauben vor den Tischen, an denen Alkohol ausgeschenkt wurde, das Gewoge ins Stocken. Die einen drängten zur Tanzfläche, von der ein anderer Strom gerade zurückkam. Beide Schlangen verfingen sich in dem Stau vor den Tischen. Man stand jetzt dicht gedrängt und genoß es, sich nicht rappeln und rühren zu können. Schließlich hatte man Zeit. Pflichtgemäß spöttelten einige: Reich doch mal die Band rüber. Aber man merkte ihrer Stimme an, daß sie froh waren, endlich ein Thema zu haben, das es ihnen erlaubte, sich mitzuteilen. Die Geduld der Menge bei der Stockung erkläre ich mir so, daß man auf den Einbruch eines äußeren Ereignisses wartet, das es uns erlaubt, die unsichtbaren Gesichtsmasken abzunehmen. In der Stockung scheint sich sekundenlang ein außerordentliches Ereignis anzukündigen, das es uns ermöglicht, uns so zu zeigen, wie wir sind. Aber schon geht es weiter. Und wir heben mit unseren begehrlichen Blicken keine Schätze.
Überraschung und Wunscherfüllung gehören zu einem gelungenen Fest. Auf Festen sind wir bereit, unsere Phantasien in öffentliche Handlungen zu überführen. Sie sind eine vorübergehende Zerstörung der Zumutungen des Alltags. Damit ist dann auch ein Stück Veränderung der eigenen Identität verbunden, das im Alltag wirksam wird. Das bunte Gewoge vieler Menschen, Musik, fremde Gerüche kündigen eine Überraschung an. Wir warten darauf, z. B. jemanden kennenzulernen. Aber meist bringen wir es nicht fertig, uns mit einem Verhalten zu überraschen, das unseren Wünschen entgegenkommt. Und selbst die kurzen Gespräche, die wir schließlich führen, sind meist eine Form der Nichtbegegnung. Sie sind beliebig in ihrem Inhalt, Formen des Herantastens. Wir hoffen vergeblich auf eine Selbststeuerung des Festes. Es muß zum Funktionieren gebracht werden. Sonst bleiben unsere Gefühle, unsere Wünsche privat. Wir verschenken die

Möglichkeit, sie hervorzuholen und zu vergesellschaften. Trauertrunken gehen wir nach Hause oder versehen mit den ruinösen Tröstungen des Alkohols. Oder wir haben unsere Ansprüche so gemindert, daß wir uns sagen: Prima, daß ich den X auf dem Fest getroffen habe, der kann mir noch nützlich sein; und die Bouletten waren auch ganz gut.

Essen und Trinken

Diejenigen, die das Chile-Fest organisiert hatten, hatten zu Hause etwas vorbereitet: Kuchen, Bouletten, Pudding. Die Feste sind in dieser Hinsicht bunter und besser geworden. Das Selbstgemachte hebt den nicht-kommerziellen Glanz einer Veranstaltung. Die Bouletten, die auf dem Chile-Fest angeboten wurden, waren obendrein besser als die Gebilde, die sonst an deutschen Imbißbuden gehandelt werden. Trotzdem ist wohl deutlich, daß auch eine gute Festboulette keine Huldigung an den Gaumen ist. Ihretwegen gehen wir nicht auf ein politisches Fest. Viele von uns essen und trinken im Alltag besser als auf einem Fest. Hier dienen Speisen und Getränke nur dazu, daß weder Hunger noch Durst das Festgeschehen stören. Bier und Wein gewähren dem Rausch Einlaß. An unserer bereitwilligen Bescheidenheit im Essen und Trinken auf politischen Festen wird deutlich: was wir von ihnen erwarten, liegt wesentlich im zwischenmenschlichen Bereich.

Musik und Tanz

Das eigentliche Zentrum des Festes bilden die Musik und der Tanz, Ausdrucksformen, die, unabhängig vom Visuellen und Begrifflichen, einen unmittelbaren Reiz auf das Gefühlsleben ausüben. In der musikalischen und tänzerischen Erregung des Gefühls findet die eigentliche Entlastung vom Alltagsleben statt. Oftmals braucht man nicht einmal den Alkohol oder einen Joint, um sich an den eigenen Bewegungen zu betrinken. Hier wird der höchste Grad an Unmittelbarkeit auf dem Fest erzielt. Im Zucken der Leiber, im Zurückwerfen der Köpfe ergeht eine Herausforderung an die Wirklichkeit durch Lust. Serien von elektronischen Blitzen können zusätzlich den Fluß der eigenen Bewegungen aufsprengen, sie zerhacken und als etwas Fremdes und Neues an uns zurückgeben. Etwas Geheimnisvolles und Phantastisches stellt sich her, das der Dingwelt sonst ausgetrieben ist. Wenn wir auf dem Fest ein neues Selbst erproben, dann hier. Beat und Rock, das sind die Saturnalien der Moderne. Dazu tragen vor allem jene Gruppen bei, die ihre Musik nicht als Ganztagsjobber runterschrubben.

Aber auch der Rausch zur Musik, die wirbelnden, wehenden Haare, die Blitzlichtkaskaden, die unsere Bewegungen mit einem langen, geschliffenen Messer zerschneiden: all das ist nicht von Alltagszwängen gereinigter,

schlackenloser Genuß. Der ekstatisch-tänzerische Widerspruch sprengt die Grundregeln unseres Verhaltens nicht auf, sondern *stilisiert* sie nur. Die Masken bleiben letztlich sitzen. – Männer können zwar mit Männern tanzen, Mädchen mit Mädchen, ohne daß wir etwas dabei finden. Hier hat sich etwas gelockert. Der Tanz meldet das. Und Gefühle dringen nach außen. Mit Armbewegungen schreiben wir sie in den dunklen Saal. Aber die Vereinzelung, in die die Organisation unserer täglichen Arbeit uns drängt, wird im Tanzen nicht aufgehoben. Der Tanz wiederholt diese Vereinzelung ästhetisch. Eher drückt er beschönigend Alltagsrollen aus, als daß er unser Bedürfnis, sie abzustreifen, zum Sprechen brächte. Obwohl er weniger Entladung ist, als es scheint, trägt er uns noch am weitesten von Regelzwängen weg. Er erlaubt »nutzlose« Bewegungen und Berührungen, die im Alltag zurückgestaut sind.

Den Höhepunkt eines Festes bildet es, wenn die Paare und Individuen einen Kreis bilden, sich anfassen, einen *Gruppentanz* improvisieren. Das ist ein flüchtiger Wirbelsturm, der schon aus Mangel an gemeinsamen Ausdrucksmöglichkeiten, die unsere heutige Situation definieren, schnell wieder zusammenbricht. So war es auch auf dem Chile-Fest. Irgend jemand kam immer aus dem Takt. Niemand war darüber böse. Aber ehe sich recht eine gemeinsame Bewegung hergestellt hatte, kollerte schon wieder alles durcheinander. Unter den ständig neuen Anläufen zerrieselte trotz des gegenseitigen Wohlwollens die Aktionslust. Spontaneität des Handelns setzt einen Vorrat an historisch angemessenen Ausdrucksmöglichkeiten voraus. Er läßt sich teilweise innerhalb eines Festes mit Hilfe der Veranstalter herstellen, überwiegend müßte er im Alltag organisiert werden.

Mir fallen dabei bürgerliche Verkehrsformen ein. Der spontan eingeschobene wilde Gruppentanz weist auf einen Unterschied zu bürgerlichen Festen von früher. Die instrumentelle Direktheit, mit der Bürgerliche dort ihren Vergnügungsanspruch einforderten, erscheint uns heute als Unverfrorenheit. Sie formierten sich beispielsweise, um sich in Stimmung zu bringen, zu einer Polonaise, einem gegangenen Gruppentanz im ¾-Takt. Mit solchen zwar gemeinsamen, aber inszenierten Veranstaltungen eröffneten sie etwa einen Ball. Mir wäre es unangenehm, Feststimmung nach einem solchen Schema auf ein Signal hin aus mir herauszukitzeln. Ich habe da einen widersprüchlichen Anspruch an mich und das Fest. Einerseits lehne ich die einstudierten Kunstgriffe ab, mit denen man sich früher Lustbarkeit portionsgerecht zuteilte. Denn diese Technik zielt nicht auf das Vergnügen, das ich mir wünsche, eher auf seine öffentliche Hinrichtung. Auf rheinischen Karnevalsprunksitzungen überwintert dieses durchkalkulierte Unvergnügen. – Das Lusterlebnis, das ich meine, soll spontan sein und sich an der Einmaligkeit der Situation festmachen. Dann aber ist es nicht organisierbar. Jedenfalls nicht in dem Sinne, wie eine Polonaise organisierbar und planbar

ist. Und darum findet es nicht statt. Also müßten wir uns wohl doch Formen überlegen, um wenigstens den Rahmen zu einem Vergnügen, das wir *als Gruppe* hervorbringen, vorzubereiten, ohne daß wir Wiederbelebungsversuche an abgestorbenen bürgerlichen Formen machen.

Musik als Regisseur des Schweigens

Meist finde ich auf unseren Festen die Musik viel zu laut. Auch in der Rostlaube herrschte akustischer Terror, der das Hörvermögen abnutzt. Manchmal frage ich mich nach dem Geheimnis dieses musikalischen Fabriklärms. Nur der Technik-Fetischismus, an dem die meisten Bands leiden, kann es doch nicht sein, die verdrehte Lust, die übergroßen Anlagen nun endlich mal voll auszufahren. Die bombastischen elektronischen Verstärkeranlagen, die die Einnahmen der Gruppen wieder auffressen, und die beeindruckenden Lautsprecherboxen, die zuweilen so groß sind wie Telefonzellen oder Umkleidekabinen, müssen doch auch einem Bedürfnis des Publikums entgegenkommen. Vielleicht besteht das Geheimnis der zerschmetternden Lautstärke darin, daß sie zur *Scheinlösung eines Widerspruchs* beiträgt.

Die technisch ins Ungeheure verstärkte Musik schafft eine geradezu körperliche, im rhythmischen Zittern und Vibrieren der Luft spürbare Stimmung. Zugleich aber hindert sie uns an der stimmlichen Verständigung. Damit verwandelt der Lärmteppich, der die Sprache überlagert, die gesellschaftliche Schwierigkeit, miteinander in Beziehung zu kommen, in eine physikalisch bedingte Schwierigkeit. In dem Lärm, den die Musiker verbreiten, findet das Schweigen Zuflucht. Eine raffinierte Umkehrung findet statt. Der Lärm, der jederzeit auf eine angenehme Lautstärke zu dämpfen wäre, nimmt die Gestalt eines objektiven unüberwindlichen Hindernisses an, das die eigentlich objektive Kontaktschwierigkeit entschuldigt, die wir auf dem Fest als subjektive erleben.

Einen ähnlichen Widerspruch drückt das *Schummerlicht* aus, nach dem wir auf Festen heute (im Gegensatz etwa zu den »glanzvollen« höfischen und bourgeoisen Festen) ein Bedürfnis haben. Das Schummerlicht von Kerzen oder roten und gelben Scheinwerfern auf unseren Festen hat die Aufgabe, zwischen Fremden eine künstliche Traulichkeit zu stiften, die die Fremdheit überdeckt. Aber gleichzeitig hindert das gedämpfte Licht uns, jene Fremden richtig zu sehen. Im Dämmerlicht und im musikalischen Getöse (unabhängig davon, daß viele Gruppen, z. B. Osmundi, eine ausgezeichnete Musik machen) wird das Schweigen in ein aufgemotztes Geschenk verwandelt.

Andererseits ist der schweigende ekstatische Tanz, mit dem wir über den schmerzhaften Lärmteppich uns bewegen, die Sprache unserer Situation,

geformt vom Bewußtsein, daß das Bla-bla, von Party-Gesprächen den Zwang noch viel weniger aufheben kann, auf den der stumme Tanz reagiert. Mit ihm drücken wir uns unmittelbarer aus als mit Worten.

Festgewänder

Mit ihrer Kleidung demonstrieren nur ganz wenige Feststimmung. Um richtig bequem gekleidet zu sein, sind wir meist, besonders die Männer, zu warm angezogen. Vielleicht käme man sich auch nackt vor, wenn man Shorts und Pulli trüge. Denn selbst in dem anerkennenden Gemurmel, daß das wirklich die richtige Kleidung sei, fände vermutlich die Vorstellung Unterschlupf, *daß es ein Tabu ist, anders als in Jeans lässig zu sein.* Da sind unsere Gefühle listig: sie wissen besser als unsere Argumente, wo die Grenzen der Toleranz liegen; sie lesen in den Maulwurfsblicken unserer Bekannten. Am schönsten gekleidet vom Publikum sind noch die Mädchen und die Homosexuellen, wie auch deren Feste am schönsten sind. Hier gehen mehr Bedürfnisse in den politischen Anspruch ein als bei anderen Gruppen.

Aber am festlichsten gekleidet sind die Musiker. Schon die verwendeten Materialien – Samt, Flitter, glänzende Stoffe – sind unalltäglich. Sie verleihen ein neues Körpergefühl. Die Unterhaltungsmusiker sind diejenigen, die mit Bewegungen gegen ein, meist geringes, Entgelt Emotionalität ausstellen. Wir lassen sie stellvertretend handeln. Ihre schillernden Gewänder haben die Aufgabe, den Eindruck der körperlichen Geschmeidigkeit zu steigern. Sie liefern dem Fest den unalltäglichen Glanz. Selber sind wir zu schamhaft, uns so zu kleiden; denn niemandem gegenüber wollen wir unsere besonderen Erwartungen preisgeben. Die Kleidung könnte da ein verräterisches Signal sein, und wenn das Fest dann nichts ist, sind wir blamiert. Wir haben Angst, schon in der Kleidung die Bereitschaft zu zeigen, uns unserer Alltagsrolle zu entäußern. Das Moment richtiger Erkenntnis, das sich in dieser Zurückhaltung versteckt, ist das Bewußtsein der Beliebigkeit des Anlasses, aus dem heraus wir heute Feste feiern. In der Bereitschaft, mit der wir die gesteigerte Selbstdarstellung der Musiker hinnehmen, weil sie beruflich legitimiert handeln, zeigt sich aber auch, welche Schwierigkeiten wir haben, uns über unsere Bedürfnisse zu verständigen. Denn jeder erwartet andererseits von einem Fest, daß es »den Triebverzicht vorübergehend aufhebt, d. h. aussetzt, und die Überschreitung des sonst Tabuierten erlaubt«, wie Diethart Kerbs in Anlehnung an Herbert Marcuse es ausdrückt.[1]

Warum wir so spät kommen

Gelegentlich machte ich auf dem Chile-Fest von meiner »Tätowierung« Gebrauch und ging ins Freie. Es war schon halb zehn. Viele Besucher strömten jetzt erst herbei. Offiziell hatte das Fest um 19.00 Uhr begonnen. Aber man weiß natürlich, daß dann erst wenige da sind. *Um die Stimmung, die man von einem Fest für sich erwartet, schon ›fertig‹ anzutreffen,* wählt man eine spätere Zeit. Dadurch wird das Fest zwar verkürzt und noch tiefer in den Abend verlegt (wie die Feste der Herrschenden vom Feudalabsolutismus bis zum Bürgertum überhaupt vornehmlich abends stattfanden, während die Arbeiter und Bauern ihre Feste an die Stelle der Arbeit setzten), aber die Stimmung, das glückliche Bewußtsein, man braucht es nicht selber mitzuführen. Die Hervorbringung des Glücks erscheint als ein Risiko, das man gern in die Hände derjenigen schmuggelt, die vor einem da sind. Alleingelassen, gehen die Frühankömmlinge natürlich wie die Henker mit der Stimmung um. Sie lächeln den Neuankömmlingen nicht einmal traurig zu; mit getarnter Neugier blicken sie rächend durch sie hindurch. Und die Neuankömmlinge durchschreiten schnell die Entfernung zum Zentrum des Festgeschehens, dem dämmerigen Bereich, in dem die Musik spielt, um rasch unterzutauchen. Ihre Eile ist ein gutgezielter Hieb gegen die blicklose Neugier derjenigen, die schon da sind.

Wodurch unterscheidet sich das Fest von der Feier?

Der Unterschied liegt in der Art und Weise, wie *Kollektivität* jeweils erfahren wird. In unserer Gesellschaft erfahren wir Kollektivität gewöhnlich als etwas Unangenehmes. Die zentrale Zerrform der Kollektivität ist die entfremdete Arbeit im Betrieb. Denn aufgrund der »Scheidung der geistigen Potenzen des Produktionsprozesses von der Handarbeit«[3], d. h. der Trennung von Hand- und Kopfarbeit, »wird selbst die Erleichterung der Arbeit . . . zum Mittel der Tortur, indem die Maschine nicht den Arbeiter von der Arbeit befreit, sondern seine Arbeit vom Inhalt«[3]. Damit gibt Marx eine Begriffsbestimmung davon, was Technokratie ist. Beispiele dafür finden wir längst nicht nur in Fabriken, sondern ebenso in Krankenhäusern, Altersheimen, Großraumbüros.

Feiern und Feste sind nun gegensätzliche Antworten auf diesen, hauptsächlich durch die Art der menschlichen Arbeit und Zusammenarbeit bestimmten Alltag. Im Gegensatz zum Fest, das Triebentlastung bringt, werden in der Feier »die Triebbedürfnisse zusammen mit ihrem Verbot vom eigentlichen Objekt abgelenkt und auf eine höhere, abstrakte Instanz gerichtet«[4]. So werden Ordensverleihungen, Jugendweihen, Jubiläen, militärische Aufmärsche, Wachablösungen zur Aufführung eingerichtet. Nicht in seiner unverwechselbaren Einmaligkeit ist der Mensch in der Feier gefragt, son-

dern in seiner abstrakten Gleichheit. Schlipszwang. Die Feier ist die symbolische Wiederkehr der Gleichheit der Ware Arbeitskraft.
Daß die Feier die Verhinderung des »freien gesellschaftlichen Individuums«[5] ist, von dem Marx in den *Grundrissen* spricht, läßt sich an einer Militärfeier verdeutlichen. Als die britischen Besatzungstruppen in Berlin (West) in diesem Jahr den Geburtstag der englischen Königin mit einem militärischen Aufmarsch feierlich begingen, wurde in der glühenden Sonne ein Rekrut ohnmächtig und fiel um. Seine Kameraden mußten so tun, als würden sie nichts bemerken; sie ließen ihn einfach liegen, statt ihn an einen schattigen Platz zu schaffen und für seine medizinische Betreuung zu sorgen. »Die gesellschaftliche Beziehung der Individuen aufeinander« wird hier, auch außerhalb des Produktionsprozesses, »als verselbständigte Macht über den Individuen«[6] erkennbar. In unserem Beispiel wird diese Funktion der Feier in einem Augenblick deutlich, wo ein Mensch unfreiwillig, eben durch Ohnmacht, gegen das Ritual verstößt.
Ähnlich bedeutet der Schlipszwang die Herstellung einer kontrollierten und abstrakten Gleichheit. Der Schlips trägt als Formalisierung von Haltung auch auf Feste Elemente des Feierlichen. Indem ich genötigt werde, ein völlig nutzloses Stück Tuch um meinen Hals zu knoten, um zum Beispiel das Operncafé in Berlin (DDR) betreten zu dürfen, zeige ich öffentlich meine Bereitschaft an, mich konform zu verhalten. Im Gegensatz zu feudalistischen Kleiderordnungen jedoch, die zum Beispiel den Dienstboten das Tragen bestimmter Stoffe, wie Seide, oder Bürgerfrauen Mäntel und offenes Haar verboten, drückt der Schlipszwang hier keine Klassenunterschiede aus. Er trägt allerdings zur Affektmodellierung bei. Ein fest geknoteter Schlips verleiht schon äußerlich den Bewegungen des Kopfes leicht etwas Steifes. Und oft wird erst im Laufe eines Festes der Knoten etwas gelockert, wenn sich auch die Stimmung gehoben hat. Der Schlips vermindert offenbar die Bereitschaft, sich unmittelbar zueinander zu verhalten. In dem Maße, in dem sich unser Affektideal gewandelt hat, lehnen wir nebenbei auch den Schlips ab. Er erscheint vielen von uns heute als ein Requisit, das den Verkehrsformen des Hochkapitalismus entstammt.
Auf die disziplinierende Wirkung abstrakter Ordnung, wie sie auch für die Feier kennzeichnend ist, weist Bert Brecht in den Flüchtlingsgesprächen hin: »Aber der Hauptgrund, daß auf Ordnung gesehn wird, ist ein erzieherischer. Der Mensch kann bestimmte Verrichtungen überhaupt nicht ausführen, wenn er sie nicht ordentlich ausführt. Nämlich die sinnlosen.«[7] So dient der Exerzierdrill auf dem Kasernenhof dazu, ein Verhalten zu erzeugen, bei dem ich bereit bin, auf Befehl hin mein Leben und meine Gesundheit aufs Spiel zu setzen, auch dann, wenn ich den Sinn dieser Handlung nicht einsehe oder meine Angst größer ist als diese Einsicht. Man exerziert, um nicht vor dem Feind wegzulaufen, selbst wenn dieser Feind gar nicht

mein Feind ist. So wurde in Preußen besonders exzessiv exerziert. Die militärische Feier ist dabei eine Veranstaltung, die einen falschen Gebrauchswert des Exerzierens vortäuscht. Sie erweckt den Anschein, als würde man für die Parade exerzieren. In Wirklichkeit bereitet man sich auf die Erduldung realer Gewalt vor. Ihr dient auch noch die Feier.
Der seelische Druck, den Feiern als rituelle Veranstaltungen erzeugen, hat den Zweck, auf einer Ebene *unterhalb des Verstandes* Autorität, d. h. Befehlsbefugnis, zu rechtfertigen. Von seiten des Publikums her sind Feiern, bei denen man bestimmte, hochgradig verabredete Regeln nicht überschreiten darf, daher symbolische Formen der Preisgabe selbstbestimmten Denkens und Handelns. Von seiten der Veranstalter her sind Feiern, z. B. das Hissen von Fahnen, Meßinstrumente, an denen sich die Bereitschaft ablesen läßt, sich einer bestehenden Gewalt, ohne viel zu fragen, zu unterwerfen. Es läßt sich vermuten, daß ein Sozialismus westlicher Herkunft, wie er eines Tages in den jetzt spätkapitalistischen Ländern errichtet werden wird, materielle Voraussetzungen für einen Bewußtseinsstand erfüllt, bei dem solcher Mummenschanz entbehrlich ist. Aber der Weg dorthin ist weit.

Die Anwesenheit des Alltags

Es ist überhaupt schwierig geworden, Feste zu feiern. Darin schlägt die Gleichgültigkeit der täglichen Arbeit gegen die Menschen durch, die sie verrichten. Je weniger wir unsere Arbeit selbst organisieren, desto weniger stellen sich im Zusammenhang mit der Arbeit Anlässe ein, etwas zu feiern, und Möglichkeiten, die Überschreitung unserer Alltagserfahrung in Richtung auf das Wünschbare *selber* zu organisieren. Der Bruch zwischen Arbeit und Freizeit zeigt sich auch daran, daß man eigentlich täglich feiern kann. Manche von uns halten das sogar für Spontaneität, was Willkür ist. Sie machen es zur neuen Ideologie, Feste grundsätzlich ohne jeden Anlaß zu feiern. Die verschwommenen Reflexe auf die eigenen Wünsche werden zum Fetisch. So wie für die Kirchenchristen Weihnachten ein Fetisch ist.
Die Schwierigkeit zu feiern, wo der Alltag kaum noch Anlässe stiftet, läßt sich auch an einem Beispiel verdeutlichen, das den meisten von uns aus allerlei Hollywood-Filmen geläufig ist. Wenn sich die Festlandamerikaner nach Hawaii einschiffen, werden sie bei ihrer Ankunft mit Folklore-Darbietungen begrüßt. Das Volk von Hawaii wird zum bloßen Darsteller; ein Fest findet statt ohne feiernde Subjekte. Die einen arbeiten, die anderen sind bloße Zuschauer. Die scheinbar widerstandslose Besichtigung ist ein Vorgang, bei dem das, was besichtigt werden soll, bis zur Unkenntlichkeit zerstört wird. Wir finden das natürlich eklig; wir sind fast stolz auf diesen Abscheu. Denn darin versichern wir uns unserer Sensibilität (die überhaupt

zum Wert an sich geworden ist; man braucht gar nicht mehr anzugeben, *wogegen* man eigentlich empfindlich ist, gegen Körpergeruch oder gegen kapitalistische Herrschaft). Auf Hawaii werden zerstörte Traditionen als lebend fingiert. So wie bei uns in Oberammergau. Wir sehen diese Geschichtsfälschung und lehnen sie ab. Zugleich lassen sich aber an diesem Beispiel die Folgen der *Trennung* ablesen zwischen Festlichkeit hervorbringenden Subjekten (auf Hawaii die Eingeborenen, bei uns etwa die Musiker) und Festlichkeit konsumierenden Besuchern. Die strenge Trennung, die auf Hawaii, wie gesagt, durch einen geschichtlichen Bruch radikalisiert wird, stellt stets eine Bedrohung des Festes selber dar. Sie engt unsere Möglichkeiten, uns zu verhalten, ähnlich ein wie die jener Amerikaner, die wählen können, ob sie die Darbietungen der Profis filmen oder lieber fotografieren wollen.

Die gebieterische Anwesenheit von Alltagsgefühlen auf unseren Festen und das Übertragen festlichen Selbstbewußtseins auf überwiegend unterbezahlte Spezialisten, wie die Musiker, deuten auf eine Parallele zur gefrorenen Business-Folklore: Wir sind drauf und dran zu verlernen, uns als Subjekte unserer eigenen Veranstaltungen zu verhalten. Der Genuß verschwindet im gewohnheitsmäßigen Verzicht auf selbstbestimmtes kollektives Handeln, wie ihn uns die tägliche Arbeit aufzwingt. Die Kritik an dieser Verzichtshaltung ist bislang überwiegend idealistisch entstellend als Kritik an der »Verbraucherhaltung« geübt worden. Man hat bei dieser isolierten Betrachtungsweise übersehen, daß die »Konsumhaltung« nur eine Maske der Vereinzelung ist, in die wir durch die kapitalistische Organisation der Arbeit gedrängt sind, wo wir selbstbestimmt nur als Verbraucher handeln. Selbstbestimmung und Konsum sind gesellschaftlich nahezu gleichbedeutende Ausdrücke geworden. Also versuchen wir, einer schlechten Gewohnheit folgend, unser Verhalten auf Festen selber zu bestimmen, *indem* wir konsumieren. Konsum macht frei, heißt die Lüge, unter der die spätkapitalistische Herrschaft gedeiht. Das bürgerliche Fest ist der Konsum mehrerer Personen zur gleichen Zeit und am gleichen Ort, ohne daß es sich auf den Arbeitszusammenhang des Alltags zurückbezieht. Dieser fehlende Bezug zum Alltagsleben gilt auch für Trauerfeiern oder Hochzeitsfeste, wo die Gäste nachher oft für viele Jahre wieder auseinandergehen. Sie kommen wirklich nur zum Konsum zusammen.

Politischer Anlaß – privater Anlaß

Sehen wir uns das Chile-Fest noch einmal an. Der *Anlaß*, aus dem es gegeben wird, beruhigt den Besucher: er weiß sein Geld für einen »guten Zweck« verwendet. Das Amusement ist dann gleichsam gratis da. Es bildet den unpolitischen Teil der Veranstaltung. Auf seiten der Veranstalter ist der

Anlaß des Festes jener wohltätige Zweck, auf seiten der Besucher ist der Anlaß die Hoffnung auf allerlei Kurzweil und Belustigung. Damit stehen einem übergreifenden Interesse verschwommene Einzelinteressen gegenüber. Das emotionale Anliegen der einzelnen Besucher, sich zu amüsieren, befriedigt sich einzeln. Nur der rationale Zweck der Veranstaltung, Unterstützung zu leisten, wird einer gemeinsamen Strategie mit kalkulierbaren Erfolgschancen zugeführt.

Irgendwann – war es gegen zehn? – kündigten die Bands eine längere Pause an. In der Zwischenzeit, hieß es, könne man sich einen *Film über Chile* ansehen. Offenbar sollte dadurch eine Beziehung zwischen dem Fest und seinem Anlaß hergestellt werden. Die Filmvorführung fand in einem fensterlosen Hörsaal mit stark ansteigenden Sitzreihen statt. Eine Leinwand gab es nicht. Der »Festfilm« wurde auf die Wand projiziert. Eigentlich war ich bloß dem Strom der Festbesucher gefolgt. Ich hätte lieber getanzt. Jetzt im abgedunkelten Saal merkte ich, wie meine Stimmung sich unter den politischen Bildern zersetzte. Die Verbindung von Fest und Politik hatte für mich hier das Verhältnis von Bibelwort und warmer Suppe, das Brecht in der »Heiligen Johanna« beschreibt. Ohne das Gefühl, jetzt besonders herzlos gegenüber den chilenischen Arbeitern zu sein, verließ ich den Saal. Einen Augenblick lang hatte ich überlegt, ob ich nicht tatsächlich ein herzloser Teufel sei, der jene Arbeiter schmachten läßt und sich amüsiert, während der Großteil der Festbesucher sich willig für ihre Belange interessiert und auf den Tanz und die Musik verzichtet. Aber dann fiel mir ein, daß diese Alternative zwischen dem Tanzvergnügen und der Empörung über den Faschismus in Chile ein Widerspruch war, der erst auf dem Fest entsprang, das eine solche Beziehung herstellte. Hier waren Dinge zusammengebracht, die völlig entgegengesetzte Anforderungen an mein Gefühl stellten. Entweder mußte die Freude am Tanzen den Haß auf den chilenischen Faschismus verwischen oder umgekehrt der Haß auf den Faschismus die Freude daran, sich tänzerisch auszudrücken. Als ich den Saal verließ, traf ich auf einen Bekannten. Meine Enttäuschung über das Fest verbarg ich in einem Lächeln. »Filme kann ich mir auch zu Hause ansehen«, sagte ich zu ihm. Er nickte. Und ging in den Saal.

Merkwürdig ist der Umstand, daß der Faschismus in Chile, sei es auch unter dem Gesichtspunkt, seine Bekämpfung zu unterstützen, bei uns Anlaß für ein Fest sein kann. Müssen wir den Umweg über ein Fest nehmen, um zu helfen, wo chilenische Kommunisten mit dem Tode bedroht sind? Mit drei Mark Eintrittsgeld füttern wir unser gutes Gewissen. Sonderbar kraftlos war auch die Freude, als es den vietnamesischen Befreiungsstreitkräften gelungen war, die letzten US-Amerikaner aus ihrem Land zu jagen. Das wäre zum Beispiel ein Anlaß für ein rauschendes Fest gewesen, zumal die Politik der Vereinigten Staaten für viele von uns ein

Stachel war, an dem politisches Bewußtsein zündete. Ist denn der Schmerz, besonders für einen Kleinbürger, ein besserer Anlaß, etwas zu unternehmen, muß er darum auch noch beim Fest herhalten? – Eines kann man aus dem Gegensatz von Anlaß (Faschismus, Todesdrohung) und Form (Fest, Lustbarkeit) schließen: das Bedürfnis, Alltagszwänge abzustreifen, dieses private Bedürfnis war ungleich mächtiger als das politische Bedürfnis, bedrängten Genossen zu helfen. Nur so ist es erklärlich, daß man sich an der Form nicht stieß.

Mit bürgerlichen Veranstaltungen hat dieses Chile-Fest gemeinsam, daß die Bedürfnisse, aus denen heraus wir es besuchen, wesentlich privat bleiben. Das ist um so erstaunlicher, als wir doch gesehen haben, daß das private Bedürfnis ohnehin den politischen Anlaß überwuchert. Trotzdem fand es auf dem Chile-Fest keine angemessene gemeinsame neue Ausdrucksform. Nur ein schmaler Ausschnitt unserer Lebensinteressen, das zeigt sich auf dem Fest, wird Inhalt unserer politischen Bemühungen. Das meiste versinkt im undeutlichen Schatten dieses Politikverständnisses in der Privatheit. Es fällt damit als Antriebsmaterial für unser politisches Handeln weitgehend weg. Einige wenige Einsichten, die wir gewonnen haben, müssen als Beweggrund dienen, um die gesamte Gesellschaft zu verändern. Das ist die Folge einer *Aufspaltung unserer Motivation*, d. h. der Beweggründe, aus denen heraus wir handeln, in einen politischen Teil, den wir gemeinsam angehen, und einen größeren privaten Teil, den jeder für sich zu bewältigen versucht.

Aufgabe des Festes heute

Für mich wird am Beispiel des Chile-Festes, das wesentliche Bedürfnisse unorganisiert in der Privatheit läßt, gleichsam ein Loch sichtbar, durch das Energien versickern und verschwinden, die wir zur Veränderung der Gesellschaft ganz gut gebrauchen könnten. Damit findet sich auf dem Fest ein Grundmuster wieder, an dem *imperialistische Kultur* zu erkennen ist: für Probleme, die durchaus einer organisierten, gemeinsamen Lösung fähig sind, werden nur einzelne private Lösungen angeboten. Kultur ist imperialistisch, wenn sie den Zugang zu kollektiven Erfahrungen zugunsten einer isolierten Einzelerfahrung verbaut. Dadurch werden wir genötigt, Wirklichkeit so hinzunehmen, wie sie ist, und Herrschaft nicht anzutasten. Lösbar, wird uns klargemacht, ist immer nur der Einzelfall. Umgekehrt könnte man *antiimperialistische Kultur* bestimmen: sie arbeitet kollektiver Erfahrung und gemeinsamer Problemlösung zu, und zwar nicht nur in der Eigentumsfrage, sondern in möglichst vielen Lebensbereichen. Welche Perspektive ergibt sich daraus für politische Feste?

Feste sind fortschrittlich, wenn sie dazu beitragen, unsere privaten Wün-

sche zu veröffentlichen und sie zu kollektivieren. Sich konform verhalten heißt heute, dem Systemdruck zur Aufsplitterung von Handlungsimpulsen nachgeben, auf Verständigung über unsere Ängste, Hoffnungen, Wünsche verzichten. Erst in der gemeinsamen Auflehnung gegen diesen Privatisierungsdruck kann sich das Individuum emanzipieren, d. h. befreien.

Darum sind die Angebote, die uns nötigen, uns auf Festen mehr oder weniger als Individuen zu verhalten, die so tun, als wüßten sie nichts von ihren gegenseitigen Ängsten und Wünschen, zu ergänzen durch Angebote, die es uns ermöglichen, uns *als Gruppe* zu verhalten, die sich über ihre Wünsche praktisch verständigt.

Feste leben von dem möglichst engen Bezug auf das Alltagsleben bei zugleich möglichst großer Distanz zum Alltag. Aber diese Entfernung zum Alltag läßt sich in spätkapitalistischen Ländern nicht mehr über reichliches Essen und Trinken herstellen, sondern über positiv erlebte, entlastende Kollektivierungsprozesse, die sich möglichst eng auf den Alltag beziehen müssen. Es ist heute schwieriger, die richtige Nähe zum Alltag herzustellen als die angemessene Entfernung. Früher hatten bäuerliche Erntefeste zum Beispiel eine natürliche Nähe zum Alltag. Der Abschluß einer Arbeit wurde in ihnen gefeiert.

Andererseits leben Feste davon, daß sie Entfernung vom Alltag herstellen. Feste sind Sozialisationsprozesse mit unbekanntem Ausgang; sie sollen unsere Wünsche nicht bändigen, sondern befreien. Indem Feste unsere Wünsche ins Freie entlassen und ihnen öffentlich Gestalt geben, binden sie unsere entlastenden Handlungen an eine nachträgliche Reflexion. Damit steckt im Fest die Gefahr, die im Alltag aufgespeicherte Herrschaft aus dem Gleichgewicht zu bringen, indem es alte Normen umstößt und neue Maßstäbe setzt. So ist *das Fest mit offenem Ausgang* eine Bedrohung eingefahrener Unterdrückungsstrukturen.

In die Feste der herrschenden Klasse war daher eine Neutralisierungstendenz eingebaut. Damit das Unterdrückungsgefüge, von dem man sich im Fest teilweise lossagte, nicht aus dem Gleichgewicht geriet, beschränkte man die Öffentlichkeit des Festes. Ein Grund, warum Ludwig XIV. seinen Hof von Paris nach Versailles verlegte, bestand darin, dem Volk nicht zu deutlichen Einblick in die Mätressenwirtschaft zu geben. Man genießt, aber man bekennt sich nicht zum Genuß. Ebenso gehörte und gehört zu den bürgerlichen Orgien immer auch die »Diskretion«, die Nichtöffentlichkeit. Sie wird hergestellt durch Beschränkung des Teilnehmerkreises, Wahl des Ortes, z. B. eines geschlossenen Raumes, Wahl des Zeitpunktes, z. B. nach Sonnenuntergang, oder besondere Eß- und Trinkrituale, die nur der eigenen Klasse vertraut sind, z. B. den Umgang mit Beilegegabeln, das Ausbringen von Toasts. Sagt man sich von den sexuellen Tabus der eigenen Klasse los, dann nimmt die »Diskretion« geradezu geheimdienstliche Ausmaße an.

Die »Diskretion« ist also ein Zeichen dafür, daß eine Minderheit um die Erhaltung ihrer Vorrechte kämpft. Darum ist die Regelübertretung selber noch an strenge Regeln gebunden, die allesamt darauf abzielen, die öffentliche Wirkung dieses Vorgangs zu beschneiden.
Würde man eine Geschichte des Festes schreiben, so wäre sie daher zugleich eine Geschichte von Herrschaft. In Zeiten verschärfter Ausbeutung, wie im Faschismus, waren die Grenzen des Erlaubten auf Festen zum Beispiel besonders eng gesteckt. Was auf dem Fest real unterdrückt wurde, tauchte – symbolisch – auf der Feier wieder auf.
Das kämpferische Moment eines gelungenen Festes steckt in seinem Bezug zum Alltag. Jedes gelungene Fest ist ein Verstoß gegen Alltagszwänge. Es ist eine lustvolle Verbotsübertretung, die nachträglich durch den Anspruch gesteigert wird, die Ausnahme oder Teile der Ausnahmesituation zur Regel zu erheben. Das Fest zeigt ja, daß die Aufhebung der alten Regel möglich war; darin bestand das Fest. Sein politischer Charakter wächst in dem Maße, in dem es keine verstohlene Entladung, sondern öffentliche Befreiung ist. Am Tage nach einem gelungenen Fest werfen wir einen anderen Blick auf die Wirklichkeit als vorher. Das Fest läßt die Wirklichkeit mit ihren Regelzwängen sichtlich altern. Darum ist gerade das Volksfest, indem es Wünsche einer breiten Masse veröffentlicht, geeignet, *den Rahmen des Erlaubten neu zu bestimmen.* Das sind freilich Vorgänge, die leicht neutralisiert werden können, wenn sie nicht im Alltag selber organisiert werden.

Anmerkungen

1 Diethart Kerbs: »Das Ritual und das Spiel. Bemerkungen über die politische Relevanz des Ästhetischen«, in: Kerbs (Hrsg.), *Die hedonistische Linke. Beiträge zur Subkultur-Debatte,* Neuwied und Berlin (Luchterhand Typoskript) 1970, S. 24–47, hier: S. 30. (Gegenwärtig gibt es zum Preis von DM 7,50 eine wucherhaft teure Raubdruckausgabe.)
2 Karl Marx: *Das Kapital.* Erster Band. In: *Karl Marx/Friedrich Engels Werke* (MEW), Bd. 23, Berlin (DDR) 1962, S. 446.
3 Karl Marx: ebenda, S. 445 f.
4 Diethart Kerbs: a. a. O., S. 30.
5 Karl Marx: *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie,* Berlin (DDR) 1953, S. 111.
6 Karl Marx: ebenda, S. 111.
7 Bertolt Brecht: *Gesammelte Werke,* Frankfurt am Main (Werkausgabe edition suhrkamp) 1967, Bd. 14, S. 1388.

Fischer Athenäum Taschenbücher

Eine Auswahl

Wissenschaftstheorie

Hans-Jörg Sandkühler (Hg.)
Marxistische Wissenschaftstheorie
FAT 4034 / DM 17,80

Georg Henrik von Wright
Erklären und Verstehen
FAT 1002 / DM 10,80

Literaturtheorie

K. M. Bogdal / Burkhardt Lindner / Gerhard Plumpe (Hg.)
Arbeitsfeld: Materialistische Literaturtheorie
Beiträge zu ihrer Gegenstandsbestimmung
FAT 2079 / ca. DM 11,80

Peter Uwe Hohendahl (Hg.)
Sozialgeschichte und Wirkungsästhetik
Dokumente zur empirischen und marxistischen Rezeptionsforschung
FAT 2072 / DM 15,80

Germanistik

Karl Riha
Moritat – Bänkelsong – Protestballade
Zur Geschichte der engagierten Lyrik in Deutschland
FAT 2100 / DM 11,80 (Mai '75)

Rainer Nägele
Heinrich Böll
Einführung in Rezeption und Forschung
FAT 2084 / ca. DM 11,80

Anglistik

Klaus-Dieter Fehse / Norbert H. Platz (Hg.)
Das zeitgenössische englische Drama
FAT 2096 / DM 15,80

Herbert Grabes (Hg.)
Das amerikanische Drama der Gegenwart
FAT 2099 / DM 12,80

Romanistik

Peter Bürger (Hg.)
Vom Ästhetizismus zum Nouveau Roman
Versuche kritischer Literaturwissenschaft
FAT 2090 / DM 13,80

Utz Maas
Argumente für die Emanzipation von Sprachstudium und Sprachunterricht
FAT 2058 / DM 11,80

Linguistik

Hans Arens
Sprachwissenschaft
Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart
FAT 2077 / 2078 / je DM 12,80

Noam Chomsky
Thesen zur Theorie der generativen Grammatik
Mit einem Interview mit Noam Chomsky von Herman Parret
FAT 2075 / DM 8,80

Film

Peter Bächlin
Der Film als Ware
FAT 4043 / ca. DM 7,80

Friedrich Knilli (Hg.)
Semiotik des Films
Mit Analysen kommerzieller Pornos und revolutionärer Agitationsfilme
FAT 2098 / DM 12,80

Dieter Prokop (Hg.)
Materialien zur Theorie des Films
Ästhetik – Soziologie – Politik
FAT 2068 / DM 20,80

Schule

Peter Menck
unterrichtsanalyse und didaktische konstruktion
studien zu einer theorie des lehrplans und des unterrichts
FAT 3021 / DM 10,80

Paul Goodman
Das Verhängnis der Schule
(Compulsory Mis-Education)
FAT 3019 / ca. DM 8,80

Philosophie

Max Horkheimer
Gesellschaft im Übergang
Aufsätze, Reden und Vorträge 1942 – 1970
Herausgegeben von W. Brede
FAT 4004 / DM 7,80

Max Horkheimer
Zur Kritik der instrumentellen Vernunft
FAT 4031 / DM 12,80

Psychologie

Robert Castel
Psychoanalyse und gesellschaftliche Macht
FAT 4057 / ca. DM 14,80

Klaus Holzkamp
Sinnliche Erkenntnis
Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung.
FAT 4100 / DM 15,80

Serge Moscovici (Hg.)
Forschungsgebiete in der Sozialpsychologie
Eine Einführung in das Hochschulstudium
FAT 4054/4055 / je Bd. ca. DM 16,80

Politologie

Nicos Poulantzas
Politische Macht und gesellschaftliche Klassen
FAT 4040 / DM 21,80

Heinz-Gerhard Haupt
Nationalismus und Demokratie
FAT 4053 / DM 14,80

Harald Wieser
Von Masken und Menschen

Ein paar Szenen aus dem Alltag des Genossen X

> Der wirkliche Reichtum eines Menschen ist der Reichtum seiner wirklichen Beziehungen. (Marx)

1. Vier Bekannte und ein Gespräch

Neulich haben X und seine Frau alte Bekannte besucht. Die beiden Paare hatten sich lange nicht mehr gesehen und so gab ein Wort das andere. Der Abend war ein Feuerwerk von sogenannten Einschätzungen. In alphabetischer Reihenfolge wurden eingeschätzt:
das Ahlener Programm ... die Arbeitslosigkeit ... Beethoven und der KBW ... die Berufsverbote ... Bloch, Ernst ... die chinesische Außenpolitik ... Columbo ... die Gewerkschaften a. allgemein, b. in der BRD, c. und die Linke ... Neruda, Pablo ... Portugal ... die Politische Ökonomie ... Sonthofen ... die SPD ... Vietnam nach dem Sieg.
Die Einschätzungen führten zu lebhaften Auseinandersetzungen und verschiedenen Ergebnissen. Zum Ahlener Programm meinte z. B. Astrid, die als sehr oberflächlich gilt, das seien noch Zeiten gewesen. Aber Ralf fand diese Bemerkung verdammt unhistorisch und prägte das Wort vom Husarenstück der Bourgeoisie. Nichts anderes als das sei in Ahlen passiert. Astrid schwieg, denn sie mochte Ralfs Metaphern, die ihn immer so klug wirken ließen. Aber ihre Einsicht hatte Grenzen. Als Ralf an der Arbeitslosigkeit lediglich zu interessieren schien, daß wir es dabei mit einem endgültigen und schlagkräftigen Beweis für die Krisenanfälligkeit des Kapitalismus zu tun haben, hat sie ihm wegen soviel Unmenschlichkeit die Leviten gelesen. Ob ihn denn das Schicksal der Betroffenen nicht berühre. Tatsächlich hatte Ralf, während er zur Arbeitslosigkeit dozierte, richtig genüßlich an seiner Pfeife gesabbelt. Hauptsache, die Theorie ist okay, erregte sich Astrid, aber vielleicht hat sie auch nur das wäßrige Geräusch der Pfeife gestört, die seit ewigen Zeiten nicht mehr gereinigt worden war. Aber ihm das zu sagen half ja doch nichts. Jedenfalls zeigte Ralf diesmal nicht, daß er Astrids Erregung für moralisierendes Zeug hielt. Das riskierte er nicht, weil auch X im Sessel saß. X wähnte er eher auf Astrids Seite, und X war für Ralf die Autorität, eine noch viel größere Autorität. Schließlich konnte X das mit der Moral und der Menschlichkeit so überzeugend und wortreich heruntersagen. Die chinesische Außenpolitik, darüber war man sich schnell einig, sei ziemlich stalinistisch und passe absolut nicht zur Kulturrevolution, und wenn die KBW-ler den Beethoven als bürgerliche Musik bekämpften, dann sollten sie sich bei der Eroica getrost mal die Watte aus den

Ohren holen, meinte Inge und wurde deutlich: selbst Lenin hat Beethoven geliebt, das kann man z. B. bei Gorki lesen. Schon war die Rede von Columbo. Ich liebe Columbo, warf Astrid ein und keiner konnte so recht deuten, ob sie das ehrlich oder ironisch meinte. Wie der auftritt, so gar nicht wie ein Held, wie ein ungemachtes Bett läuft der herum, und obwohl diesen einäugigen Trottel niemand ernstnimmt, legt er sie allesamt aufs Kreuz und meist die großen reichen Haie. Das war für Ralf eine willkommene Gelegenheit, zurückzuzwicken. Damit seine kleine Rache auch ankam, versteckte er seine Argumente hinter der Fernsehkritik, die er in einem aufgeklärten Feuilleton gelesen hatte, und da stand es schwarz auf weiß: Columbo und diese neuen Krimitypen im Antiheldenlook hätten doch nur den Zweck, dem Zuschauer das Bild einer intakten Gerechtigkeit vorzugaukeln . . . Die alte Leier und nützen so und letztlich doch bloß der herrschenden Klasse, langweilte sich Astrid und Ralf sekundierte hastig: Genau, dein Columbo verkörpert, so paradox sich das anhört, einen Antikapitalismus, der dem Kapital dient. Aber Astrid ließ sich nicht einschüchtern. Wem immer der Junge dient, mir gefällt er trotzdem. Habt ihr gestern in der *Frankfurter Rundschau* den Beitrag von Alfred Andersch über Portugal gelesen? erkundigte sich X. Alle hatten und alle schwärmten. Das sei ein Aufsatz, der eine Seele hat. Wenn ich mir dagegen unsre linken Kühlschränke besehe. Wahrscheinlich drückte Inge damit aus, was alle dachten. Dann wollte sie wissen, ob einer wisse, wie der Andersch aussieht, und kennenlernen müßte man den mal können. Ralf hatten die portugiesischen Reisebilder ja auch gefallen, aber man könne ja auch übertreiben. Er bremste die Begeisterung: sicher, das sei schon großartig, aber unterm Strich käme natürlich ein bißchen wenig Analyse heraus. Um mit Ernst Bloch zu reden, sagte jetzt ausgerechnet er, der den Alten ungezählte Male als Metaphysiker abgetan hatte, mit Bloch zu reden: zu viel Wärmestrom, zu wenig Kältestrom das Ganze. Wirklich faszinierend dieser Bericht, lobte Inge unbeirrt. An den Berufsverboten ärgerte X, daß sie so unsystematisch gehandhabt würden. Ganz Linke kämen manchmal völlig ungeschoren davon und Gemäßigte hätten Pech und säßen auf der Straße und beim nächsten Mal wieder umgekehrt. Dadurch entstehe ein Klima totaler Unsicherheit, in dem jeder mit dem Schlimmsten rechnen müsse. Daß die gar keine klare Strategie haben, auf die wir uns einstellen können, ist das Fatale, faßt Inge zusammen.
Über Arturo Uis jüngstes Geschrei in Sonthofen entstand keine lange Rede. Schließlich hatte er sich durch seine Ehrlichkeit den Grünzeughändlern zu eindeutig empfohlen und dadurch den Kritikern die Arbeit des Zweifelns abgenommen. Von Schönheit dagegen sprachen alle, als das Gespräch auf Pablo Nerudas Memoiren kam, und über Nuancen stritt man sich nicht. Während Astrid gerade die Sanftmut des Buches anzog, blieb Ralf das weitschweifige Pathos eher fremd und X hätte sich neben der Phantasie

mehr Präzision gewünscht. Inge hatte Neruda noch nicht gelesen. Also nutzte sie die Gelegenheit und holte Zigaretten und Salzstangen nach. Als sie zurückkam, fand sie die anderen ratlos vor und ein flüchtiger Blick in Ralfs zusammengekniffenes Gesicht verriet ihr den Grund: offenbar hatte Ralf in der Zwischenzeit versucht, den Staat abzuleiten. Das wiederum langweilte Astrid, die darum so geräuschvoll in der nächstbesten Zeitung blätterte, als wolle sie damit die Diskussion übertönen. Ja, das wars. Aus dem Gespräch war eine Diskussion geworden. Aber X ließ nicht locker. Natürlich sei das *Kapital* eine phantastische Fundgrube, aber sowenig wie ein Mediziner, der lediglich über den Knochenbau Bescheid wisse, schon ein guter Arzt sei, sowenig sei ein Kapitalakrobat schon ein guter Kenner der Gesellschaft. Drei blaue Bände allein seien ein Marxismus ohne Puls. Erst machte Ralf keinerlei Anstalten, vor soviel Subjektivismus die Waffen zu strecken, und holte zu einem langen Exkurs über das »in letzter Instanz bestimmende Moment« aus. Aber dann, man konnte es ihm richtig ansehen, empfand er es selber als entlastend, als Inge ihn aus heiterm Himmel und mit einer Geste demonstrativer Fröhlichkeit unterbrach, vier Weingläser vollkippte und auf den Sieg in Vietnam anstieß.

Während X den Wein sehr langsam und besonnen trank, um hinter der sympathischen Fassade äußerlicher Ruhe innerlich um so aufgeregter einem neuen Thema hinterherzurennen, goß Ralf das viel zu große Glas wie Wasser und so zügig in sich hinein, daß Astrid sich die Frage nicht verkneifen konnte, ob er am Ende die mißlungene Staatsableitung herunterspülen wolle. Aber Ralf, sichtlich gereizt, hielt es nicht für nötig, auf diese unwissenschaftliche Äußerung näher einzugehen.

Danach hatten die SPD und die Gewerkschaften nur noch wenig Aussicht, in der ihnen zustehenden Ausführlichkeit zum Zuge zu kommen. Jedenfalls brachten die vier Freunde und Genossen keine klaren Ergebnisse mehr zustande und Inge war ehrlich genug, das gar nicht mal so schlecht zu finden, denn unter dem Beifall der anderen stellte sie fest, daß man ja vor allem die Sache mit der Gewerkschaft dialektisch sehen müsse. Mit diesem klugen Schlußwort waren alle einverstanden, und als X noch hinterherstichelte, die Dialektik, dieses kostbare Etwas, habe hier mal wieder als die beste Form der Ausrede ihren Dienst getan, überzeugte das niemanden mehr, und er erntete nur noch Müdigkeit und Gegrinse. Eine Pause entstand und Schweigen. X fühlte sich wie nach einer langen anstrengenden Autofahrt, und die plötzlich eingetretene Ruhe ließ ihn an einen Rastplatz denken, auf dem die Leute auf- und abgehen und sich die Glieder ausschütteln. So ähnlich bewegten sich alle in ihren Sesseln hin und her. Sie vertraten sich sozusagen im Sitzen die Füße und das dabei entstehende Geräkele und Gestrampele ließ alle vier ganz unbeholfen wirken, wie kleine Kinder etwa. Da guckte Astrid auf die Uhr und erschrak: es war unter der Hand zwei

Uhr nach Mitternacht geworden. Warum sie sich denn deswegen so aufrege, fragte Ralf verwundert und wertete die späte Zeit als ein Zeichen dafür, daß man sich prächtig verstanden und viel zu sagen habe und dabei völlig ohne diese peinlichen Sendepausen ausgekommen sei.
Verstohlen, als wollten sie von den beiden anderen nicht dabei ertappt werden, sahen sich X und Inge an. Er ahnte, er wußte genau, was sie jetzt dachte, so oft hatten sie gerade darüber gesprochen miteinander. Die Sendepausen, die Ralf so leichtfertig in den Raum geworfen hatte, waren Inge an den Kopf geklatscht. Nur X spürte ihre Betroffenheit. So wie Ralf das Wort gebraucht hatte, fand Inge es eine schäbige Vokabel und vermutete viel Kälte dahinter. Spürte er denn nicht, daß er ihr damit Gewalt antat? Wieso sollen denn eigentlich Gesprächspausen peinlich sein? »Wer schweigt, ist doch nicht stumm!« Das hatte sie mal bei Max Frisch gelesen, in größeren Lettern auf einen Zettel gemalt und sich für eine Zeitlang irgendwo ins Zimmer auf die Tapete geklebt. Ein nicht ganz so flüssig und wie über ein Band abrollendes Gespräch als peinlich zu empfinden, hielt Inge für ein Paradestück typisch intellektueller Erlebnisarmut und einerseits taten ihr diese Intellektuellen, die scheinbar nur noch aus Rhetorik Befriedigung zu ziehen vermögen, zwar leid, aber andererseits hatte sie Angst vor ihnen. Und die Angst war meist stärker. So etwas dachte Inge jetzt wohl. Aber sie sagte es nicht. Es nicht zu sagen war ja gerade ihr Problem und führte in einem fatalen Kreislauf dazu, daß sie sich über sich selbst noch mehr ärgerte als über Ralfs oberflächliches aber flottes Mundwerk, mit dem er sich, das wußte sie und dagegen kam sie nicht an, auch unter Linken beinahe alles ›kaufen‹ konnte, sogar Sympathie.
Diese Überlegungen, die nur Sekunden brauchten, vertrieb Astrid mit einer Frage, die sowohl etwas von Inges sprachlosen Wünschen als auch von Ralfs zurückgelehnter Zufriedenheit enthielt und darum ein Kompromiß war: Was macht ihr denn eigentlich so, ich meine persönlich, wie es euch geht? fragte sie aus der Defensive heraus und lauernd und einen Augenblick lang mehr auf die Haltung der anderen als auf wirkliche Auskünfte gespannt. Denn in dieser Situation mußte ihr doch im Grunde ehrlich gemeintes Interesse wie eine Entschuldigung dafür klingen, daß es erst so spät an die Reihe kam und wie ein Tagesordnungspunkt aussah. Wahrscheinlich ging es den anderen ähnlich. Und so machte die Frage eher verlegen, als daß sie spontan aufgemuntert hätte.
Ralf, vor Intimitäten sonst am meisten von allen auf der Flucht, wußte sich als erster zu helfen und gestand, für ihn sei der ganze Abend ein persönliches Erlebnis gewesen, weil es nämlich für ihn etwas sehr Persönliches sei, wenn er über Probleme rede, die ihn interessierten.
Ob er sich nur für Probleme interessiere oder ob er auch welche habe, ob er nicht auch manchmal selber eines sei, fragte X.

Ralf, Inge und Astrid arbeiten als Lehrer und tauschten gemeinsame Erfahrungen aus. X erfuhr, daß sie im Kollegium alle drei isoliert sind, daß die Schulreform sie mit Mehrarbeit zermürbt und daß rechte Mehrheiten ihre Gewerkschaftsarbeit zu einer Farce machen. Ralf sagte, er sei hilflos. Zweimal sagte er das. Andererseits habe ihnen die Wirklichkeit des Berufes die Illusionen abgenommen, sie seien nun Realisten und hätten gelernt, Kleinigkeiten als Erfolge nicht gerade zu feiern aber zu begreifen. Das sei gut so und helfe. Nur habe ihm der Stress und die Wirklichkeit mit den Illusionen auch das Träumen abgewöhnt, fügte Ralf hinzu, und Inge sagte ›Aha‹.

Ob denn X in seinen Seminaren an der Universität offen zugeben könne, daß er Sozialist sei, fragte Astrid, und X fand die Frage auf den ersten Blick sehr naiv. Doch dann verstand er und ihm fiel wieder ein, daß Materialismus heißt, hinter anderen Ansichten und Fragen andere Lagen zu entdecken. Als schließlich X erzählen sollte über seine Arbeit mit Studenten und über die große Tageszeitung, für die er schreibt, und über die Reisen, die er macht, und über die Leute, die er kennt, da merkte er, wie er seine Bescheidenheit bewußt übertrieb und mit den schönsten Erlebnissen zurückhielt, denn sie hätten ihn ins Stottern gebracht. Obwohl er viel lieber herausgerufen hätte, wie wohl er sich fühlt und wie sehr ihm das Leben, seine Arbeit und die Menschen Freude machen, berichtete er also von Schwierigkeiten, und zwar von denen, die er tatsächlich hat, aber auch von solchen, welche er nicht hat und die er den Gesichtern der anderen zuliebe dazuerfand.

Er konnte einfach nicht anders, denn er befürchtete, die Freunde würden ihn entweder für einen Aufschneider halten oder seine fröhlichen Geschichten könnten sie traurig stimmen. Tatsächlich hätte seine Freude im Moment niemanden glücklich gemacht und so kamen X die Probleme sehr gelegen. Sie hoben wenigstens die gute Laune und sorgten für ein lebhaftes Gespräch. Der Realismus der Freunde hielt seinen Mitteilungsdurst, seinen Frohsinn und seine Phantasie in Schach.

> Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten imstande sind.
> (Goethe, *Wilhelm Meisters Lehrjahre*)

2. An der Ampel bei Rot

Als X und Andreas am Abend des nächsten Tages von der Hochschule nach Hause fuhren, war gerade die erste Dämmerung eingetreten. An einer Ampel mitten in der Stadt mußten sie anhalten. X hatte vergeblich versucht, noch bei Grün über die Kreuzung zu kommen, obwohl keinerlei Eile bestand.

Die beiden schwiegen. Als X in das Rot der Ampel sah, mußte er daran denken, daß er früher zu den Ampeln oft aufgeschaut hatte wie zu einem Orakel. War er gerade noch bei Grün an einer vorbeigekommen, so hatte er sich eingebildet, dann erwarte ihn zu Hause gute Laune oder dann sei der Schulaufsatz gelungen. Undsoweiter und umgekehrt. Orakel waren auch Treppen. Komme ich mit dem rechten Fuß oben an, dann . . . Aber den Ampeln hatte X immer noch am meisten vertraut, denn sie irrten sich fast nie und hielten auch häufiger als die Treppen gute Nachrichten für ihn bereit. Ob auch X finde, daß die Autos auf der anderen Seite der Kreuzung so gehetzt aussähen, fragte Andreas. Wie große wilde Hunde aus Blech. Gleich vier von ihnen standen in einer Reihe nebeneinander und hinter der ersten Reihe drängte sich eine zweite, eine dritte, eine zwanzigste vielleicht. Dabei zuckten die vielen Blinklichter so schnell und in einem eigenwilligen Rhythmus in die Dunkelheit hinein, daß sie wirklich einen gehetzten Eindruck machten. Und schließlich stürzten sie scheinbar aus eigener Kraft, denn die Menschen darin konnte man lediglich vermuten, und wie auf ein unsichtbares Kommando hin alle in dieselbe Richtung und verschwanden. Ob diese Gedanken wichtig sind, überlegte Andreas laut, und wo kommen sie wohl her?

Als X nach rechts blickte, grüßte aus dem Auto nebenan ein älterer Mann. Er hob dazu einfach die Hand vom Steuer auf und ließ sie wieder herunterfallen, verzog fast unmerklich die Mundwinkel und schmunzelte wohl. X geriet fast aus dem Häuschen, stieß den verdutzten Freund in die Rippen und grüßte mit einer viel zu überschwenglichen Geste zurück. Dann löste die Ampel diese Szene auf. Sie fuhren weiter.

Bestimmt hatte der Mann mit seiner Handbewegung, die gänzlich müde ausfiel, nur zeigen wollen, daß das zu lange Rot mit seinen Nerven spielt, ohne dagegen etwas unternehmen zu können. Was immer die Gründe gewesen sein mögen, X freute sich jedesmal über solche Gesten. Diese Kleinigkeiten machten für ihn Menschen aus den Menschen und sie verliehen ihm ein Gefühl der Fröhlichkeit und Stärke. Wo der Mann wohl herkommt, wo fährt er hin, was er arbeitet und was ihm wohl Spaß macht, fragte sich X. Am liebsten wäre er ausgestiegen und mit ihm auf ein Glas Bier irgendwo hingegangen. Vielleicht war er ja ganz langweilig oder überheblich oder reaktionär oder sonstwas. Aber wie sollte X das alles wissen, ohne auszusteigen. Es ist immer dasselbe, dachte er enttäuscht, man begegnet den Leuten, dreht sich vielleicht noch einmal nach ihnen um und sieht sie dann nie mehr wieder. Man müßte überall gleichzeitig sein können, wünschte er sich. Aber dann kamen ihm seine Träumereien ganz lächerlich vor.

3. Das Gesicht des Kellners. Verwandlung ohne Zukunft

Es war schon sehr spät, als sie gemeinsam ein Restaurant besuchten, das sie unlängst entdeckt hatten. Das Restaurant war ein beliebtes, aber gar nicht überlaufenes Ausflugscafé, lag in einer Waldgegend und an einem Fluß, über den sonntags Schiffe fuhren, die bis unter die Decke mit dicken Tanten angefüllt waren. Die meisten von ihnen winkten, wenn sie vorbeischipperten, regelmäßig zu den Gästen herauf. Das taten sie mit solcher Wucht, daß einigen die Röcke und Kleider bis über die Strumpfbänder hochrutschten. Andreas will das jedenfalls mit bloßem Auge genau gesehen haben. Andere Frauen, um das zu erkennen, benötigte er allerdings ein Fernrohr, hüpften auf den Zehenspitzen aufgeregt hin und her, als könnten sie dadurch die Eisportionen der Gäste besser abschätzen, und wieder anderen soll beim Winken sogar der Kuchen aus dem Mund gefallen sein. X hatte das Restaurant bereits an verschiedene Bekannte weiterempfohlen.

Vor allem aber war in diesem Restaurant vor kurzem ein Kellner aufgetaucht, der sich, als er die ersten Male bediente, in auffälliger Weise von dem kleinbürgerlichen Milieu abhob. Sein ganzer Habitus, seine Art zu reden, zu gehen, zu husten oder in die Sonne zu gucken entsprach einfach nicht den Erwartungen, die man an einen Kellner hat, der sich in einem solchen zwar nicht heruntergekommenen, aber doch bescheidenen Restaurant die Füße wund läuft. Wenn er von Tisch zu Tisch ging, bewegte er sich wie ein Kompromiß aus einem preußischen Major und einem altgewordenen Ballettänzer zwischen den Stühlen hin und her. Und seine Augenbrauen und die Nase zog er immer dermaßen konzentriert nach oben dem Himmel entgegen, daß seine sonst sehr glatte und vornehme Haut sich an der Stirn in lauter Runzeln legte und man eigentlich ständig damit rechnete, er niese jeden Moment über den Tisch in die Kaffeetassen hinein. Aber das tat der Ober einfach nicht. Als X versuchte, seine Herrschaftsmiene nachzuahmen, meldeten sich schon nach wenigen Sekunden Kopfschmerzen an. Rundherum wirkte dieser Kellner wie das Abziehbild eines klassischen Aristokraten, der, von seiner Sippe verstoßen, hinausmußte in die Welt der Arbeit und sich ganz zu ihm passend natürlich den Beruf herausgesucht hat, der wenigstens dem äußeren Anschein nach noch am ehesten gemessene Form und elegante Sitte verbürgt. So wurde er Ober. Ein Mann, zu dem der Witz gehört, er nehme selbst im Bett Zylinder und Kragen nicht ab. Wie aber, überlegte Andreas, kommt er wirklich hierher. Er muß ein Kind der Krise sein, spekulierte X. Wahrscheinlich hatte er in irgendeinem Hilton ein Leben lang den Zimmerchef gemacht, wurde über Nacht Opfer der auch das Hotelgewerbe geißelnden Einsparungen und stand mitsamt seinem Frack und den hochgezogenen Augenbrauen auf der Straße. Von da aus mußte ihn der Weg über das Arbeitsamt in das beliebte kleine Restaurant

am Fluß geführt haben. Von der Bourgeoisie vor die Tür gesetzt, drückte er sich nun unter Krämern, Pfarrern, Hausfrauen und Studenten herum, ganz der Alte und so wie er es gelernt hatte. Denn er hatte ja nur die Kulisse und nicht das steife Hemd gewechselt. So etwa könnte es gewesen sein. Wenn aber die Bücher recht haben, meinte Andreas, dann muß doch auch ein Ober das Produkt seiner Umwelt sein. Warum also veränderte sich denn ausgerechnet dieser Kellner gar nicht? War ihm die zweite Natur schon so sehr zu seiner ersten geworden? Übten denn die viel billigeren Sonnenschirme, die viel wackeligeren Tische, das viel kleinere Trinkgeld und die viel einfacheren Leute keinerlei Einfluß auf ihn aus?

X wollte die Bücher schon in den Eimer werfen, da kroch der Ober langsam aus dem Frack. Schon beim letzten und vorletzten Besuch hatte sich seine Verwandlung angedeutet und sie vollzog sich in kleinen Etappen.

Schon sehr bald nämlich mußte dem Kellner aufgefallen sein, daß Andreas und X und wer immer sonst am Tisch mit dabei saß, nicht typisch waren für die Gäste, welche das kleine Restaurant besuchten, und so gelang es ihm nicht, sie ›blind‹ zu bedienen. Denn die Damen und Herren aus ›studiertem Hause‹, wie sie der Ober gerne bezeichnete, sprachen ihn auch über das zur Bestellung ihrer Wünsche Notwendige hinaus an. Zwischen dem Wetter und der nächsten Landtagswahl kamen dabei auch kleine Happen Ironie und mancher schlacksige Scherz zu ihrem Recht. Und diese hemdsärmelige, deswegen aber nicht unhöfliche Weise, miteinander umzugehen, ließ den Ober aufmerken.

Zuerst bemühte er sich, auf die an ihn gerichteten, aber irgendwo in der Luft hängenbleibenden Halbsätze und Wortscherben zu reagieren, wenigstens schüchtern auf sie einzugehen. Aber die Jahre im Frack hatten wohl auch seine Zunge beklommen und seine Schlagfertigkeit schwer wie Blei gemacht. So kam es kurioserweise dazu, daß er anfangs mit solcher Verspätung auf diese oder jene Anrede einging, daß die Brücke zurück zum Anlaß nur noch verschwommen sichtbar war und er sich plötzlich ganz alleine freute. Immerhin aber war das Eis gebrochen und der Ober lernte, sich in den Schollen zu bewegen. Die zweite Etappe begann, als er von sich aus zu reden anfing, vorsichtig noch und sichtlich geplagt von der Ungewißheit, ob er sich damit nicht allzu weit vorwagte.

Heute schließlich waren Andreas und X die einzigen Gäste auf der Terrasse. Da kam der Ober, die Bestellung hatte er bereits Minuten vorher aufgenommen, da kam der Ober also scheinbar grundlos noch einmal zurück. Beim Näherkommen zog er den Kopf ein, als wolle er unter keinen Umständen gesehen werden, und aus dieser Haltung heraus lauerte er in alle möglichen Richtungen, wohl um sich zu vergewissern, ob niemand sonst in der Nähe sei.

Dann setzte er sich ganz gegen seine Art mit einem Ruck und voller

Verachtung für die gebotenen Umschweife zu X und Andreas an den Tisch und fragte sie, noch bevor die beiden die Überraschung zu Ende erleben konnten, wie denn das Fressen hier schmecke und was denn die Weiber so trieben, und gierig grinsend schlug er vor, man müsse sich doch einmal gemeinsam so richtig die Hucke vollaufen lassen. Und als Andreas sich unter dem Eindruck dieser überfallartigen Kumpanei an seinem Bonbon verschluckte, haute der Ober mit der Faust auf den Tisch, daß die Schachfiguren vom Brett tanzten, und erkundigte sich, ob ihm jetzt das Kotzen komme.
Eine Zeitlang hatten Andreas und X einen Heidenspaß an diesem Auftritt und sie hielten mit, denn der verunglückte Kumpel war ihnen immer noch lieber als der geglückte Lakai. Später aber fanden beide, daß der Ober sich von etwas ›Falschem‹ in sein Gegenteil verwandelt hatte, daß aber das Gegenteil vom Falschen nicht unbedingt das ›Richtige‹ sei. Der Ober hatte Mensch nur gespielt. Hinter der alten Maske hat er nur eine neue fertiggebracht, meinte X. Aber er hat kein Gesicht.

4. Ruhe im Fahrstuhl

Am folgenden Nachmittag mußte X in sein Seminar, eine Veranstaltung zur Geschichte der Sozialdemokratie. Der Hörsaal lag im vierten Stock. Im Fahrstuhl das gewohnte Bild. Er ist immer überfüllt, hält auf jeder Etage, so daß eigentlich kein rechter Grund besteht, ihn zu benutzen, und was für Fahrten im Aufzug charakteristisch ist: keiner sagt auch nur ein einziges Wort. Es ist so still, daß man glauben könnte, die Menschen hielten sogar den Atem an, um nur das summende und monotone Geräusch der Kabine nicht zu stören. Selbst wenn man sich gelegentlich gegenseitig auf die Füße tritt, ist diese Unannehmlichkeit in der Regel kein Grund, sich aufeinander aufmerksam zu machen. Denn in dieser Atmosphäre der völligen Stille, die weit davon entfernt ist, einer inneren Ruhe der auf- und abfahrenden Menschen zu entsprechen, würde schon das kleinste Wort wie ein großer Satz wirken. Nur einen Moment lang wäre man dem Scheine nach Subjekt, um schon im nächsten Augenblick nichts weiter als das Objekt der Blicke und Ohren aller anderen zu sein. Und davor haben alle Angst. So begegnen sich über den Köpfen zwar viele Gedanken, die sich aber nie zu nahe kommen und einander ausweichen, wie sich etwa auf der Straße Bekannte aneinander vorbeidrücken, die sich gerade nicht sehen wollen. Wahrscheinlich lastet der Druck dieser Stille auf den meisten derart, daß sie darauf hoffen, irgend etwas möge passieren. Aber aus der Anonymität herauszutreten, macht niemand den Anfang. Man steht zwar auf Körperfühlung nebeneinander, aber die Enge entschädigt die Leere nicht. X kam der Gedanke, daß

man an so einem Fahrstuhl, tausendfach verkleinert, die Sprachlosigkeit der bürgerlichen Gesellschaft besonders konzentriert ablesen kann. Sprechen würden die Menschen erst im Falle eines unvorhergesehenen Ereignisses oder einer Katastrophe: wenn der Fahrstuhl steckenbleibt oder abstürzt. Erst die abrupte Unterbrechung des Alltags brächte Leben in die gelähmte Gruppe. So werden Tugenden im Fahrstuhl wie in der Gesellschaft meist nur aus der Not geboren. Ansonsten bleiben sich die Menschen fremd.

5. Versteckspiele im Seminar

Im Seminar erlebte X in den heimlichen Schwierigkeiten vieler Teilnehmer seine eigene Vergangenheit. Auch an diesem Nachmittag. Da gibt es die Leute, die alles darauf anlegen, gleich zu Beginn des Semesters zu Wort zu kommen, um sich durch ein, zwei mühsam gebaute Sätze eine quasi psychologische Eintrittskarte zu verschaffen. Das Parkett, auf dem das Drängeln um die Eintrittskarten beginnt, ist ein Präsentierteller, auf dem man sehr leicht den Boden unter den Füßen verlieren kann. Denn nach denen, die sich die Karten holen, drehen sich die meisten anderen um und mustern sie so gründlich, als wollten sie an ihrem Auftritt im Detail studieren, wie sie ihn bewerkstelligen. Wenige Auftritte genügen, um die Eintrittskarten ›auf Lebenszeit‹ zu besitzen. Man gilt dann als wer, von dem die anderen wissen, daß er reden kann oder, auch wenn er mal eine Weile gar nichts sagt, es wenigstens jederzeit könnte. Das Schweigen und die Zurückhaltung kann man sich dann leisten.
Da gibt es auch die Leute, die vor dem Forum einer so großen und gefräßig wirkenden Gruppe mit Fragen debütieren, deren Antwort sie selber genauestens kennen. Manchmal klingen diese Scheinfragen echt, manchmal hört man aber auch aus ihnen heraus, daß sie Wort für Wort auswendig gelernt wurden und sogar ihre Melodie noch die Proben verrät, welche sie hinter sich haben. Aber diese kleinen Betrügereien sind für viele ein unverzichtbares Vehikel ihrer allmählichen Emanzipation von dem Herzklopfen, dem Fieber und den weichen Knien.
Schließlich gibt es, besonders in kleineren Gruppen, die Leute, die dort erleben, was man die Herrschaft der Sprache über die Erfahrung nennen könnte. Das sind die Leute, die aus der Gruppe dadurch ausgeschlossen werden, daß die rhetorisch Gewandten sie während des Gespräches nie oder nur selten ansehen. Sie haben unter der unmenschlichen intellektuellen Gleichung zu leiden, die Reden mit Wissen identifiziert. Die Erlebnisse, die sie im Innern bewegen, und die Gedanken, die sie beschäftigen, sind vielleicht oft reichhaltiger und lehrreicher, aber solange sich ihre Erfahrungen und ihre Neugier nicht in der schmucken Rhetorikkutsche zu zeigen

vermögen, sind sie ohne Wert. Oft überspielen diese Teilnehmer ihre Hilflosigkeit, die, je länger so ein mit und gleichzeitig ohne sie geführtes Gespräch dauert, zur Qual wird, indem sie an Stellen, wo ihr Einwurf garantiert nicht paßt noch ihrer wirklichen Meinung entspricht, ›genau‹ sagen oder indem sie mitlachen, obwohl ihnen nicht danach zumute ist, oder erstaunt tun, obwohl sie gar nicht erstaunt sind. Und das alles nur, um zu demonstrieren, daß sie eben auch da sind, und um endlich einmal einen Blick auf sich zu ziehen, der gut tut. Wenn sie diesen Blick dann hastig, zu hastig aufgreifen, dann nennen die Gewandten sie die Kriecher.
Immer wenn X mit den Freunden über diese Erfahrungen nachdachte, kamen ihnen vor allem solche Vorstellungen von Emanzipation fragwürdig und idealistisch vor, die für die Schritte, die sie macht, allzu fertige Kategorien bereit halten. Sie vergessen, daß die Befreiung von Abhängigkeiten und Ängsten, welche die Phantasie einschnüren und die Talente in uns gefangen halten, ohne Tricks, ohne Bluff, ohne Betrug niemals auskommen kann. Sie verwechseln die bürgerliche Gesellschaft mit einer Mondlandschaft und sie täuschen Echtheit und Helligkeit vor, wo es Echtheit und Helligkeit so ungebrochen nicht gibt. Wer sich gegen seine inneren Gegner wehrt, wehrt sich erst einmal im Halbdunkel. Wie sollte es auch anders sein, gab Inge einmal zu bedenken: ein Mensch zu werden, ist etwas Schönes. Doch für das Schöne stellt diese Gesellschaft kaum eine Öffentlichkeit zur Verfügung.

6. Am Telefon. Attrappen gegen die Einsamkeit

Am Abend saßen Inge, Andreas und X nach dem Essen noch eine Weile in der Küche zusammen und unterhielten sich. X kam plötzlich darauf, den beiden das Gedicht »Appell der Laster und Tugenden« aus der »Steffinischen Sammlung« vorzulesen, in dem die Rachsucht und die Roheit, der Bildungshaß und die Ordnung und andere Kindeskinder der Kälte und des Hungers ihre Künste zeigen.
X war noch nicht ganz in der letzten Zeile, da machte schon Andreas seiner Begeisterung und Betroffenheit Luft. Er kannte das Gedicht, aber es faszinierte ihn jedesmal aufs Neue. Als später Inge in ein anderes Zimmer gegangen war, weil sie noch zu arbeiten hatte, kam Andreas noch einmal auf das Gedicht zurück und meinte einigermaßen verwundert: es enttäusche ihn, daß Inge überhaupt nicht auf das Gedicht reagiert, sondern dagesessen habe, als hätte sie gar nicht hingehört. Er verstehe einfach nicht, wieso ein solches Gedicht sie nicht berühre. Inges Ausdruckslosigkeit und ihr Schweigen seien ihm ein Rätsel. Vielleicht sind wir die Rätsel, antwortete X. Wir achten zu sehr auf die Münder. Du warst betroffen, sie etwa nicht? Wie

hätte sie sonst schweigen können. Und dann sprachen sie über die verschiedenen Wege, über die kurzen, die langen und die Umwege, welche ein Gefühl gehen kann, bis es schließlich die Zunge erreicht.
Als Andreas gegangen und Inge noch beschäftigt war, dachte X, er könne Petra wieder einmal anrufen. Er hoffte, sie sei alleine und habe ein bißchen Zeit für ihn. Petra war meist so ausgelassen und guter Dinge, daß X für sie den Namen ›Sonnenschein‹ erfunden hatte. Sie hörte es auch gerne, wenn man sie einen ›prima Kerl‹ nannte, und ihre Freundin Alice, die Feministin, hatte sich schon häufig über beides entrüstet und ihr gesagt, das dürfe sie sich einfach nicht länger gefallen lassen. Aber Petra konnte sehr eigen und unaufmerksam sein.
Als sie den Hörer abhob, passierte, was X schon mehrfach erlebt hatte. Ohne natürlich wissen zu können, wer sie gerade anrief, hob sie also ab, meldete sich aber nicht gleich mit ›Ja‹, ›Bitte‹ oder ›Petra‹, sondern redete vorher noch ein paar Sätze in die Wohnung hinein. Der Anrufer wurde auf diese Weise entweder Zeuge einer großen Begrüßung, bei der jedes Wort wie eine langerwartete Umarmung klang, oder aber einer Verabschiedung gleich mehrerer Besucher, denen Petra zwischen Tür und Angel und Telefon noch ein paar letzte Nettigkeiten hinterherrief.
Als X sie heute anklingelte, waren die Leute um sie herum weder beim Gehen noch beim Kommen, denn Petra bat Sabine gerade, die nächste Flasche auf den Tisch zu stellen und zwar die aus dem oberen Regal. Und in der Schreibtischschublade, hörte X, müßten auch noch irgendwo Zigaretten liegen. Dann erst sagte sie: »Hier Petra« und »Ach, du bist es, das ist aber lieb«.
X wäre Petras ständiger Rummel bestimmt nie verdächtig vorgekommen, hätte sich nicht die Art und Weise, auf welche ihm der Besuch sozusagen vorgestellt wurde, so oft schon wiederholt und immer gleich vollzogen. Und dieses Ritual war es, was ihn skeptisch machte und ihn schon länger vermuten ließ, was sich in seiner ganzen Traurigkeit erst jetzt bewies.
Petra und X sprachen beinahe eine Stunde miteinander, obwohl doch beide wußten, daß kein Mensch seinen Besuch so lange warten läßt. So trat, je länger sie miteinander sprachen, immer deutlicher zutage, was, als es schließlich ausgesprochen wurde, schon keine große Entdeckung mehr war. Dennoch fühlte sich X nicht ganz wohl in seiner Haut, als er ihr kurz vor dem Auflegen auftrug, Grüße an die Gäste auszurichten, denn er mußte befürchten, sie mit der in dieser Bitte versteckten Ironie zu verletzen. Welche Gäste? sagte da der Sonnenschein ganz leise und fing zu weinen an.
Am übernächsten Tag bekam X von Petra einen Brief, in dem sie über ihr Telefontheater nachdachte. An einer Stelle schrieb sie verallgemeinernd: Was für diejenigen Menschen, die wir gerne die Kleinbürger nennen, das

Geld bedeutet, sind für uns Linke Freunde, Bekannte, Kontakte. Ich glaube wirklich, daß der Vergleich keine an den Haaren herbeigezogene Analogie ist. Diese Analogie so klar auszusprechen, fällt mir im übrigen nicht so leicht, wie sich das vielleicht auf dem Papier hier lesen mag. Im Gegenteil. Es tut mir sehr weh. Das Prestige des Kleinbürgers ist ein Mosaik aus möglichst eigenem Haus, möglichst eigenem Garten und möglichst dickem Portemonnaie. Das Prestige vieler Genossen dagegen ist zusammengesetzt aus möglichst vielen Freunden, die für den typischen Kleinbürger in der domestizierten Wohlgefälligkeit seiner vier Wände bei weitem nicht die Rolle zu spielen scheinen wie für uns. Zwar haben es die meisten von uns geschafft, das Geld gegen die Menschen auszutauschen. Aber die Mathematik dabei ist geblieben, d. h. in unseren Sehnsüchten kommt es vor, daß wir Menschen wie Geld behandeln. Ich weiß, es klingt hart und paradox, aber wir haben zwar unsere Masken beseelt und unsere Prestigeangst vermenschlicht, was immerhin hoffnungsvoll ist. Nur: Maske bleibt Maske und Prestige bleibt Prestige. Wer alleine ist, ist wie jemand, der kein Geld hat. Er kann einpacken. Er gilt als langweilig und uninteressant und niemand lädt ihn ein. Denn Freundlichkeit ihm gegenüber zahlt sich nicht aus . . . Und auf dem Boden dieser Gewißheit aus Angst entsteht dann das Theater, das ich dir vorgespielt habe.

7. In der besetzten Fabrik. Verwandlung mit Zukunft

Tags darauf machte sich X auf den Weg nach E. Wer durch E fährt, hat nicht das Gefühl, in einer Stadt gewesen zu sein, obwohl E sich so nennt und die Leute in E sich nicht für Dörfler halten. E wird von einer breiten Bundesstraße, über die der laute und nimmersatte Verkehr Tag und Nacht rollt, in zwei Häuser- und Geschäftsreihen zerrissen, an deren Bild man sich nur gewöhnt, wenn man Pech hat: wenn der Verkehr infolge eines Unfalls zum Beispiel oder einer Polizeikontrolle ins Stocken gerät oder wenn tonnenschwere Laster einem die Sicht nach vorne versperren, so daß man gerne, um sich abzulenken, nach rechts und links in die Geschäfte und Häuser hineingähnt. Was X, wenn ihn die Autoschnecken zum Denken und Sehen ermunterten, hinter den Fassaden dieser Häuser vermutete, war vielleicht richtig, nahm sich aber arrogant aus: ein immergleiches Leben zwischen Fernseher und Kochtopf, Weihwasserkessel und *Bild*-Zeitung, Kreuzworträtsel und *Readers Digest*. Tatsächlich sollten ihm Leute aus E später einmal erzählen, daß sie die nur 60 Kilometer entfernt liegende Großstadt seit Jahren nicht mehr zu Gesicht bekommen hätten. Und es waren nicht nur Omas und Opas, die diese kleine Weltreise seit Ewigkeiten gescheut hatten.

X war schon sehr oft die breite Straße an E vorbeigefahren, ohne auch nur den Namen zu behalten, denn die nächste Ortschaft war sehr ähnlich und die übernächste auch. An diesem Tag stieg er dort zum ersten Male aus. Er konnte nicht anders und merkte, wie dabei den Genossen in ihm das romantische Gefühl überkam, historischen Boden unter den Füßen zu haben. Denn in E war etwas passiert, was auf den ersten Blick zu E sowenig zu passen schien wie zum Grau das Rot. Seit zwei Wochen nämlich hielten dort 150 Arbeiter die Fabrik des Unternehmers S besetzt.

In einer Konditorei erkundigte sich X nach dem Weg, doch der Konditor gab nur mürrisch Auskunft, denn für ihn war die Fabrikbesetzung ein häßlicher Kratzer am Lack der sauberen kleinen Stadt. Aber der Konditor und sein Kratzer waren in einer hoffnungslosen Minderheit, denn von wem immer sonst X noch etwas erfahren wollte, die Leute in E begegneten seinem Interesse mit Sympathie.

Und das Wunder von E ist schnell erzählt: Obwohl S seinen Arbeitern vor noch gar nicht langer Zeit erklärt hatte, die Fabrik sei gesund, machte er ihnen schon wenige Wochen später mit dem Ruf nach Kurzarbeit Angst. Da wollte der Betriebsrat erst einmal die Bücher sehen, aber das hielt S für eine Anmaßung, und der Betriebsrat verweigerte seine Zustimmung zur Kurzarbeit. Soviel Frechheit seiner Arbeiter brachte den Unternehmer S einen Augenblick lang zwischen die Stühle, wovon der eine das Recht und der andere seine Interessen sind. Da das Recht der Arbeiter aber lediglich Papier, seine Interessen dagegen bare Münze sind, und er sich für das eine nichts, von dem anderen aber alles kaufen kann, legte S das Papier zu den Akten. Er nahm die Drohung auf Kurzarbeit zurück und machte reinen Tisch. In kaum überbietbarer Ignoranz der vom Betriebsverfassungsgesetz für derlei Willkür vorgesehenen Wege kündigte er erst 50, dann mehr als 90 seiner Arbeiter. Die Solidarität gegen die Launen des Herrn S kannte keine Unterschiede. Alle 150 Arbeiter besetzten die Fabrik. S fuhr in die Ferien.

Im stillen E sei Lip ausgebrochen, hatten daraufhin die linken Zeitungen geschrieben. Lip war der Grund, warum X nach E fuhr.

Als er sich dem Fabrikgelände näherte, dachte er, er habe sich vielleicht im Weg geirrt, denn von Lip, oder was immer dafür gehalten wird, war nichts zu sehen. X hatte eine bewegte Öffentlichkeit vermutet, er hatte, ohne genauere Vorstellungen zwar, mit Farben gerechnet. Aber die Fabrik war kein Farbkasten, noch fand er aufgeregte Menschen vor. Was sich ihm bot, war ein Steinverhau, der wie eine von allen guten Geistern verlassene Burgruine in einer weiten Gegend stand. Die Fabrik wirkte wie stillgelegt, nicht wie besetzt. Erst als X ganz nahe herangekommen war, hörte er Stimmen. Die Arbeiter hatten beide Zufahrten mit eher unauffälligen Transparenten blockiert, saßen oder standen in kleinen Gruppen zusam-

men, hielten sich mit Kaffee oder Schnaps bei Laune, brieten Hähnchen über dem Feuer und unterhielten sich. Es ging um Herbert Wehner, und die Besatzer fanden einstimmig, daß der sich im Parlament nicht zu benehmen wisse, gutes Benehmen aber doch zu einem Politiker gehöre. Große Gesten fehlten. Gegen die Langeweile gingen die Arbeiter mit Kalauern an. Der Klassenkampf hatte sich keine proletarische Märchenlandschaft, er hatte sich die Wirklichkeit herausgesucht.

In einer Ecke, wo seine Verwunderung dieses Bild nicht störte, schlug X noch einmal die linke Zeitung auf, und was er dort las über die Arbeiter von E, kam ihm günstigstenfalls wie Übertreibung, schlechtestenfalls wie Dichtung vor. Da war viel von objektivem Fortschritt die Rede und Lip hatte die Zeitung überall da gesucht, wo man es nicht einmal mit der Lupe finden konnte: in der revolutionären Phantasie, im Klassenbewußtsein, im Avantgardismus dieses Kampfes, also in den Bausteinen einer Bewegung, von denen die Arbeiter in E nicht einmal die Worte kannten.

Noch am selben Tag aber und in der nächsten Zeit bekam X einen Anschauungsunterricht dafür, daß die linke Zeitung, welche auf dem objektiven Auge zuviel gesehen und Halluzinationen für die Wirklichkeit gehalten hatte, auf dem subjektiven Auge blind war. Denn E war zwar nicht Lip, aber E hielt Lip in den Menschen versteckt:

In einem großen Umkleideraum hatten sich etwa 60 Arbeiter versammelt, um mit Kollegen eines anderen Betriebes über ihre Erfahrungen und darüber zu reden, was in Zukunft zu tun sei. X ließ sich an einem der beiden Tore erklären, wie er die Versammlung finden könne, und erfuhr, daß er dazu durch den Waschraum gehen müsse. Als er den endlich gefunden hatte, fiel ihm ein Arbeiter auf, der sich halbgebückt an jene Tür angelehnt hatte, die den Waschraum mit dem Umkleideraum verbindet und hinter der seit etwa einer halben Stunde eine sehr lebendige und wortreiche Versammlung seiner Kollegen stattfand. Es war ganz offensichtlich, daß der Arbeiter dort vor der Tür stand, um zu horchen. X blieb einen Moment lang stehen. Der Mann hatte ihn nicht kommen hören. Die nur sehr gedämpft durch die Tür dringende Diskussion nahm seine ganze Konzentration in Anspruch. Als X ihm behutsam auf die Schulter tippte, fuhr der Arbeiter hoch und erschrak wie jemand, der sich bei etwas Bösem ertappt fühlt und mit einem Mal und ungeschützt sein schlechtes Gewissen verrät. Er war so verdutzt, daß er kein einziges Wort herausbrachte, sondern nur heftig nickte, immer wieder nickte, als wolle er ein Geständnis ablegen. X, seinerseits verblüfft, hatte auf der Universität gelernt, auch in solchen Situationen die Sprache nicht zu verlieren, und so komplimentierte er den Mann mit ein paar netten, aber nichtssagenden Worten in die Versammlung hinein. Da stand er dann während der folgenden zwei Stunden in der Menge, hielt die Hände andächtig über den Schoß gekreuzt und blickte ab und zu verstohlen zu X

herüber. Vielleicht wollte er mit diesem Blick zum Ausdruck bringen: Du sagst es doch nicht weiter, oder . . .
Auf der Heimfahrt ging X die Versammlung mehrmals durch den Kopf. Sie war interessant und informativ. Aber als sie zu Ende war, war sie zu Ende. Sie gab keine Erinnerung ab, an deren Gerüst er selber hätte weiterbasteln und deren Skizze er hätte ausmalen können. Das kleine Erlebnis mit dem Arbeiter an der Tür aber machte ihn nachdenklich. Mit Sicherheit hatte dieser Mann Politik und alle ihre Begleiterscheinungen, wozu auch Diskussionen gehören, sein ganzes Leben lang als eine Sache erlebt, die entweder mit ihm nichts zu tun hat oder die von oben herab gegen ihn und seine Wünsche gemacht wird. Hinter verschlossenen Türen zumal. Diese Erfahrung aller Politik als eines schmutzigen Geschäfts, in dem er selber nur vorkommt als einer, auf dem sich die Geschäftemacher die Füße abtreten, hatte ihn wohl mißtrauisch und ängstlich gemacht. Und dieses Mißtrauen wiederum mußte mit ihm so sehr verwachsen sein, daß er nur ahnen, aber nach der kurzen Zeit von zwei Wochen noch nicht begreifen konnte, daß die Tür zum Umkleideraum eben nicht verschlossen war und daß hinter dieser Tür eine Politik gemacht wird, die vielleicht zum ersten Mal seinen eigenen Interessen diente und die auch ihn braucht, ohne ihn zu verbrauchen. Das Neuland hinter der Tür war ihm noch zu fremd, als daß er es aufrecht gehend und unbefangen zu betreten gewagt hätte.
Nicht ganz zwei Monate später sah X diesen Arbeiter zum zweiten Mal. Sie waren am 1. Mai nach E gefahren, um sich unter die aus vielen Richtungen kommende Solidarität zu mischen. Da lief, mit Händen und Füßen arbeitend, ein Mann von Straßenseite zu Straßenseite und von Auto zu Auto, um jedem, den er gerade noch erwischen konnte, ein Flugblatt in die Hand zu drücken. Inge und den anderen war er sofort aufgefallen. Denn die ohnehin sehr dürre Gestalt lief im engen Sonntagsanzug mit viel zu kurzen Hosen und wie ein aufgescheuchtes Huhn zwischen den Besuchern herum. Ein Anblick, der einen zum Lachen bringen konnte. Dabei machte er einen sehr ungelenken und storchigen, aber vor allem sehr fröhlichen Eindruck. Das ist der Horcher, klärte X die Freunde auf.
Es war wirklich großartig. Noch vor wenigen Monaten hätte er Flugblätter und das mit ihnen geschaffene Klima wenigstens als aufdringlich empfunden, eher aber als kommunistisch verteufelt und wie die Pest gemieden. Nun aber fing der Horcher hinter seinen Papierpacken mit beinahe jedem kurze Gespräche an, die nur darum schnell wieder abbrachen, weil schon die nächsten Leute kamen. Aber diese Eile machte nicht müde, sie munterte auf.

8. Streit in der Metro

In der U-Bahn kamen X die Fahrgäste am folgenden Wochenende so verändert vor. Wahrscheinlich hingen sie nicht anders als sonst an den Haltegriffen oder saßen in den Bänken wie halbzusammengeklappte Messer. Vor sich hinblickend und mit dem Kopf dem Rhythmus der Fahrt folgend. Aber an diesem Wochenende dachte X: wir sehen wie Menschen aus, die sich alles gefallen lassen. In der Metro in Paris war er einmal Zeuge eines heftigen Streites zwischen zwei Männern, die sich Beschimpfungen sagten, welche X nur bruchstückweise verstand. Das waren die Tage, in denen die Franzosen zwischen Mitterand und Giscard zu wählen hatten. Die umstehenden Leute folgten dem Streit der beiden Männer offenbar gespannt, mischten sich aber nicht ein. Obwohl die beiden nach immer neuen Etiketten suchten, die geeignet waren, die Sympathie des Publikums auf ihre Seite zu lenken und den jeweils anderen also mit Masse und Mehrheit zu erschlagen, blieben die Leute eine Zeitlang neutral. Da hielt der ältere dem jüngeren plötzlich aufgeregt aber erleichtert, als hätte er den Stein der Weisen gefunden, entgegen, er sei ein Bourgeois. X konnte es sich nicht gleich erklären, aber da zuckte der jüngere mit den Schultern und gab auf. Der Begriff hatte ihn augenblicklich isoliert, er fühlte sich beim Namen gerufen. Mit der Neutralität der Umstehenden hatte es nun ein Ende und in ihren bohrenden Blicken mußte er Gefahr wittern. Dem Bourgeois war klar, daß er keine Chance hatte zu kontern, indem er den anderen etwa einen Proleten geschimpft hätte. Die Leute wären über ihn hergefallen.
Eine solche Situation, dachte X in der U-Bahn, wäre bei uns völlig unmöglich. Die Deutschen haben zwar nicht die Wirklichkeit abgeschafft, aber sie haben die Begriffe von ihr verloren.

Karin Reschke
Anschaffen und Aufräumen . . .

Für Raidar und Tina

Jeden Morgen dasselbe. Sich wachrütteln, als hätte man nicht genug geschlafen, Mann wachrütteln, Mann meist schon wach, dösig, maulig. Kinder wachrütteln. Jeden Morgen. Kann man gar nicht beschreiben, wie öde das ist. Sommer wie Winter, tagein tagaus, ob Ferien oder nicht. Erst mal alle wachrütteln, namenlos, Mann, Kinder, Mutter.
Wer hat das erfunden? Dieses Einerlei? Man merkts kaum. Es schleicht nicht mal, sagen Frauen, es ist da, unbeschreibbar da. Aus dem Bett aufs Klo stürzen, als Erste, damit es wie immer schnell geht. Ob ich will oder nicht. Erst mal aufs Klo. Gelernt ist gelernt. Machen ja die Kinder auch schon. Automatisch. Was ist automatisch? Der geheime Hebel im Kopf, der, der das Denken ausschaltet beim Pinkeln? Dann waschen. Meine keine-Zeit-Wäsche morgens, lieblose Gewohnheit gegen den Körper mit Lächeln im Spiegel. Das hinter dem Spiegel hervorgeholte Spiegelbild aufmotzen, mit dem Lidschatten der Nachtgewächse. Grün. Keiner achtet darauf. Höchstens Jussuf, wenn ich zu dick aufgetragen habe. »Na du Nachtgespenst.« Wer denkt schon an Schönheit morgens, die Schönheit eines Gesichts. Die lächelt nur von BRIGITTE, dem Blatt der Hausfrau herab, vierzehntägig ein und dasselbe Gesicht, mit den immer gleichen Tips für die Hausfrau. »Machen Sie das Beste aus Ihrem Typ!«
Mach Kaffee!
Laß das Spiegelbild.
Was sich nach mir ins Bad wuselt, ist zänkisch.
Die Handgriffe meistern. Jeder begreift das zwischen dem ersten und dem sechsten Lebensjahr, das Meistern der Handgriffe, oder das Erlernen motorischer Fähigkeiten. Mach Kaffee, ich will Tee. Ja, ja. Es gibt eine Einigung im Morgenkuddelmuddel, oder eine Vereinigung von Morgenbegriffen, speziell für Hausfrauen und Mütter. (Sie haben ein fixes Gespür für die Bedürfnisse ihrer Lieben.)
Mach Kakao.
Auch gut. Es läuft. Einmal angelaufen, gibts kaum noch Unterbrechungen im Morgenrhythmus. KaffeeTeeKakao auf den Tisch, das Klirren der Tassen, Stimmen aus dem Bad, aus dem Schlafzimmer, Stimmen aus Ecken und Enden, Stimmen auf Suche nach Alltagskram, Schulsachen, Turnschuhe, Manschettenknöpfe. Handgreiflich gegen die Dinge sein, wer sich

wehrt, platzt vor Wut, wirft mit dem Mist um sich. Jeden Morgen fliegen die Fetzen, oder die Fahnen. Mit fliegenden Fahnen davoneilen, halb gegessen, halb getrunken, Mutter in der Tür mit der Tasse. Jämmerlich. Jämmerlich diese Abtritte, diese Abgegessenheit ohne Unterbrechung. Gibt keinen ersten Abtritt, keinen dritten oder letzten, hier steht die Hausfrau selber und reimt sich was zusammen. Die Reflexe unterbrechen das Reflektieren. Keiner weiß weiter. Mann nicht, Kinder nicht, Brigitte nicht. Tips fürs Leben klingt nach Grünkohl.
Und dann allein.
Mit all dem Unrat. Dieser Beseitigungsfimmel. Ordnung. Wie ist man auf das Wegorganisieren von Gegenständen gekommen? Was sortiert sich da in Fächer, Schübe, Kästen, verschwindet verschoben auf Nimmerwiedersehen?
Antworten für jedermann. Fragen Sie Brigitte.
Wieder ins Bad. Ohne besondere Eile. Mit sich selber sprechen. Die Nase nach alten Fotografien von Tante Adelheid auf Ähnlichkeiten hin überprüfen. Das Hautspiel. Endlich den ganzen Schminkkram hervorholen. Sich trauen. Braune Kreme auftragen. Wimperntusche, Lidschatten noch und noch, Lippenstift. Sich total verändern, wie angepriesen im Warenhaus, von Helena Rubinstein, Margret Astor, Frauenmasken zum Versteckspielen. Die ganze Fresse vollschmieren, sich nicht mehr erkennen, Stein sein, wie Veruschka in einem Interview mal gesagt hat. Steinsein ja, fotografiert werden auch ja, aber nicht für das Familienalbum, Mutter mit Maske. Albern. Die Steinschminke macht porös. Vor dem Spiegel sich auftürmen wie eine Felsenlandschaft, sich hinstrecken bis ans Meer. Mal eins sein mit der Natur. Lachen und Platzen. Stunden vergehen, ohne daß sich was ändert. Ganze Vormittage in Masken aufräumen. Die Tischdecke aus dem Fenster schütteln, guten Morgen, guten Morgen, Leidsgenossinnen. Beschürzt herumrennen oder sich von einem Besen distanzieren, vorm Spiegel stehen, an die Kinder denken, oder an Veruschka. Seufzen. Man bleibt was man ist. Namenlos. Man.
Die Zimmer.
Ein Haufen Schlaf. In den Betten. Auf den Tischen. In den Ecken. Die Dinge reden nicht. Nichts redet. Die Betten türmen sich bis ans Meer. Mit der Schminke im Gesicht vorsichtig vorgehen. Vornehm Betten machen. Wer kann sich das leisten? Also runter mit der Schminke. Aus, mit der zunehmenden Versteinerung durch Make-up. Der Remover entlarvt. Da steht man nun halbseitig steingeschminkt und will ohne Illusion an die Arbeit. Habe ich das wirklich gewollt? Diese Arbeit? Diese Aufräumungsarbeit jeden Tag? Täglich?
Frag nicht soviel. Mach.
Hausfrau.

Muß ja weitergehen. Um eins kommen die Kinder aus der Schule.
Wer viel fragt, bekommt viele Antworten. Selbst beantwortete Fragen tragen lange Zeit den Keim des Rätsels in sich. Vergessen. Vergessen, was gefragt wurde, vergessen, was sich für eine Antwort fand. Weitermachen. Aufräumen und Anschaffen. Anschaffen und Aufräumen. Das sind die Begriffe, die sich unheimlich ähnlich sehen. Wie Geschwister. Was angeschafft wurde, was angeschafft worden ist, muß auch wieder aufgeräumt werden. Eines ist ohne das andere nicht denkbar.
Wir mit unserem neuen Scirocco. Ein Wägelchen für alle Tage. Ja, ja, ja. Heißer Wind aus Wolfsburg. Oh! Scirocco, nimm mich auf deine schlanken Flanken, die Blanken und fahr mit mir nach Marokko. Allein? Ohne Mann? Ohne Kinder? Ja, ja, ja, ja.
Nichts läuft. Nichts läuft in der Richtung. Bettenmachen, Einkaufen, Essenkochen, Wäschewaschen, hol den Scirocco.
Ausverkäufliches zum halben Preis. Damit die Hausfrauen mal was erleben und Abwechslung am Wühltisch haben. Ich bleib als Brecher stehen, kaufe nichts, weiß nichts, bin nichts, was soll ich im Kaufhaus? Geld ausgeben? Wofür? Für Anschaffungen, Abschaffungen, Ödes, Schnödes, Tödliches, um die Zeit totzuschlagen?
Jemand quatscht mich an. Irgend ein Schlingel. Hab ich denn noch die Steinschminke auf dem Gesicht? Seh ich etwa aus wie Veruschka? Nein, nein, ganz normal. Etwas überbetonte Augen vielleicht. Elend wirke ich, bin ich, möchte ich momentan sein. Also was gibts? Vielleicht eine Zigarette oder etwas Geld für Hasch. So ein Typ ist das. Kennt man ja, hilflos wie man ist, in solchen Situationen grabscht man stillschweigend nach einer Münze, und gibt sie hin, ohne zu fragen. Man ist ja selbst süchtig nach Zigaretten, Kaffee, Alkohol. Soll ich dem jetzt einen Vortrag über die Gefahren von Rauschgiften halten, nur weil ich zufällig einen Bericht darüber im Radio gehört habe? Will der nicht. Der will kein Geld. Der lacht und fragt, ob er mit mir Kaffee-Trinken gehen kann. Auf unmißverständliche Weise. Ich fall auf der Stelle tot um. Das hat mich seit Ewigkeiten keiner gefragt. Und das beim Einkaufen, auf der Straße. Unanständig, würde meine Mutter sagen. Habe wirklich vergessen, daß es außer meinem Spiegelbild noch mich gibt. Da fragt mich einer, ob ich mit ihm zusammensein will, auf einen Kaffee. Der will mit mir reden, mich kennenlernen, meine Probleme etwa? Hab ich denn welche? Keine richtigen natürlich, nur diese banalen Sachen, aber immerhin. Ich mit meiner Einkaufstasche, Marke kariert, voll bis zum Reißverschluß. Wie kann ich die bloß loswerden?
Mich spricht jemand an, das muß ich im Kalender rot anstreichen. Wie alt bin ich eigentlich?
In der Schaufensterscheibe sehe ich, wie sich mein Selbstbewußtsein vor

dem Jungen auftürmt. Riesengroß. Ich bin eine Frau von dreißig Jahren. Und er?
Ach was, fünf Minuten sind keine Ewigkeit. Natürlich gehe ich mit dem einen Kaffee trinken. Nicht in so ein tantiges Café natürlich. Muß schon ein Treffpunkt für alle sein, ein Treffpunkt für junge Leute, die alle miteinander reden. Das ist ja irre, keiner ist besonders ruhig, oder zurückhaltend, die quatschen, als wäre eine Sensation passiert. Ich bin ganz taub vor Staunen. Die Einkaufstasche wird nicht etwa zum Hindernis. Ganz im Gegenteil. Jeder lacht und will mal reinschauen, was drin ist. Diese Grünschnäbel, erwachsen, aber wie Kinder. Oder spinne ich etwa? An Mutterbrust und Schoß denkt hier keiner. Meine Brust, mein Hintern, meine Gebäröffnung sind Frau. Frau, die plötzlich eine Ausstrahlung auf andere hat. Ich mit meinem verdammten Spiegelbild. Nichts anderes als Traum im Kopf. Hier sitzen Leute, die fragen, wer ich bin.
Der Junge sagt, daß er mit mir schlafen will, ich ersticke fast an meinem Kaffee, so was habe ich seit meiner Teenagerzeit nie mehr gehört. Er ist so ernst, daß mir vor Angst das Herz in die Hose rutscht. Hab ich je daran gedacht, mal mit jemandem anderen zu schlafen. Mein Ehemann fällt mir ein. Mit dem Scirocco unterwegs Beruf machen, die Kinder, die Familie. Na, und ich. Oh! Mein Scirocco nimm mich auf deine schlanken Flanken, die Blanken und fahr mit mir nach Marokko. Hab ich mir das nicht gewünscht? Liebe anstelle meiner Marokkoreise? Ich muß den Jungen lange ansehen, dabei komme ich mir wie eine Mondsüchtige vor. Ich kann einfach auf Anhieb nicht erkennen, ob ich auch mit dem Jungen schlafen will. Mich hat erst mal der Schlag getroffen. Ich muß ihm das sagen. Alles andere ist vorgetäuschte Prahlerei. Ich bin ja nicht zum Einkaufen gegangen, um einen anderen Mann kennenzulernen. Ich bin ja darauf aus, meine Pflicht zu erfüllen. Aber ich muß sagen, gefühlsmäßig habe ich nichts gegen diesen Jungen, und gegen die Umgebung, in die er mich geführt hat, samt meinem Pflichtbewußtsein, meinen Zweifeln, Gewissensbissen, Schuldgefühlen. Alles ist da, und alles hat seinen Platz in meinem Gesicht, und alles müßte ich sagen, um keine Irrtümer aufkommen zu lassen. Und erst dann, wenn das gesagt ist, kann ich überhaupt an Liebe denken. Ich bin ja schon so verbaut, daß ich spontan keine eigene Entscheidung fällen kann, da ich kein alleiniges Recht auf meine Person habe. Es kommt mir irre vor und nicht ganz alltäglich, hier zu sitzen, nichts zu tun, zu Hause warten die Pflichten auf einen (welche?), zu Hause lauert die eingerichtete Leere und verdammt mich, beendet jeden Tag mein Leben mit dem Schlafengehen – ein gutes Buch aufgeschlagen – stürzt mich geradezu in den Tiefschlaf. Mit jemandem an einem Tisch sitzen, sich ansehen, sich auffressen für Sekunden, sich ansprechen, du und ich, nicht mehr und nicht weniger. Ein heftiges Verlangen nach meinem Spiegelbild packt mich. Wie sehe ich jetzt bloß aus?

Weit weg von allem? Verräterisch? Anders? Etwa schön, begehrenswert? Der Junge lacht. Wie heißt du?
Jo. Joseph, Joachim, Johannes, einfach Jo. Jo und ich.
Jo lacht also. Jo lacht über das Zahnfleisch hinaus.
Ich renne mal aufs Klo. Ich muß mich sehen, kontrollieren, anstarren. Ein Mädchen steht schon vor dem Spiegel. Eines von jenen jungen krausen Dingern, die einen anstarren, als käme man eben aus dem Keller. Sie malt in ihrem Gesicht herum. Wirkt schön, durchsichtig, der Caféhaustyp aus Fernsehmagazinen und französischen Modeheften. En vogue. Aber nur halb, so, daß man nicht sagen muß, die spinnt ja. Heimlich denke ich oft, die gefallen mir alle so gut, diese Mädchen, die so selbstverständlich mit sich umgehen, die so ein ganz klein wenig blasiert sind, die sich hochrecken, den Kopf nach hinten werfen, und so eine Typin wie mich völlig an die Wand spiegeln. Dabei geht mir oft durch den Kopf, daß es schön wäre, mal so ein Mädchen aus seiner Eingefrorenheit herauszulocken, ich weiß zwar nicht wie, aber ich stelle es mir vor, vielleicht auch körperlich, liebevoll.
Da ich soviel Schwung habe, frage ich die Zarte, ob sie mir mal ihren Augenbrauenstift leiht. Sie ist so verdattert, daß sie ihn mir wortlos reicht, so, als hätte ich sie nach ihren Personalien gefragt.
Ich fange an, meinen Blick mit Schwarz einzukreisen. Es steht mir, etwas feurig auszusehen, auch das Mädchen, das so schweigt, steht mir.
Ich glaube, nach meiner Courage befragt, könnte ich im Augenblick die ganze Welt umarmen. So was passiert einer Frau wie mir, und das klingt ganz doof, eben nicht alle Tage, obwohl alle Tage ist und ich aus dem Café wahrscheinlich nach Hause gehe, wie gerade vom Einkaufen gekommen, zu meinen Kindern, zu meinen Töpfen, jedenfalls wird es nicht anders aussehen als gestern, vorgestern oder morgen.
Nach meiner Schminkerei sehe ich mich wie neu, nicht mehr so bieder, die Bluse ist vielleicht ein bißchen zu adrett, der BH zu notwendig, die Haltung grob hausbacken, aber meine Ausstrahlung bekommt mir, die ist wie neu, hier im Café, anders als vor zwei Stunden, anders als in meiner Kemenate vor dem Spiegel, mit der Veruschka-Maske.
Jo sieht mich fast lieb an. Ich lasse mich auf den Stuhl fallen, wie die lasziven Ladys in Kriminalromanen, bin leicht verlegen, gespannt, was passiert und ob etwas passiert. Ich sage Jo, wer ich bin, und was ich für Probleme habe, wenn ich ihn näher kennenlernen würde. Dabei drücke ich mich etwas umständlich aus. Ich habe nicht kapiert, daß ich eigentlich über mich spreche, und nicht über eine dritte Person, deren fremdes Schicksal über mir waltet. Aber ich kann nicht alles auf einmal zu ihm sagen und begnüge mich mit dem momentanen Schock, und welche Schuldgefühle geradezu ruckartig in mir wach geworden sind. Innerlich gebe ich die ganze Sache schon auf. Die Komplikationen türmen sich in einem mir unbekann-

ten Maße vor mir auf, und ich greife zur nächstbesten Zigarette, wodurch natürlich ein ganz falsches Bild von mir entsteht. Diese verdammte Verstellung. Diese falschen Töne in der Bewegung. Das kapiert keiner auf Anhieb, wenn man seit Jahren Training im Versteckspielen hat. Ich bin ein gräßlich armes Würstchen, an das sich ein armer Irrer verloren hat. Ich sage, daß ich in den nächsten Tagen wieder hier im Café bin und daß wir weiter reden könnten. Ich bin so überrumpelt, und vieles, was dauernd ist und alltäglich, ist in einer solchen Beziehung nicht möglich, ich müßte mich verändern, auf jemanden anderen erst einstellen lernen. Jo. Die moralische Entrüstung meiner Familie, falls ich entdeckt würde, die Peinlichkeiten, die Ängste, die Angst zu Hause im eigenen Bett. »Du redest im Konjunktiv« sagt er, und ich verstehe gar nicht, was das soll. Das geht mir halt alles durch den Kopf. Und ich habe im Gegensatz zu dir oder anderen einfach nicht mehr die Wahl der freien Entscheidung. Ich habe mich entschieden, zwar in grauer Vorzeit, aber das habe ich eben, und dazu muß man stehen. Da kann ich nicht mit neuen Erkenntnissen kommen und sagen, die Ehe ist Scheiße, das Einerlei ist Scheiße, der Mann versteht von der Frau sowieso nichts, die haben sich aneinander gewöhnt, da läuft alles ganz normal und ohne Spannungen ab. Da ist schließlich System hineingekommen, und wenn ich jetzt ausbreche, geht dieses System an einer Stelle kaputt. Ob ich das will, wirklich will? Der Reiz des Neuen. Schlagwörter für mein Spiegelbild. An mein Spiegelbild lasse ich keinen heran. Davon weiß niemand etwas. Das tue ich heimlich. Mich schminken, maskieren, in Tücher oder nur meine weiche Haut wickeln, mich selbst befriedigen vor dem Spiegel, mit Gedanken, die ich noch keinem anvertraut habe, weil ich sie für obszön halte, und davon überzeugt bin, daß mich da keiner verstehen würde. Heimlichkeiten habe ich genug. Aber sind denn diese Heimlichkeiten genehmigte, nur weil niemand weiter daran beteiligt ist? Eigentlich müßte meine Familie von diesen Sachen auch was wissen (unmöglich!) oder zumindest andeutungsweise, damit ich nicht eines Tages erwischt werde und dann beichten muß. Oh, diese Bußgerichte. Diese Bußgerichte in der Kindheit. Und das soll immer so weitergehen? Mit dreißig noch immer Angst haben vor Mutter, Ehemann, ja den eigenen Kindern? Das was einen bewegt, darf nicht ausgesprochen werden. Sprechen heißt oberflächlich sein, nicht unter die Haut kommen, weder unter die eigene noch unter die des Anderen. Einmal sagen können, daß sich so vieles totgelaufen hat, daß man sich vor der Ehe schüttelt, den Mann nicht mehr mag, das Schlafzimmer nur noch auf Zehenspitzen betritt, weil die Füße im Geiste schon auf dieser Eheliebe herumtrampeln. Auf Zehenspitzen gehen, bedeutet Rücksicht nehmen auf die eigenen Gefühle, daß sie einem durch das Bumsen mit dem Ehemann nicht kaputt gehen. Daß ich jetzt so dasitze, in dem Café, und meine Gefühle pfleglich behandele, ist ein Zeichen, wie kaputt sie bereits sind.

Warum nicht mit Jo schlafen?
Damit die Lügerei nicht immer so weitergeht?
Damit die Lügen nicht verzwickter werden, und man sich dann nicht mehr retten kann? Was denn retten? Die Anderen, sich? Gibt es ein Sich? Sich retten ist meine Parole. Rette ich mich, wenn ich auf Jo verzichte? Ich habe noch nicht begriffen, daß ich über mich spreche, bis jetzt jedenfalls rette ich immer die Anderen. Die Familie, den Ehefrieden, das seelische Gleichgewicht der Kinder, bis jetzt habe ich mich noch nicht gerettet, oder nur so weit gerettet, daß ich weniger konfliktreich lebe. Ich sitze im Café, träume, stelle mir vor, wie mein Mann auf so eine Extra-Tour reagiert: »Hast wohl zuviel Zeit, und zuviel Geld, und wo ist dein Verantwortungsgefühl für die Kinder, von mir ganz zu schweigen?« Und dann stehst du erst mal da, und redest dich raus, mit der Unzufriedenheit als Hausfrau. »Na, dann geh doch arbeiten, bitte sehr, dann kommen die Kinder eben in ein Heim . . .« Und schon läuft der Hase wieder, weil du nichts erwidern kannst, denn was er sagt, stimmt, stimmt für ihn, und stimmt für mich.
Trotzdem.
Ja. Werde ich zu Jo sagen. Morgen schon. Ja, wir treffen uns.
Kein Aufschub, kein Mal-sehen. Ohne Zaudern ja.
Ich sage ihm, daß wir uns morgen treffen können. Ich muß wenigstens noch eine Nacht darüber nachdenken, und er solle mich nicht auslachen, es passiere mir eben zum ersten Mal seit ich verheiratet bin, und ich hätte keine Übung und nicht genug schlechtes Gewissen, um alles zu deichseln. Er lacht, Jo lacht. Vielleicht vergesse ich sein Lachen nicht. Wir trennen uns, das heißt, daß ich gehe, abgehe, mit meinem karierten Warendepot.
Es läuft alles wie geschmiert. Zu Haus. Ich bin unverändert, glaube ich wenigstens. Schnell kochen, wieder hantieren, nervöser sein, telefonieren, nicht wissen, was reden am Telefon, eine Nachbarin grundlos anquatschen, öfter als sonst in den Spiegel starren. Die toten Augen durchlöchern das Spiegelglas, die Kinder jagen mehr hinter mir her als sonst. Bin ich weniger aufmerksam, höre ich ihnen nicht zu, achte ich denn nicht darauf, daß sie genug essen, reinlich sind? Mißachte ich die Anstandsregeln im Umgang mit ihnen? Grundsätzlich, oder nur jetzt, im Augenblick? Ich bin zu Hause, aber laufe wie im Kreise. Was soll das? Was beginnt im Kreis? Doppelleben. Ist das schon Doppelleben, wenn ich denke, und kaum spreche?
Ich erinnere mich an das Wort Liebe. Was hat es damit eigentlich auf sich? Die Ehe taugt nicht zur Liebe, so viel ist sicher, weiß ich, habe ich erfahren. Im übrigen war Jussuf unterwegs, ein uneheliches Kind hätte die Ehre meiner Familie aufs Spiel gesetzt. Also heiraten. Mit neunzehn. Raus aus dem Elternhaus, Probleme konnte man damals austauschen, indem man sie praktisch löste; Vater, Mutter, Kind, gleich Ehemann, Ehefrau, Kind. Sex gabs endlich unkontrolliert. Aber es machte nicht immer Spaß, im Gegen-

teil, es veränderte sich etwas in mir. Diese notorische Auf-mir-drauf-Haltung deprimierte mich. Ich wurde mit der Zeit platt wie eine Flunder. Ich wurde selten befriedigt. Niemand schien zu wissen, daß ich auch ein kleines steifes Schwänzchen hatte, das man reiben konnte bis zum Verrücktwerden. Und dann saß ich da, allein mit mir, und dachte, wie meine Mutter sagte, an das Ungeheuer Mann, das von einer Frau so viel Ahnung hatte wie ein Frosch von der Wüste. Ich verliebte mich in mein Spiegelbild, von dem ich nicht wußte, was es eigentlich darstellte, denn beim Onanieren wurden meine Phantasien immer diffuser und bezogen sich selten auf meine eigene Sexualität. Es war mir so, als würde ich mir den Sex von anderen, mir unbekannten Personen ausborgen, um befriedigt zu werden. Häufig sind mir Mädchenbilder eingefallen, Mädchen, die ich beim Einkaufen oder sonst irgendwo unterwegs gesehen hatte, Mädchen, deren Erotik mir auf eine seltsame Weise vertrauter schien als meine eigene.

Meine Familie hat nie etwas von diesen Empfindungen und Gedanken erfahren, ich hätte mich vor ihnen auch schrecklich geschämt. Meine Mutter wäre vor Entrüstung wahrscheinlich zu einem Eisblock erstarrt, und mir wären die Bilder meiner Kindheit schlagartig wieder eingefallen, die Lust, meine Mutter einmal nackend zu sehen, die Lust, beim Toben durch die Straßen und Häuser mit anderen Mädchen sexuelle Spielchen zu treiben. Es gibt keine Peinlichkeiten zwischen den einzelnen Familienmitgliedern. Bis jetzt nicht. Keiner spricht vom Sex, vom Spaß am Sex. Die Männer unter sich schweinigeln in Bier- und Herrenwitzlaune, die Frauen quatschen vom Kinderkriegen, Kleidernähen und dem Kleinkrieg der Geschlechter. Da sitzen wir zusammen, an Geburtstagen, Weihnachten, Sylvester und feiern Familie. Das ist so tödlich wie das Amen in der Kirche.

Dieser Krampf. Es gibt nichts zu sagen zwischen uns allen. Wir sind einander fremd, weil wir unsere Körper nicht akzeptieren. Ich lehne den Sex meiner Mutter ab, sie mag meine körperlichen Bemerkungen nicht, ich finde Karls Liebe zu einfältig, er kritisiert meine Körpersprache nach außen, das ist was fürs Schlafzimmer, aber nichts für die Kinder, die Nachbarn, die Freunde. So kritisiert jeder jeden am heißen Brei vorbei, und keiner wagt es auch nur, von seinen eigenen Schwierigkeiten zu sprechen. Warum kommt meine Mutter eigentlich zu mir, wenn sie mich doch nicht akzeptiert? Sie weiß doch nicht, wer ich bin, und sie weiß es doch nur deshalb nicht, weil sie sich mir verschwiegen hat. Warum nehme ich Rücksichten auf meinen Mann und die Kinder? Weil ich es so gelernt habe? Sind denn alle unschuldig an meinem Dasein, wie es ist? Warum ruft Karl mich nicht an und sagt, schon von unterwegs, wir müssen unser Leben ändern. Gibts da noch was zu ändern?

Was ändere ich, wenn ich meinen Trott mit einem Ehebruch anreichere? Daß ich dann ein Geheimnis habe, mehr weiß, mehr Leben habe als Karl,

die Kinder, Mutter? Haben die anderen nicht auch alle noch ein Leben, zwei Leben, mehr Leben, und ich komme jetzt erst darauf? Sind das denn schon die Spielregeln im System? Daß jeder jeden mit einem Doppelleben betrügt und keiner darüber redet, im Gegenteil, jeder jedem mit seinem Stillschweigen Deckung verschafft?
Ich verstelle mich.
Seit ich mein Spiegelbild als erotisches Abenteuer entdeckt habe.
Ich verstelle mich, wenn ich durch die Wohnung laufe, oder lächele ich gleich, wenn Karl kommt? Ich habe mich an Karl und an das Lächeln gewöhnt. Stelle ich wie immer die übliche Frage »wie wars?« oder »willst du was trinken?« Karl fragt stets nach den Kindern, was es zu essen gäbe, ob Post gekommen sei, wo die Zeitung liege, wer angerufen habe. Und, und, und. Er setzt sich hin, immer in denselben Sessel, räufelt die Zeitung auf und fängt an zu lesen. Er sieht mich kaum an. Er bemerkt nicht, daß ich mich eben verändere, daß etwas in mir vorgeht. Ihm ist seine Zeitung wichtiger, seine Gewohnheit, blind und unbeteiligt zu lesen, zu lesen, was passiert ist, nur weil es passiert ist. Er sieht nicht mich, da ich nicht passiert bin, er sieht nicht sich, da er nichts von sich weiß. Er ist genauso arm dran wie ich. Oh, diese Armut, die man zur Verfügung hat.
Schlimm, ja geradezu unerträglich, wenn Karl über Politik redet. Das hat sexuellen Charakter, das ist wie ein blindes Huhn, das auch mal ein Korn findet. Er möchte die Zeitung am liebsten mit seinen Sätzen unterstreichen, und er möchte mich als sein Geschöpf zum Schweigen bringen. »Was sagst du?«
Es gibt nichts zu wiederholen. Ich kann den ganzen Tag nicht noch einmal beschreiben, die Worte allein würden die Sache verändern. Wenn ich zu Karl über sie spreche, verliert sie ihre Besonderheit. Jo als roter Strich im Kalender, sieht aus wie die Periode. Ich mache alles wie gewöhnlich, ich bin wie gewöhnlich, ich rufe die Kinder zum Essen wie gewöhnlich. Was sind die Kinder in meinem Leben?
In meinem Leben, wie sich das anhört. Wie etwas sehr wichtiges, wie etwas, was meine Person erst ausmacht. Die Kinder rechtfertigen mein Dasein, denn sie fressen mich auf. Sie haben von Anfang an nichts von mir übriggelassen. Meinen Körper besetzt gehalten wie eine fremde Macht, von Mutterglück habe ich nur in Romanen, im sogenannten guten Buch gelesen. Karls schützende Hand griff nirgendwo ein, höchstens ins Steuer unseres allerersten Käfers, und das mit Leidenschaft. Meine schwangeren Bäuche reichten bis ans Meer, und meine Sehnsüchte reckten sich die Hälse aus. Ich bekam meine zwei Kinder, ob ich wollte oder nicht. Sie teilten vom Tage ihrer Geburt an meine Person in sich auf. Sie fraßen und fraßen, sie sind prächtig, wie meine Mutter sagt, sie sind das ganze Glück einer Frau. Habe ich ihr je verraten, daß ich sie für fremde Wesen halte, denen ich durch

Erziehung und Gesetz hörig bin? Ich versorge sie staunend und denke, mein Fleisch und Blut, meine Neurosen. Ich vermittle ihnen meinen Argwohn gegen mich selbst. Sie sind das, was man eine Plage nennt, eine Plage des Herzens.
Ich habe eine Riesenwut auf diesen ganzen Sprachgebrauch in bezug auf meine Kinder. Die Anonymität in der Bezeichnung »Kinder« läßt den Schluß zu, daß Kinder eine Art von Besitz darstellen, dem man im Laufe von Jahren den Stempel der Erwachsenen aufdrücken muß, damit sie laufen lernen.
Manchmal hege ich gewisse Hoffnungen, daß ich etwas in ihnen verändern könnte, und dann wieder bin ich froh, wenn ich allein im Haus bleibe, alle draußen sind, und ich mit meinen Verdeckungsmasken vor mir selbst und meiner angeblichen Courage fliehen kann. Ich stehe mich selbst nicht durch. Immer wieder fange ich an, in die alte Leier zurückzufallen, um mich nicht aufraffen zu müssen, einen Traum zu begraben, den Traum vom Spiegelbild und seiner Eitelkeit. Auch sprachlich verheddere ich mich in den Floskeln meiner Mutter und von Karl. »Wenn ihr jetzt nicht aufräumt, verschwindet, lernt, könnt ihr was erleben!«
Sprachandrohung gegen mich selbst. Mich wachrütteln, jeden Morgen dasselbe. Ich habe nicht die Kraft, für mich zu sprechen, da alles ungenau, ziellos verläuft. Das heißt, es läuft, wie es laufen muß. Wir werden die Kinder aufziehen, ohne uns große Gedanken darüber zu machen, wie reproduktiv wir sind. Pestalozzi soll gesagt haben, nachdem er zahllose Kinder gezeugt hat, »groß werden sie von allein«. Eine Auffassung, die sich gehalten hat, was das Nachdenken über Kinder als Besitz und Last angeht. In der Regel werden Kinder versorgt. Man sagt, sie brauchen ein geregeltes Leben, das ist alles. Dieses geregelte Leben erstreckt sich über mehrere Generationen und Jahrhunderte. Ich möchte mich gerne darin zurechtfinden. Wissen, wo ich bei mir ansetzen kann und muß, um diese Abläufe zu begreifen, diese Abläufe in ihrer hemmungslosen Gleichmäßigkeit.
Ich schminke mich ab für die Tagesschau, ich schminke mich ab zwischen Tag und Traum. Die alltägliche Helligkeit sackt unter mir weg wie schlecht Verdautes. Die Kinder stehen um mich herum, quengeln, wollen Grießbrei mit Kirschsaft. Karl ruft nach Bier, nach Bier zum Fernsehen, oder nach Fernsehen zum Bier. Ich rühre Kirschbier in den Milchtopf, der Grieß tropft, die Tränensäcke sind mit Stau gefüllt. Die Beleidigungen lassen sich mühelos in den Topf rühren. Jussuf piekt seine Schwester in den Arm. »Au«. Au, die Vorwürfe, die Beleidigungen, die Sprüche pieken mich in den Arm, stehen Schlange in der Rührfaust, wollen rein in die Aktion, rein ins Gekochte, rein ins empfindlich Heiße, wollen rein in den Brei, damit's einen Tränenfluß geben kann, die Prise Salz für den feinen Geschmack. Oh,

das Essen ist so reichhaltig an Verrührtem, daß sich allmählich neue Blutbahnen bilden müßten, um den ganzen Empfindungswust verarbeiten zu können.
Karl gongt die Nachrichten ein, die Kinder sitzen in ihren ausgeleierten Schlafanzügen vor Köpke und löffeln Unverständliches. Ich wasche ab, höre von ferne zu, mache Zeichen im inneren Kalender, meinen Rotstift hat Jussuf zum Malen verschlampt. Im Fernsehen wird die Weltlage kommentiert. »Sieh dir das einmal an«, sagt Karl. Ich kann aber von der Küche aus nur einen Ausschnitt der Angst erkennen und weiß nicht einmal, wo genau die Bilder ablaufen, die Bilder der Angst. Ich will allein sein, noch alleiner, allein sein im Bett, wenigstens bis zum Einschlafen, damit ich Karl nicht mehr höre, mich vor ihm retten kann, nicht abgegriffen werde im Dunkeln, und ich meine Scham wieder und wieder in tiefe geduldige Falten drücken muß.
Oh! Jo!
Nimm mich auf deine schlanken Flanken die ranken und drücke mich bis ans Meer.

pocket wissenschaft

Kiepenheuer & Witsch, der Verlag der »Neuen Wissenschaftlichen Bibliothek« und der »Studienbibliothek« erweitert sein wissenschaftliches Programm.

ÖKONOMIE

Dorothea Brinkmann-Herz
Die Unternehmensmitbstimmung in der BRD
Der lange Weg einer Reformidee. 136 Seiten, Leinenkaschiert DM 14,80

Jürgen Gotthold
Macht und Wettbewerb in der Wirtschaft
144 Seiten, Leinenkaschiert DM 14,80

Günther Schanz
Einführung in die Methodologie der Betriebswirtschaftslehre
140 Seiten, Leinenkaschiert DM 14,80

PÄDAGOGIK

V. Broweleit/J. Eckhardt/ H. Helmers/G. Meyer
Grundlagen der Reform des des Deutschunterrichts
128 Seiten, Leinenkaschiert DM 12,80

Hildegard Feidel-Mertz
Erwachsenenbildung seit 1945
Ausgangsbedingungen und Entwicklungstendenzen in der Bundesrepublik. 160 Seiten, Leinenkaschiert DM 16,80

Peter Gstettner/Peter Seidl
Sozialwissenschaft und Bildungsreform
144 Seiten, Leinenkaschiert DM 14,80

PSYCHOLOGIE

Chr. Lohmann/Fr. Prose
Organisation und Interaktion in der Schule
Möglichkeiten und Grenzen des Diskurses. 144 S., Ln.-kaschiert DM 14,80

Helmut E. Lück
Prosoziales Verhalten
Empirische Untersuchungen zur Hilfeleistung. 128 S., Ln.-kaschiert DM 12,80

Werner Seifert
Gruppendynamik - Veränderung durch Selbsterfahrung
144 Seiten, Leinenkaschiert DM 14,80

SOZIOLOGIE/POLITOLOGIE

Wilhelm M. Breuer
Zur Politischen Ökonomie des Monopols
Einführung in Probleme der Monopoltheorie. 144 S., Ln.-kaschiert DM 14,80

Karl Theodor Schuon
Bürgerliche Gesellschaftstheorie der Gegenwart
Einführung und Kritik. 144 Seiten, Leinenkaschiert DM 14,80

Hans See
Grundwissen einer kritischen Kommunalpolitik
Wirtschaft, Staat u. kommunale Selbstverwaltung. 144 Seiten, Leinenkaschiert DM 14,80

Ausführliche Prospekte fordern Sie bitte an beim Verlag Kiepenheuer & Witsch, 5 Köln 51, Rondorfer Straße 5

neu '75

Allgemeines Buchprogramm

Hanns Maull
Ölmacht
Ursachen, Perspektiven, Grenzen
Ca. 240 Seiten, kartoniert ca. 22,– DM

Petra Rosenbaum
Neofaschismus in Italien
Ca. 150 Seiten, kartoniert ca. 16,– DM

Politische Ökonomie. Geschichte und Kritik

Handbuch 3
Inflation — Akkumulation — Krise
Originalbeiträge von G. Armanski, A. Blechschmidt, J. Brinch J. L. Dallemagne, F. Gerlach, A. Glyn, W. Hanesch, P. Mattick, U. Roedel u. a.
Herausgegeben von Elmar Altvater, Volkhard Brandes, Jochen Reiche
Ca. 296 Seiten, kartoniert ca. 26,– DM
Leinen ca. 36,– DM

Investitionslenkung
Überwindung oder Ergänzung der Marktwirtschaft?
Herausgegeben von Gerhard Fleischle und Manfred Krüper
Ca. 256 Seiten, kartoniert ca. 25,– DM

Studien zur Gesellschaftstheorie

Wolfgang Abendroth
Arbeiterklasse, Staat und Verfassung
Materialien zur Verfassungsgeschichte und Verfassungstheorie der Bundesrepublik
Herausgegeben und eingeleitet von Joachim Perels
Ca. 280 Seiten, kartoniert ca. 29,– DM

Onno-Hans Poppinga
Bauern und Politik
Ca. 280 Seiten, kartoniert ca. 28,– DM

Bitte fordern Sie Prospekte an.

Europäische Verlagsanstalt
5000 Köln 21
Postfach 21 01 40

EVA

Rotbücher

Rotbuch 135: Steve Weissman (Hg.) Das Trojanische Pferd

Die »Auslandshilfe« der USA. Die vorliegende Studie ist eine wichtige und lehrreiche Lekture fur alle, die wissen wollen, wie der US-Imperialismus konkret funktioniert. Sie enthalt u. a. Aufsatze über die Weltbank, den Internationalen Wahrungsfond, die Militärhilfe der USA, den CIA.
192 Seiten. DM 9 – (Abonnement: 8.–)

Rotbuch 137: Ulf Wolter Grundlagen des Stalinismus

Die Entwicklung des Marxismus von einer Wissenschaft zur Ideologie. Auf welcher sozialen Grundlage konnte der Stalinismus entstehen? Warum enthalt er Elemente der Sozialdemokratie und beruft sich gleichzeitig auf Lenin? Wolter erklärt, welche materiellen Ursachen die Verflachung des Marxismus hatte, welche soziale Funktion Ideologien erfüllen und warum Elitetheorien in der revolutionären Bewegung ihren Platz finden können.
144 Seiten. DM 8 – (Abonnement: 7.–)

Rotbuch 139: Arno Münster Portugal

Jahr 1 der Revolution. Eine analytische Reportage. Münster versucht einen umfassenden Überblick zu geben. Er beschreibt die Etappen des portugiesischen Emanzipationsprozesses und gibt Antwort auf unsere Fragen: Wer ist der Motor der wachsenden Mobilisierung des Volkes? Ist die Armee der Garant der Revolution? Wie sind die Kommunisten und Sozialisten einzuschatzen, wie die Rolle der Radikalen Linken. Mit Interviews und Dokumenten.
144 Seiten. DM 8 (Abonnement: 7.–)

Nachrichten aus einer völlig anderen Welt

Prag, 18. 11. 1970

Grüß Dich mein Junge,
Ich bin zu Hause, aus purem Zufall, weil ich auf den reparierten Fernseher warte. Lieferzeitraum: zwischen 10 und 16 Uhr. Sechs Stunden für die Ablieferung einer Reparatur, das ist schließlich eine Kleinigkeit in einem sozialistischen Staat, der trägt das. Pavel war vor 10 Tagen nur drei Stunden zu Hause, als er auf das Abholen gewartet hat, das zwischen 7 und 11 Uhr morgens geplant war. Sie kamen um halb zehn, also war er nach einer Stunde schon bei seiner schöpferischen Arbeit. Aber es ist überhaupt keine Ironie, wenn ich Dir erzähle, daß so eine Gelegenheit für mich ein großes Ereignis ist, weil das bedeutet, für eine hübsche Weile legal meinen geliebten Arbeitsplatz zu verlassen und auf dem Heimweg bei Metzger und Gemüsehändler über die Stränge zu schlagen. In der Wohngenossenschaft habe ich den Rest für den neuen Ofen bezahlt und dann ein kurzes Weilchen mein Heim besiedelt, das mich kaum kennt, weil ich jetzt immer erst nach Dunkelwerden hierher zurückkomme. Also habe ich ein Putztuch genommen, alles ausgeschüttelt, was sich ausschütteln ließ, zum Abendessen koche ich Rostbraten, Geschirr gespült, ein bißchen herumgeräumt, zwei Telephongespräche geführt und mich jetzt hingesetzt und mir gesagt, greife ich der Zeit vor und schreibe eine Antwort auf Deinen Brief, den ich erwarte und der diese Woche ganz, ganz sicher schon hier sein muß. Der eine, den Du am Telephon erwähnt hast, ist leider nicht angekommen, obwohl ich täglich gegen halb zwei nach Hause fliege und hoffe, daß sich das verirrte Briefchen eingefunden hat, und immer schleppe ich mich enttäuscht zurück ins Büro, traurig, daß der Brief nicht gekommen ist, aber er ist wohl verloren gegangen, oder? Das ist uns noch nie passiert, und es tut mir leid, daß es uns nicht erspart bleibt. Ich bekomme so gerne Briefe, und es tut mir leid um jeden Buchstaben, besonders, wenn er von Dir ist . . .
Es ist jetzt schon halb zwei und nirgendwo der Bursche mit dem Fernseher. Auch wenn wir aufs Programm schimpfen, fehlt doch etwas im Haus und es ist leer hier. Hier und da schalten wir ihn doch an und gucken hinein. Heute um halb fünf kommt eine Sendung über Paris. Wenn sie ihn nicht bringen, muß ich irgendwohin laufen, das kann ich mir doch nicht entgehen lassen.
Augenblicklich geht hier ein Monat der Freundschaft über die Bühne, und

also habe ich diese Zeit ausgenutzt zu einer Generalüberholung für den Apparat, der nun schon ein paar Jahre anständig seinen Dienst tut und dringend durchgeschaut und gereinigt werden mußte. Die Werkstätten selber bieten diese Dienste an, weil sie angeblich wegen der guten Qualität der Apparate wenig Reparaturen haben und gerne mit einem Service von Haus zu Haus dienen. Wie das in Wirklichkeit aussieht, erlebe ich gerade. Gerade haben sie mich schon zum zweitenmal aus dem Büro angerufen, die Klimaanlage ist ausgefallen und alle haben Kopfschmerzen, weil schon seit dem Morgen die Luft nicht zirkuliert und sich erneuert. Wir haben damit große Schwierigkeiten, manchmal sind dort 36 Grad und gleich darauf 19. Das sind große Unterschiede und es bekommt uns gar nicht gut. Auch mir tut ziemlich oft der Kopf weh und mir graust bei der Vorstellung, daß ich dort, wenn Marx will, den Rest meiner Arbeitsjahre verbringen muß, und ganze sechs Jahre tagsüber auch nicht einen Zug frischer Luft atmen werde. Ich weiß nicht, ob diese Errungenschaften sehr geeignet für das hiesige Klima sind. Sie sind sicher ausgezeichnet in den Tropen oder dort, wo es überdurchschnittlich kalt ist, aber hier, denke ich, genügen Fenster und in der Hauptsache ausreichendes Heizen, damit die Arbeitenden mit ihrer Umgebung zufrieden sind. Ich halte es nicht mehr aus, es ist zwei Uhr und ich laufe hinunter, nachschauen, ob nicht ein Brief von Dir da ist. Ich walze schon los und bin sofort zurück. Nichts ist da, es hat ihn wohl jemand gefressen oder jemand liest etwas, was ihn nichts angeht.

Prag, 5. 4. 1971

Tag mein Junge,
es ist Samstag, der 5. April, was für einen Werktätigen in der Tschechei den zweiten Arbeitssamstag bedeutet. Es ist Mittag und ich bin gerade von der Brigade zurückgekommen, zu der ich mich freiwillig gemeldet habe, weil das bedeutet, daß ich statt in unserem Brutkasten einige Dienststunden an der Luft verbringe, sei sie auch nicht sehr sauber. Im Büro hätte ich die ganze Arbeitszeit aushalten müssen, d. h. bis halb vier, aber auf der Brigade drücken wir uns natürlich und machen doch umsomehr »Körpermüll«! Wir sollten dort bis drei Uhr bleiben, aber wo stecken denn ab mittags unsere Mädchen und Jungen? Die Brigade fand in Grebovec statt, also haben wir vorausgesetzt, daß sich dort Gärtner unserer annehmen und sich freuen würden, daß wir ihnen helfen, den Park für den Frühling herzurichten. So ist uns das wenigstens geschildert worden. Aber in diesem Staat scheißt jeder auf alles, folglich erwartete uns niemand noch wies uns jemand einen Arbeitsplatz zu. So haben wir aus eigener Initiative die Treppen saubergemacht, Tonnen weggeworfenen Papiers zusammengeharkt, verbrannt und sind um acht Uhr zum Frühstück rauf in die Francouská gegangen. Wir

haben leckeren Kuchen gegessen und in der ersten Wirtschaft, die geöffnet hatte, einen Grog getrunken! Dann sind wir zurückgegangen, haben uns eine Weile auf unsere Harke gestützt und als sie uns ziemlich am Kinn drückte, da war es schon Zeit zum Mittagessen. Das bestand wieder aus Kaffee und Kuchen. Gutmütige Seelen, die wir sind, kehrten wir wieder zum Arbeitsplatz zurück, aber sehend, daß die Zahl der Freiwilligen sich beträchtlich verringert hatte, machten wir uns flink aus dem Staub, bogen um die nächstbeste Ecke und trabten nach Hause.
Im letzten Paket an Dich war eine Geschichte der KPdSU, fett wie ein Schwein, und so weiß ich nicht, ob Dir das nicht reicht. Ich werde Dir aber auch noch eine kurzgefaßte kaufen, die gerade erschienen ist. Möglich, daß zwischen ihnen Widersprüche bestehen und Du irgendwelche Veränderungen feststellen kannst. Wenn Dich das interessiert, studier sie und hab Deinen Spaß daran. Wenn Du hier wärst, würdest Du diese Sehnsüchte bestimmt aufgeben und zum Kotzen finden wie wir. Uns füttern sie damit vom morgendlichen Hahnenschrei bis in die dunkelste Nacht, und ich glaube, daß auch das hiesige Studium nichts taugt. Eine eigene Meinung wird weder empfohlen noch geduldet, man muß sich in den vorgeschriebenen Denkformen bewegen. Also wozu sich damit herumquälen, das kann nur zum Sprung ins Wasser oder vom Petrin führen. Den Zweck zu ergründen ist wohl dasselbe, wie sich Klarheit zu verschaffen über den Sinn des Unendlichen. Letzten Endes hast Du Glück, wenn Du halbwegs normal bleibst und darüber nicht den Verstand verlierst . . .
Wir hätten in diesem Jahr eine Ausnahme gemacht und wären schon am 13. August nach Jugoslawien gefahren, wenn das möglich gewesen wäre. Aber die Genossen haben unseren Antrag bereits abgelehnt: genau zwei Monate nach dem Abgabetag kam es an den Tag, mit der üblichen Begründung. In meinem Fall haben sie sich die Mühe gemacht, noch einen Satz mehr zu schreiben und irgendein blaues Formular eine Amnestie betreffend beizulegen, das ich Dir schicken soll. Wenn ich nicht so eine Niete wäre und wenn es irgendeinen Wert hätte, dann würde ich ihnen antworten, daß im Hinblick auf ihr menschliches Verständnis und auf die gegenwärtige Situation ich bei allem Bedauern sagen müßte, daß ich froh sei, daß wenigstens einer aus unserer Familie davor bewahrt sei. Ich weiß nicht, wofür sie uns bestrafen. Wenn Du ein Mörder wärst und säßest, könnten wir ruhig in der Welt herumfahren und wären nicht verantwortlich für Deine Schuld. Aber seit dem 15. Lebensjahr für die Republik arbeiten und nach 36 Berufsjahren für 14 Tage in ein befreundetes Land fahren wollen, das von unserer Partei zu verlangen, ist eine strafwürdige Anmaßung und eine ungeheuere Dreistigkeit. Ich wußte, daß es so ausgehen würde, aber mein guter Alter hat fortwährend gehofft und geglaubt, daß sie die Eingabe positiv entscheiden würden, daß er ganz durcheinander war. Als wir am Freitag zur Hütte

gefahren sind und er auch noch dumm fuhr, wußte ich, daß er nicht fit ist. In einem fort sehnt er sich danach, irgendwohin zu fahren und sich so richtig durchzuwärmen, und Jugoslawien war sein langjähriger Traum . . .

Nächste Woche fahren wir einen Tag in die DDR. Wir nehmen Eva mit, weil sie sich den Dresdner Zwinger ansehen will und wir auch, und bei der Gelegenheit wollen wir uns dort Schuhe kaufen, weil – wundere Dich – man sie bei ihnen in größerer Auswahl kriegt als bei uns, der ehemaligen Schuhgroßmacht. Die Schaufenster sind zwar voll davon, aber alles grauenvolle, über Jahre hinweg gleiche Formen, hart und unbequem. Weiche Schuhe gibt es nur aus – größtenteils italienischen – Importen, sie kosten 400 bis 500 Kronen und du mußt Glück haben, wenn du welche ergatterst. Sie sind innerhalb eines halben Tages ausverkauft, was bedeutet, daß Vera buchstäblich nichts hat, um an die Füße zu ziehen, obwohl sie im Gegensatz zu mir ziemlich häufig in der Stadt und ständig auf der Lauer ist. Meine einzigen bequemen Schuhe, ebenfalls aus der DDR, sind vier Jahre alt und haben damals 30 Mark – das sind für uns 100 Kronen – gekostet. Ich hoffe, daß wir ein bißchen Glück haben und etwas bekommen. Es fährt nämlich Gott und die Welt deswegen hin und also sind sie auch bei ihnen oft ausverkauft. Drück uns den Daumen, auf daß wir nicht wie der Herr Christus gehen – barfuß . . .

Zu Deiner Anfrage bezüglich der Zahnarztgebühren: das ist normalerweise Schmiergeld, weil, wenn du das nicht tust, wartest du wie ein Idiot, möglicherweise ein ganzes Jahr. Fortwährend haben sie keine Zeit für dich, und du läufst mit kaputtem Maul herum. Meine Ärztin und Olgas Arzt ersuchen in aller Offenheit darum und schämen sich keineswegs. Das geht jetzt hier mit allem und jedem so. Ohne dieses Verfahren kümmert sich nirgendwo keiner um dich, und ich bedauere Leute, die sich etwa ein Haus bauen oder ähnliche Investitionen auf sich nehmen. Sie haben selbstverständlich Geld dafür, aber nicht jeder von ihnen hat so viel, wie man dann wirklich braucht. Genauso ist es mit den Handwerkern. Alle Berufe sind Engpässe, also alle Handwerker Aristokraten. Wieviel einem Fachmann tatsächlich pro Stunde gezahlt wird, weiß ich nicht einmal. Meine Kollegin baut und sagt, daß 30 Kronen in der Stunde plus Essen und Anfahrt fast ein billiger Protektionspreis sind. Es sind fast alles ihre Verwandten und sie nehmen von ihr weniger als von Fremden. Auf alles hat man Anspruch und alles müßte man umsonst bekommen. Aber wenn du z. B. im Krankenhaus bist – das habe ich von Leuten gehört –, da nehmen sie alle, vom Pförtner angefangen, und nicht gerade wenig, so daß eine längere Krankheit viele Leute geradezu ausplündert. Die armen Teufel, die nur eine kleine Pension oder auch ein kleines Gehalt haben, sind besonders gestraft. Deshalb empfiehlt es sich, nicht krank zu werden, sondern gleich zu sterben.

Prag, Donnerstagmorgen im Büro, 17. 2. 1972

Tag mein Junge,

Ich nutze die Arbeitszeit aus, um Dir ein paar Zeilen zu schreiben, wie ich am Samstag versprochen habe. Die Chefin ist für drei Tage im Krankenhaus, und so sieht das hier auch aus! Aber sie ist nett und würde ohnehin nichts sagen, weil sie weiß, daß ich meine Arbeit immer pünktlich erledige. Wenn alle Chefinnen so wären wie sie, hätte ich meinen Antrag schon in Ordnung und würde mit ihm aufs Paßamt stürzen. Aber über diese Enttäuschung möchte ich mich gar nicht weiter auslassen, ich bin dann nur unnötig traurig und weich und den ganzen Tag nichts wert. Kurz, als ich mich bei diesen ungeheuer einflußreichen Leuten informiert habe, wurde mir gesagt: aber ohne weiteres, und für mich – immer! Als ich das Ganze dann schon mit wichtigen Unterschriften auf das für uns zuständige Kaderamt trug, sagten sie mir auch da, daß sie ganz sicher unterschreiben würden, und kurz darauf, am Freitag, ließ mich der oberste Chef kommen und trat mir fast mit Tränen in den Augen in den Hintern: das ginge also nicht, weil es für diesen Sektor außerordentliche Verfügungen gebe, und darum ginge das nicht. Dieses einstündige Gespräch werde ich Dir nicht schreiben, Du würdest es kaum verstehen. Du lebst heute in einer völlig anderen Welt, die auch einen Dreck wert ist, aber wieder anders. Solche Geschichten müssen Euch wohl völlig fremd und unverständlich sein. Klar, ich werde versuchen, noch etwas zu unternehmen, aber erst muß ich Kraft und Ruhe wiedergewinnen, und so lasse ich es noch einige Tage ruhen. Es hätte wohl sowieso die letzte Instanz nicht passiert, aber damit hatte ich gerechnet. Nur habe ich Gans mich vertrauensvoll auf das mir gegebene Wort verlassen und nicht geahnt, daß sie mir schon hier an den Karren fahren würden. Und dann ärgert mich hauptsächlich, daß ich Dir unnötig mehr Arbeit und Laufereien gemacht habe, und das alles für nichts und wieder nichts . . .

Was Du über Hanne schreibst, ist sehr interessant. Ich dachte, daß echte Deutsche leichter eine Stelle bekommen und derartige Krisen hauptsächlich Euch Nicht-Orthodoxe treffen. Aber wenn es eine Krise gibt, dann ohne Ausnahme für alle, nicht wahr? Dieses Phänomen existiert bei uns nicht – bis jetzt. Leute fehlen überall und eine Stelle bekommt jeder sehr leicht – außer den politisch Gebranntmarkten: für die ist es schon schwieriger und meist bekommen sie nicht das, was sie arbeiten könnten. Zum Beispiel sollten wir bei uns in der Abteilung sieben sein, aber wir sind nur fünf. Schon seit einem Jahr gehen wir auf dem Zahnfleisch, schuften wie die Sklaven, aber eine Frau bekommen sie nicht, trotz der sehr anständigen Bezahlung. Das bedeutet allerdings nicht, daß sie uns alte Trottel umso mehr schätzen würden. Irgendeinem Idioten, der dumm ist wie zehn Kilo Quark, bieten sie einen königlichen Lohn und uns husten sie was, weil sie wissen, daß wir nicht mehr weglaufen – außerdem kennen sie uns als

Arbeitstiere. Gerade diese Ungerechtigkeiten machen mich fertig, und ich freue mich auf die Pension. Nicht daß ich faul wäre und nicht arbeiten wollte, sondern weil ich das nicht mehr mitansehen kann. Ewig bitten und mich vor diesen Kretins erniedrigen will ich auch nicht, und so sage ich mir, daß ich, wenn ich noch gesund bin, mir irgendwo als Brigadehelferin etwas hinzuverdiene, und daß, sollte ich krank sein, die Pension vielleicht ausreicht.
Bei uns haben sie den Lehrern das Gehalt jetzt ziemlich erhöht, und es ist mehr als anständig, aber ich wollte diese Arbeit nicht einmal umsonst machen. Die Ansprüche an ihr politisches Engagement sind so total, daß mein an sich sehr guter Magen diesen Druck nicht aushalten würde – ich könnte nichts tun, was ich nicht fühle, auch nicht für Geld. Wir sind hier Hanswurste: ewig preisen wir, wen wir nicht wollen, reine Hurrapatrioten, unsere Herzen voller Ergebenheit und Dank schenken wir das ganze Jahr über unseren Befreiern. Dabei drücken wir uns, wo wir nur können. Aber so ein Lehrer ist unter strikter Kontrolle und kann sich nicht drücken. Es ist sonst ein schöner Beruf, wenn man ihn nach bestem Wissen und Gewissen ausführen könnte und mit dem Bestreben, sich diesen jungen Leuten rückhaltlos zu verschenken.

Prag, 1. Mai 1972

Hallo und es lebe der 1. Mai,
das wünschen wir uns jetzt hier. Dann feiern wir noch den 101. Geburtstag irgendeines Volodja und soviel bedeutsame Gedenktage, daß es uns schon fast im Schlaf verfolgt. Gerade kommen wir von den mächtig geschmückten Straßen zurück, wo wir uns Kinokarten für morgen gekauft haben und Vera ist noch nicht zu Hause, obwohl es schon spät abends ist. Sie kann wohl nicht genug bekommen von der Maskerade und bummelt herum. Ich habe eine teuflische Laune, weil sie uns heute im Betrieb noch den Rest gegeben haben; sie zwingen uns, von heute an für jeden Schritt aus dem Gebäude einen Passierschein vorzuweisen, auch wenn wir auf Sichtweite (50 m) einen Brief in den Kasten werfen wollen. Sie haben in alle Pförtnerstuben alte Opas quasi als Miliz gesetzt, und Du weißt, was los ist, wenn Du einem Großvater Amtsgewalt gibst. Hoffentlich kriegen wir sie bald klein, aber einstweilen haben wir ein hundertprozentiges Gefängnis. Hier, wie überhaupt überall in der CSSR und dazu noch im Büro. Ich gehe weder in die Kantine noch zum Betriebsmittagstisch, weil dort alles so mies ist und ich alte unruhige Seele lieber schnell an die Luft gelaufen bin und auf einen Sprung nach Hause, eine Kleinigkeit gekauft, in den Briefkasten geguckt und mich wieder fleißig an die Arbeit gesetzt habe. Marx weiß, daß das nicht länger gedauert hat als Schlangestehen für den Fraß, und dazu war es

eine willkommene Unterbrechung und ich konnte ein wenig Luft schnappen, denn unsere ewig nicht funktionierende Klimaanlage macht mich wahnsinnig. Aber verdammt, ich will Dich doch nicht damit langweilen, was mich alles sauer macht.
Wir wollten es diesen Sommer wieder mit Jugoslawien probieren, vor allem weil es in der Zeitung hieß, daß man für Jugoslawien weder einen Auszug aus dem Strafregister noch eine Bescheinigung vom Arbeitgeber braucht. Wir haben uns gleich um eine Fahrt gekümmert, aber leider, auch wenn es mit einer Sportorganisation war und nicht individuell, wollten sie von uns eine Bescheinigung vom Arbeitgeber, obwohl sie in der Zeitung etwas anderes geschrieben hatten. Naja, daß Olga ihren Alten nach der Erfahrung vom letzten Jahr nicht bitten wollte, darüber habe ich mich nicht gewundert. Wir sind also wieder ohne Hoffnung auf südliche Sonne und überlassen es wieder dem Schicksal. Außerdem wäre es teuer wie eine Kuh, es würde an die zehntausend kosten, aber Jiri sehnt sich so nach Jugoslawien, daß er mir fast leid tut und ich es ihm und auch mir gerne gönnen würde, solange es noch die zusätzlichen Prämien und Lohnzulagen gibt. Von der Pension, auch wenn sie anständig ist, werden wir so einen Betrag niemals zusammensparen können – es sei denn, wir machen Brigadearbeit, wenn wir beide gesund sind. Also muß die Slovakei oder Ungarn unsere Sehnsucht nach Wärme stillen. Wenn es warm ist und gutes Wetter, plantschen wir eben im Balaton oder in Pest im Thermalbad. Irgendetwas planen wir. Hauptsache, es gibt etwas, womit man sich beschäftigt und auf das man sich freut. Das Wichtigste ist, daß das Wetter gut ist, der Sommer in Mitteleuropa war jetzt schon einige Jahre lang Mist. Wirklich heiße Sommertage sind selten, immer nur ein paar so zur Probe, wie es eigentlich im Juli und August zu sein hätte. Das richten wohl unsere Propheten da oben so ein, damit es sich für uns besser arbeitet und uns das Eingekerkertsein im Büro nicht leidtut. Wärme und Sonne stören die Arbeitsmoral, und die wird jetzt hier sehr propagiert und ins Gedächtnis gerufen. Auf irgendwas muß die allgemeine Krätze ja geschoben werden.
Bei unseren Urlauben in Rumänien und Jugoslawien haben Vera und ich immer ein Paket alter Kleider mitgenommen und sie den bulgarischen und rumänischen Frauen dagelassen, die die Waschräume saubergemacht haben. Die waren völlig verdattert. Angeblich verdienen sie dort kaum was, im Monat weniger als unser Taschengeld für vierzehn Tage, und so haben sie sich beinahe darum geschlagen. Hier kann man mit solchen Lumpen keine Ehre mehr einlegen. Von Ausnahmen abgesehen näht sich hier keiner etwas um, weil die Leute wirklich Geld haben und sich alles neu leisten können. Auf dem Lande wären sie sogar eher beleidigt oder alte Weiblein könnten eher uns von der Herrschaft Abgelegtes spenden als wir ihnen. Da ist Geld, das kannst Du Dir nicht vorstellen. Wir in der Stadt sind gegenüber

unserem Land Sozialfälle. Ihre Häuser sind herrschaftliche Residenzen, wunderschöne Gärten drumherum, überall ein Auto, auch zwei, und der gesamte Haushalt ist mechanisiert. Jeder ein Schlaukopf, der aus der Stadt verduftet und dort lebt wie die Made im Speck.
Nächsten Samstag haben wir »freiwillige Arbeitsschicht«. Das haben sie sich jetzt schon im dritten Jahr zur Gewohnheit gemacht und wir alle freuen uns schon Wochen vorher. In so einem Frühling freiwillig zu arbeiten und ihn aus dem Bürofenster anzugaffen, ist ein Greuel, ein Schrecken. Wir müssen damit die Osterfeiertage abdienen.

Prag, 1. 11. 1974

Grüß Dich mein Junge,
Ich mußte alle Fenster abdichten gehen, weil sie auf beiden Seiten die Höfe asphaltieren, und das gibt Rauch und eine Unmenge Gestank. Außerdem hat Jiri gerufen, und kaum spricht er, schnupft er und hustet. Das hat er sich wohl von mir eingehandelt, so daß wir ein hübsches Wochenende haben werden . . .
Wenn wenigstens das Fernsehen etwas taugen würde, aber das Programm ist zum Kotzen. Eben habe ich die Sendungen der nächsten Woche durchgesehen, aber außer für zwei Hockeyspiele werde ich es wohl nicht anmachen. Nichts als Revolution, nichts als Lenin und Parteischulung und ähnlich schwachsinnige Sendungen. Wenn es mal einen Film gibt, dann aus der UdSSR. Wenn man sich das wenigstens angucken könnte! Ich habe mich schon zweimal angestrengt, ich habe mir alle Mühe gegeben, aber ehrlich, es geht nicht. Genauso ist das in den Kinos. Besucherzahlen von 6 bis 10 Leuten sind die Regel. Interessant ist, daß es auch bei guten ausländischen Filmen keinen Andrang mehr gibt, fast immer kriegt man Karten. Die Leute sind schon so entwöhnt, daß sie nicht mehr dran glauben, und sehr viele haben völlig aufgehört, ins Kino zu gehen. Wir warten geduldig, wann sie darauf kommen, daß die Menschen ein bißchen Humor und Spaß brauchen und vor allem eine Auswahl nach ihrem Geschmack, denn selbst wenn sie sich die Hose voll machen, so wird in ihre Filme trotzdem niemand gehen. Den Verlust verringern sie dadurch, daß sie ganze Vorstellungen an einen Betrieb verkaufen, der das abnehmen muß, wie jetzt zum Beispiel, zum Jahrestag der Revolution, die Organisation »Verband der Freunde der UdSSR«. Die kaufen ganze Vorstellungen auf und zwingen die Leute, sich Karten umsonst zu nehmen, worauf die Hälfte sie zum Teufel wünscht und die, die Karten nehmen, dann genausowenig hingehen. So ist die Vorstellung zwar ausverkauft, aber im Kino sitzen trotzdem nur ein paar Schwachsinnige oder Pensionäre, denen jemand die Karten aufgenötigt hat und die sich dann wenigstens im Warmen ausschla-

fen. Auf diese Weise kriegen sie statt 6 dann wenigstens 30 Leute zusammen. Ich würde mir gerne irgendeinen Spaß anschauen oder eine Reisebeschreibung, um das zu sehen, was man anders nicht darf. Wir haben es sogar soweit gebracht, daß wir meinetwegen zum zweiten und dritten Mal in einen Film gehen, wenn wir wissen, daß wir an ihm einmal Spaß gehabt haben . . .

Wie üblich vor den Feiertagen hat ein Haufen ausländischer Partner unseren Betrieb besucht. Von ihnen haben wir verschiedene interessante Sachen erfahren (ich nur aus Erzählungen selbstverständlich): über die weltweite Teuerung, über die wachsende Arbeitslosigkeit bei Euch und ähnliche ziemlich unerfreuliche Nachrichten. Das bedeutet, daß auch Ihr Studenten schwerer Arbeit finden werdet, und wenn Ihr eine erwischt, wird sie nicht so gut wie früher bezahlt sein. Mein lieber Junge, ich habe Dir schon öfter Hilfe angeboten, im Rahmen unserer Möglichkeiten. Wenn wir alle arbeiten, bedeutet das für uns kein riesiges Opfer. Wir wollen selbstverständlich, daß Du die Schule beenden kannst und können Dir von Zeit zu Zeit irgendwie aushelfen. Schreib und schenk reinen Wein ein, wie es ist und wie Du dran bist und was wir für Dich tun können. Ich habe zwar schon mal einen Fuß in den Westen gesetzt und habe also eine Vorstellung davon, und schon damals war es nicht gerade billig dort. Aber jetzt gehen bei Euch, genau wie bei uns, die Preise wie verrückt nach oben. Hier gleichen sie den Werktätigen die Gehälter an, aber ob das auch für Euch gilt und in ausreichendem Maß, das wissen wir nicht. Ich würde mich freuen, wenn Du ein bißchen aufrichtig bist und werde froh sein, wenn ich Dir bei Deinen Sorgen helfen kann.

Aus dem Tschechischen von Jutta Schust

Francoise d'Eaubonne
Feminismus oder der Tod
Überlegungen zu einem planetarischen Öko-Feminismus
ca. 220 S. ca. DM 15.00

Vera Stefan
Häutungen
Autobiografische Aufzeichnungen
ca. 120 S. ca. DM 10.00

Ina Kuckuc
Der Kampf gegen Unterdrückung – Materialien aus der deutschen Lesbierinnenbewegung
ca. 130 S. ca. DM 9.00

Elena Gianini Belotti
Was geschieht mit kleinen Mädchen? Ein Beitrag zur rollenspezifischen Sozialisation 180 S. DM 12.00

Barbara Ehrenreich/Deidre English
Hexen, Hebammen und Krankenschwestern
ca. 100 S. ca. DM 9.00

Freia Hoffmann (Hg.)
Sterilisation – Eine Notlösung, die wir uns erst noch erkämpfen müssen
48 S. DM 3.50

Selma James/Maria Rosa Dalla Costa/Brigitte Galtier
Lohn für die Hausarbeit oder: Auch Berufstätigkeit macht nicht frei
165 S. DM 7.80

JOURNAL Nr. 1
Texte aus der amerikanischen Frauenbewegung

JOURNAL Nr. 2
Feminismus und Ökologie

JOURNAL Nr. 3
Erziehung zur Ohnmacht
je Heft 64 S. DM 4.50

Frauenplatten aus USA:

LAVENDER JANE
Loves Women
LP 33/30 DM 22.00

VIRGO RISING
The once and future women LP 33/30 DM 22.00

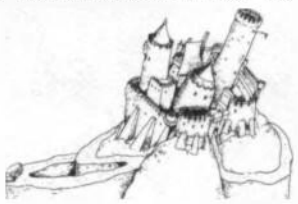
Bitte fordern Sie unseren ausführlichen Prospekt an

Verlag
Frauenoffensive
8 München 80 Josephsburgstr. 16

Bei Basis gibt es

aus der Reihe Unterricht: Mein Lehrer ist wie ein Panzer von Chris Searle. Texte englischer Arbeiterkinder zur Schule im Kapitalismus, 176 S. für DM 9.50,

aus der Reihe Ausschneidespiele das Lesespiel Wohnen. Materialien für Leseanfänger: Menschen, Tiere, Möbel und Sprechblasen zum Ausschneiden und Aufkleben für DM 14.50,



aus der Reihe Jugendbücher: Die Nacht im Mittelalter, eine Gespenstergeschichte von Jochen Unbehaun über Feudalherren und ihre Opfer für DM 7.00

und zu allen Reihen Prospekte, die eine Postkarte wert sind an den **Basis Verlag** 1 Berlin 15, Postfach 645

Paul Schuster
Würde man meine Schwiegermutter fragen . . .

Alltag – aus (nichtalltäglicher) rumänischer Sicht

Was ist das Allgemeine? Der einzelne Fall.
Was ist das Besondere? Millionen Fälle. *Goethe*

Ich hol's aus meinem Gedächtnis: Ein sowjetischer Wissenschaftler (Kolmogorow, wenn ich mich recht erinnere) hat untersucht, wieviel unbewußte Denkvorgänge (Rezeption, Verarbeitung, Reaktion von Signalen und auf Signale) sich im Gehirn eines Kurzstreckenläufers während eines 100-m-Laufs, also in weniger als 12 Sekunden abspielen; er ist (wenn ich mich recht erinnere) auf über 100 gekommen.
Wie hoch wäre die Zahl, wenn er untersuchen würde, wieviel unbewußte Denkvorgänge sich im Kopf meiner (ehemaligen) Schwiegermutter an einem gewöhnlich verlaufenden Tag abspielen? Sie ginge vermutlich in einige Tausend.
So unsicher, fast hochstaplerisch ich mich nach der Zusage fühlte, über den Alltag in der Sozialistischen Republik Rumänien (wenn möglich unter vergleichenden Hinweisen auf Westberlin) zu schreiben: der Gedanke an meine Schwiegermutter hat meinen Sohlen wieder Haftfestigkeit verliehen; unbefangen erlaube ich mir nunmehr die Behauptung, ich sei kompetent,
erstens, weil ich unter Zwängen, die nicht zum Thema Alltag gehören, über meine Schwiegermutter viel nachgedacht habe – was sie sicherlich nie getan hat (sie *kann* nicht über sich selbst nachdenken, sie kann nur funktionieren oder versagen, nur in sich oder außer sich sein),
zweitens, weil ich mir der privilegierten Situation, die ich in Rumänien, in *meinem* Alltag, genossen habe, immer unwohl bewußt war – ich habe zur schöpferischen Intelligenz gehört (was das bedeutet, läßt sich einem Nichtrumänen in einer erläuternden Klammer nicht mitteilen, es ist zu sehr Sache des *Unterunsbewußtseins*), ich hatte selbst während des Dienstes beliebig viel Zeit, den Alltag zu betrachten, wann immer ich Lust hatte, konnte ich mit den sympathischeren Kollegen, den sympathischeren Mitarbeitern ganze Stunden im nächstgelegenen Café verbringen, bei Sonne draußen auf der Terrasse, bei Regen hinter den großen panoramic-Fenstern, den Strom des Volks (des kleinen Mannes und seiner kleinen Frau von der Straße) immer vor Augen – wer nur, auf welcher Konferenz, sagte doch unlängst, zum wievielten Male schon, daß wir, die Genossen Schöpfer, unablässig die Realität vor Augen haben müßten, weil wir andernfalls keine gültigen und unsterblichen Werke für das schaffende Volk hervorbringen könnten? Wer kann uns, den Schöpferischen, da den nichtendenwollenden fettgedruckten

Applaus verübeln, mit dem wir solche landesväterliche Empfehlungen quittierten – und wer könnte, eingedenk dieser Empfehlungen, bezweifeln, daß es reinste Pflichterfüllung war, wenn wir während der Arbeitszeit, in einem Café sitzend, das unschöpferisch vorbeiflutende Volk betrachteten?

Fragt sich allerdings auch: wieviel unbewußte Denkvorgänge würde Kolmogorow während eines ausgedehnten 120–150 Minuten langen Kaffeestündchens in einem unserer schöpferischen Köpfe registrieren? Ein Schlückchen Kaffee: ein Denkvorgang; wie find'ste die Blonde: noch ein Denkvorgang; oder: Momentchen, ich muß mal – aber was sonst? Kolmogorow hätte, in *unserem* Alltag, nicht viel zu registrieren.

Mühelos jedoch können wir mit bewußten Denkvorgängen aufwarten, wir haben Vorgesetzte, die sagenhaft doof sind; wir haben geniale Ideen, die man uns im Freien Westen wie warme Semmeln abkaufen würde und die hier von irgendwelchen Zensurochsen unterdrückt werden; wir haben eine Staatssicherheit, stecken aber trotzdem (ätsch!) voll geistiger Konterbande, weil wir ja (man braucht uns halt zur Repräsentation des Ostens) immer wieder mit Repräsentanten des Westens zusammenkommen; wir haben unsere groben und feinen, spezifisch sozialistischen Fehler und Mängel, über die man so schön schimpfen und witzeln kann – sogar für uns Schöpferische gibt es unangenehme Seiten, höchst unangenehme, zugegeben aber auch, daß die meisten von uns (tiefgerechnet 99,99%) sie um der Annehmlichkeiten willen in Kauf nehmen, niemals verlegen um ein überzeugendes Alibi: einen politischen Witz – womit über den Alltag der Schöpferischen alles gesagt wäre. Sie *brauchen* die Muße, sie *müssen* betrachten – denn sie stiften das Bleibende.

Meine Schwiegermutter hat keine Beziehung dazu, sie lebt ausschließlich für das Vergängliche, sie geht einkaufen, sie kocht, sie wäscht. Sie könnte ihrem Enkel, meinem Sohn, längst nicht mehr bei einer Hausaufgabe in Mathematik helfen, dabei rechnet sie wie ein Computer. Sie hat eine Menge Programme gespeichert, die Schaltkreise sind zuverlässig miteinander verbunden, was meine Schwiegermutter tut, stimmt immer, ist immer richtig. Wäre ich dieser Kolmogorow und hätte ich seine Instrumente zur Verfügung, dann hätte ich zum Beispiel herauszufinden versucht, warum sie in der einen Woche auf dem Matache-Markt (x), in der andern auf dem Obor-Markt (y) einkauft; vielleicht hätte ich mit den Tomaten begonnen – bei x sind sie schöner aber teurer, bei y oft so matschig, daß man ein Drittel wegwerfen muß (allerdings: je früher man einkaufen geht, um so weniger vergammelte muß man wegwerfen, je später, um so mehr Matsch kauft man, was übrigens auch wieder keine Rolle spielt, wenn man Tomatenmark herstellen will, eine sehr große Rolle jedoch, wenn es Salat oder gefüllte Tomaten sein sollen); weitere Faktoren sind die Distanz, das Wetter, der

Gesundheitszustand, die Finanzlage, alle übrigen Tagesoperationen: x ist bloß 5 Gehminuten weit (die gratis bewältigt werden können), y eine Straßenbahnstunde (was einen Leu Fahrgeld bedeutet); y lohnt sich zwar, wenn man außer Tomaten und dem üblichen Tagesbedarf an Frischgemüse noch Einiges auf Vorrat oder zum Einmachen kaufen kann, ist aber in jedem Fall sehr anstrengend für eine 60jährige, die ohne Gallenblase leben muß, andererseits läßt sich jedoch auch nicht übersehen, daß man bei y immer wieder was vom Preis runterfeilschen kann, bei x hingegen fast nie.

Würde man meine Schwiegermutter fragen, warum sie etwas so und nicht anders macht, sie käme ins Stottern oder sie würde verlegen sagen, daß sie darüber noch nie nachgedacht habe, was ja auch stimmt – sie denkt nicht, sie hat keinen Schaltkreis für diese Operation; so einfach denken (wie ihr Schwiegersohn, der Redakteur und Schriftsteller), das wäre ein zeitraubender Luxus für sie, und Luxus kann sie sich nicht erlauben,

so kompliziert und perfekt ihr Gehirn auch arbeitet: sein Funktionieren erschöpft sich in einem engen Bereich, in dem es nur monotone und stereotype Aufgaben und Anreize, aber keine Abwechslung, keinen Raum für private Neigungen und Interessen gibt (die sind längst verkümmert, vorausgestorben), oder gar für die Auseinandersetzung mit externen Problemen,

vermutlich funktioniert sogar ein besonderer Schaltkreis ausschließlich zur Abwehr jeder Provokation von außen (also durch Realitäten, für die in ihrem Gehirn kein Draht frei ist), und ein anderer zur Abwehr jeder Provokation von innen,

kein Zweifel, auch ihr Leben hat, wie jedes, einen psychoanalytisch exemplarischen Charakter, auch sie ist, wie jeder, geschichtsgeschädigt (ihr erster Mann hat sie, mit 17, hochschwanger sitzen lassen, ihr zweiter war nach dem Krieg zweimal im Knast, einmal als Politischer, das andere Mal wegen Aktenfälschung), es kann vorkommen, daß sie, wenn ich zufällig eine Platte mit Orgelmusik auflege, beim Bügeln oder Nähen einen Herzschlag lang innehält, aufblickt und – wie aus einer irrealen Welt auftauchend – feststellt (mit fast auch schon gleich zurücknehmender Verschämtheit): »Oh Gott, das ist ja wie am Sonntag in der Kirche von Meschen, als ich noch ein kleines Mädchen war!«,

aber es kann nicht vorkommen, daß irgendwelche unerwarteten, erfreulichen oder schrecklichen Zitate aus dem eigenen, längst in Krümel zerfallenen Leben sie aus der Fassung bringen,

sofort jedoch kriegt sie rote Flecken unterm Hals, beginnt sie zu zittern, nach Luft zu schnappen, wenn man ihr ganz ruhig sagt, *daß man etwas Wichtiges mit ihr zu besprechen hätte*, oder wenn eine Nachbarin sie fragt: »Würden Sie, wenn ich sehr darum bitte, in meinem Scheidungsprozeß als

Zeugin für mich auftreten?« Ja, schon wenn ich ihr an einem Nichtgeburtstag, einem Alltag, einen Strauß Blumen bringe, wird sie argwöhnisch und unruhig – nicht weil sie mein schlechtes Gewissen spüren würde, sondern weil es eine ihre dauernden, aufreibenden Sparanstrengungen verhöhnende Überflüssigkeit und Leichtfertigkeit ist (und läse sie diese Zeilen, sie würde sich tief gekränkt fühlen und nicht begreifen, daß ich ihr – ebenfalls aus schlechtem Gewissen – ein kleines Denkmal setzen will).

Nicht die Psychoanalyse und nicht die Marxsche Lehre von der Entfremdung bieten den Schlüssel zum Verständnis des *Alltagsmenschen*, seines Verhaltens, seiner Sorgen, seiner Ängste (seiner seltenen Freuden), sondern eher schon der halbvergessene Pawlow: der Alltagsmensch ist ein wandelndes Bündel bedingter Reflexe, ausgelöst von Konstanten (z. B. von einer fehlenden Gallenblase), wie von Variablen (vom Wetter, von den Verbraucherpreisen, von Familienfesten), er schafft täglich, 12–14–16 Stunden lang, ausschließlich Vergängliches (in einer Alltäglichkeit, die übrigens auch den Sonntag bloß zu einem etwas anders verlaufenden Alltag macht), seine Gegenwart besteht nur aus Sekunden, die von der nächsten Sekunde zur Vergangenheit gemacht werden,
ihm komme man nicht mit Sexual- oder mit Kampfsymbolen, die drei berühmten, auf allen Kontinenten bekannten, Jahrtausende alten chinesischen Affen

der sich mit beiden Pfoten die Schnauze zuhält: nur nichts sagen!
der sich mit beiden Pfoten die Ohren zuhält: nur nichts hören!
der sich mit beiden Pfoten die Augen zuhält: nur nichts sehen!

bedeuten ihm mehr, *sie* drücken ihn aus.
Daß er dennoch gerne am Abend vor dem Einschlafen noch ein Stündchen vor dem Fernseher sitzt, das widerspricht dieser Grundhaltung nicht,
nur nichts Politisches, nur keine Probleme und, bitte!, keine Belehrung (auch keine demokratische, in der es so zugeht, als wollte sich – ehrlich! – der Lehrer vom Schüler, der Mächtige vom Ohnmächtigen, endlich mal belehren lassen), vor allem nichts, was sich – unkompetent zumeist – in den eigenen Kompetenzbereich einmischt: den Alltag.
Müßte meine Schwiegermutter sich einen TV-Film über Tomaten kaufende Schwiegermütter ansehen, sie hätte bestimmt den gleichen Ärger, den ich, seit ich diesseits der großen Demarkationslinie lebe, angesichts noch jeder TV-Sendung über Rumänien hatte – lediglich die Reaktionen auf den Ärger wären verschieden: ich sehe mir mit besserwisserischem Grimm den *ganzen* Mist an (immerfort Erinnerungen, Erfahrungen assoziierend, die ich mit westeuropäischen TV-Ostexperten hatte, als ich noch in Rumänien lebte und daselbst repräsentierte – wahnsinnig nette und wahnsinnig ahnungslo-

se, ungeheuer informierte und ungeheuer arrogante Leute, alles in Einem), ich schwelge im großen Vergnügen, das da heißt: Sich-Luft-Machen; meine Schwiegermutter kann das (mangels eines in Sprache, Kritik, Satire geübten Datenspeichers) nicht, folglich schaltet *sie* einfach ab,
oder sie schaltet einfach um – demnächst wird es auch bei uns in Rumänien zwei Programme geben, vielleicht gibt es sie schon; den Staatschef, den meistgeliebten Sohn des Volkes, und die Alltagshuldigungen des ersteren durch das letztere, das wird sie zwar todsicher täglich in beiden Programmen zu sehen kriegen, aber nachher wird sie doch immer wieder die Wahl haben zwischen Programmen, bei denen *ich* sofort abschalten würde,
die Wahl zwischen einem drahtigen, geistreichen, populären Alten, der einem anonymen Menschen »wie du und ich« knifflige Fragen stellt, die beantwortet oder nicht beantwortet werden (und die immer auch von einem Teil des Volks beantwortet werden könnten, von einem anderen Teil nicht – was ist ein Sombrero: ein spanischer Tanz?, eine Kopfbedeckung?, ein südamerikanischer Präsident?)
oder einer quicklebendigen singenden Alten (als ob Rumänien nicht auch seine Marika Rökk hätte, die schon damals, und damals auch schon, ja, sogar schon damals – und heute noch immer, tz, tz, tz, wie die sich nur hält!)
oder einer Sendung von Dr. Mirahorian, dem Leiter der Abteilung für Parapsychologie der Akademie der S.R.R., über Ury Geller (ist es Scharlatanerie – oder gibt es tatsächlich übernatürliche, außernatürliche Kräfte?)
oder einer Reportage über das Leben der Kolibris aus den Dschungeln am Amazonas.

Wenn ich schon den sozialistischen Alltag mit dem kapitalistischen, den Berliner mit dem Bukarester vergleichen soll:
es ist kein Zufall, daß die TV-Unterhaltungsprogramme einander so deprimierend ähneln,
es ist kein Zufall, daß man in Westberlins luxuriösestem Vestibül, im Souvenirladen der großen Durchgangshalle von Tempelhof, jene drei chinesischen Affen wiederfindet, die man schon aus rumänischen Nippesvitrinen kennt,
es ist kein Zufall, daß ich beim Schrippenkauf auf dem Kottbusser Damm die gleiche Feststellung machen muß wie beim Brötchenkauf in der Strada Dumitru Petrescu; bestimmte Gesichter sehe ich immer zur gleichen Zeit: die Oma, die ich heute zwischen $7{,}30^{h}$ und $7{,}45^{h}$ im Brotladen am Eck einkaufen sehe, die werde ich auch morgen zur gleichen Zeit wiedersehen, und wenn ich nach $7{,}45^{h}$ komme, dann werde ich eben andere Omas und Muttis sehen, der Schluß ist zwingend: jede Oma, jede Mutti, die an ihren

Stunden- und Minutenplan gebunden ist, sieht viel weniger von der Welt und der Menschheit als ich – sie kennen nur ihre Mitkunden aus den zufällig zusammenfallenden Mit-Minuten, ich hingegen könnte alle Neuköllner Brotläden und alle Kunden zwischen 6 und 18 Uhr kennenlernen und, warum nicht?, ein feature für eine TV-Sendung machen, um – beispielsweise – zu demonstrieren, daß die Höhe des monatlichen Familieneinkommens in einem genauen, mathematisch formulierbaren Verhältnis zu den Alltagsoperationen einer Hausfrau steht und daß man das eine aus dem anderen ableiten kann: je kleiner und unverschiebbarer die Zeitspanne für den Schrippenkauf ist, um so weniger Geld bringt der Mann ins Haus – die Formel ließe sich nicht nur auf den Schrippenkauf anwenden, sondern, ebenso zuverlässig, auch auf den kleinen Alltags- und Straßenschwatz mit der Nachbarin oder auf die schreckliche, animalische Gleichzeitigkeit, mit der nach einem schönen warmen Sommersonntagnachmittag auf den Liegewiesen der Hasenheide Tausende Türkenfamilien aufbrechen; wenn die ersten ihre Decken zusammenlegen, ihre Tavli-Kästen zuklappen, das Kinderspielzeug einsammeln und in die leergegessenen Körbe verstauen, dann kann man mit hundertprozentiger Gewißheit voraussagen – und sei das Gewimmel noch so dicht und unübersehbar –, daß in spätestens dreißig Minuten die ganze Wiese leer sein wird, zumindest türkenleer (wieviel Montag schon in diesen dreißig Minuten enthalten ist, türkischer Allmontag!)

Dennoch – möchte man sagen – kann es nicht nur zwischen den sozialistischen und kapitalistischen Besitz- und Arbeitsverhältnissen, zwischen kapitalistischer und sozialistischer Justiz, Presse, Verwaltung wesentliche Unterschiede geben, sie *müssen* auch im Vergleich Alltag mit Alltag feststellbar sein.
Sie sind es. Aber hier wird der Vergleich für einen, der dem Sozialismus nicht feindselig und nicht besserwisserisch, sondern fragend gegenübersteht, erst recht deprimierend und unbehaglich,
gerade weil man (ich spreche ausschließlich von Rumänien) von einigen erfreulichen Veränderungen ausgehen kann, die sich in sehr tief liegenden Bewußtseinsschichten zugetragen haben: In knapp 15 Jahren sind im kommunistisch regierten Rumänien an die 10 000 Schulen gebaut worden und im gleichen Zeitraum, in einer einzigen Stadt, in Bukarest, 260 000 Wohnungen. Was das mit Sozialismus zu tun hat, das können die Alltagsnutznießer selber in den seltensten Fällen ermessen – wer drei oder fünf Jahre lang wartet, bis man ihm eine Wohnung zuteilt, und dabei hundertmal wütend wird, weil Andere, mit besseren Beziehungen und mehr Geld (für Schmiergelder), schneller an die Reihe kommen, obwohl sie doch auf der Warteliste weit hinter einem standen, der ist privat froh, wenn ihm

endlich ein Beamter vom Wohnungsamt den lange ersehnten Schlüssel einhändigt – »mein gutes Recht, nichts weiter!« –, dabei hätte man vor vierzig Jahren selbst einen gut verdienenden Facharbeiter leicht für verrückt gehalten, wenn er eine solche Wohnung beansprucht hätte, wie sie heute längst Massenstandard ist; und wenn vor dem Krieg ein Kleinbauer seinen Ältesten in einer Stadtschule weiterlernen ließ, dann wurde er leicht vom ganzen Dorf als aufsässig oder hochnäsig angesehen (Fortbildung der Kinder war Privileg der Dorfnotablen und der zwei, drei reichsten Bauern) – heute wundert sich niemand mehr, wenn ein Bauer gleich alle seine Kinder in der Stadt weiter lernen läßt, ja, man würde ihn verachten, wenn nicht wenigstens eines »weiterkäme«. Nur: mit *sozialistischem* Bewußtsein haben diese neuen Einstellungen nichts zu tun – der Inhaber der neuen Wohnung wie der Bauer, sie wollen (wohlgemerkt: vom Alltag ist die Rede) von Partei und Ideologie und Sozialismus nichts hören, man bleibe ihnen damit vom Leibe, sie haben ohnehin genug an ihren ortseigenen und allen übergeordneten Bürokraten; aber, wenn man schon Alltag will, bitte sehr: die Leute schimpfen, machen politische Witze über die Mängel in der Lebensmittelversorgung, über die Bonzenwirtschaft, über die Staatssicherheit, und – ach – jeder bestiehlt den Staat (das ist fast schon eine Prestigesache, wer's kann und dennoch nicht tut, der wird allgemein für dumm gehalten), und es gibt gewaltige Massen von Arschkriechern, von skrupellosen, zähen, wendigen Opportunisten und Karrieristen, die vor jedem Mächtigeren genau so schnell einen Buckel machen, wie schon ihre Väter es taten – und trotzdem ist der Unterschied zu früheren Zeiten gewaltig, denn damals haßte man innerlich den, vor dem man buckelte, heute haßt man ihn keineswegs mehr, denn zum ersten Mal in der Geschichte sind die übergeordneten Mächtigen weder Fremde noch Statthalter fremder Machthaber, sondern Leute aus der eigenen Gasse, dem eigenen Hinterhof, der eigenen Sprache; wenn die neuen Herren auch genau so *gefürchtet* werden, wie die alten gefürchtet wurden, repräsentieren sie doch zugleich die Chance, die heute jeder hat – und wäre es zunächst auch bloß eine Illusion: die alten Herren hätten diese Illusion niemals geweckt (welch ein spezifisches Demokratieverständnis da im Kommen ist, davon hat man an den Ostforschungsinstituten des Westens noch keine blasse Ahnung).

Dies alles zusammengenommen: die Selbstverständlichkeit, mit der man Ansprüche stellt, der karrierebedachte Lerneifer, die Gerissenheit und Phantasie bei der Ausführung sozialistischer Eigentumsdelikte, die Lust des kleinen Mannes (und seiner kleinen Frau), sich selber in den neuen Machthabern (und ihren Frauen) zu bespiegeln – das alles ergibt, sofern man nicht puritanisch-ethisch, sondern historisch urteilt (d. h. in Kenntnis einer nach Jahrhunderten endlich überwundenen Lethargie), ein höchst erfreuliches Bild; von Sozialismus wage ich nicht zu reden, aber von einem Fortschritt,

einem ganz entscheidenden, allemal: ein neues Amalgam ist da, aus Selbstbewußtsein und Anspruch und Energie und Naivität, noch sehr struppig, aber doch auch sehr vital,
dazu kommt die wohltuende Abwesenheit einer ganzen Reihe von belastenden Alltäglichkeiten, die zum Kapitalismus gehören – gewiß, gewiß, der Lebensstandard in den EG-Staaten ist weit höher als in irgendeinem sozialistischen Staat (was weder von Peking noch von Moskau bestritten wird), aber dafür gibt es in Rumänien keine Hausbesitzer, die einem die Wohnung kündigen können; und man hat keine Steuerberater nötig, weil einem alle Steuern automatisch abgezogen werden; und wer seinen Arbeitsplatz verlieren will, der muß sich entweder ungeheuer dumm anstellen oder unter die Kriminellen gehn; und die Preise sind, trotz eifrigster Fahndung der Ostexperten nach Anzeichen der Inflation, im Vergleich zum Westen immer noch von einer märchenhaften Stabilität; und das bißchen Braun aus der eigenen Vergangenheit, so schlimm es war: es war aufgezwungen, importiert, man hatte niemals mit solchen Bewältigungsschwierigkeiten zu schaffen wie in Deutschland,
wo aber ein so belastendes Sorgenpaket fehlt und – siehe oben – soviel Vitalität in den Massen steckt, muß da nicht auch der Alltag von Optimismus und Beschwingtheit strotzen?
Das Gegenteil vom Alltäglichen ist das Sensationelle.
Sensationell ist ein Tausendmarkschein – alltäglich der Pfennig. Sensationell ist das Matterhorn im Alpenglühn – alltäglich das Steinchen im Schuh. Sensationell ist das Historische – alltäglich das Gewurstel.
In den Dimensionen des Historischen, des Sensationellen, ist der Sieg des Sozialismus über den Kapitalismus in Rumänien nicht zu übersehen,
aber in den Dimensionen des Alltags, des Gewurstels, ist er noch nicht feststellbar; skeptische Beobachter mögen sich fragen, ob er nicht überhaupt ausbleiben wird. Gefährdet jedenfalls ist er.
Man sieht das an der *Bewertung des Wechselkurses* – genauer: der Wechselkurse, es gibt wenigstens vier: im zwischenstaatlichen Handel ist eine Deutsche Mark 2 bis maximal 2,50 Lei wert (manchmal auch weniger als 2); ein Westtourist bekommt 4,50–5 Lei für eine Mark; wenn er clever genug ist, schon am Bahnhof Zoo Lei zu kaufen, dann kriegt er bereits 10 Lei für eine Mark; und wenn er nicht nur die Courage zum Schmuggeln hat (auf Lei-Import stehen nach rumänischem Gesetz hohe Strafen), sondern auch noch zum Schwarzhandel, dann kann er für eine Mark unter der Hand sogar 20–22 Lei bekommen;
bedenkt man, daß der durchschnittliche Nominallohn in Rumänien dem in Westdeutschland ungefähr gleicht, dann muß man also, nicht nur nach der Logik meiner Schwiegermutter, sondern auch nach der Logik mir persönlich bekannter Arbeiter, Parteifunktionäre, ja sogar DAAD-Stipendiaten, in

der Bundesrepublik Deutschland 20- bis 22mal, oder doch 10mal, oder wenigstens 4,5mal besser leben als in Rumänien.
Sie sagen: Bei uns mußt du wenigstens zehn Jahre lang die Hälfte deines Lohns zurücklegen, wenn du dir ein Auto kaufen willst – in Westdeutschland brauchst du ein halbes Jahr. Oder: Wo kriegst du hier für 50 Lei so 'nen Fotoapparat wie drüben für 50 Mark – wenigstens tausend würde ich zahlen, wenn ich einen unter der Hand bekäme. Und nicht anders ist es mit Tonbandgeräten, Campingartikeln, elektrischen Küchenhilfen, Kühlschränken – alle vergleichbaren Konsumgüter für den mittel- und langfristigen Bedarf kosten, sofern sie im Staatshandel zu haben sind, wenigstens 8- bis 12mal soviel Lei wie in Westdeutschland Mark, und wenn etwas nur auf dem Schwarzmarkt zu haben ist, dann automatisch doppelt soviel,
umsonst stellt man fest, daß doch niemand sich *alltäglich* einen neuen Kühlschrank, einen neuen Fotoapparat, einen neuen Mixer oder Elektrorasierer kauft, hingegen jeder täglich sein Brot braucht, täglich seine Busfahrt zum Arbeitsplatz zu bezahlen hat und der Kurs bei solchen Vergleichen denn doch wesentlich anders steht (beim Brotkauf 1:1, bei Fahrpreistarifen und Mieten sogar 1:0,5–0,6), umsonst fragt man, wie es denn da käme, daß jeder Neckermann-Tourist (nicht nur bei uns in Rumänien, sondern ebenso in Polen, der Sowjetunion, Bulgarien) vor Staunen über die billigen Preise den Kopf schüttelt (wer in der Bundesrepublik könnte für zwei Mark das Essen bekommen, das er in Rumänien für 20 Lei bekommt?), umsonst plädiert man für eine andere Vergleichsebene: Vergleicht doch, zum Teufel, den durchschnittlichen Lebensstandard von 1938 mit dem von heute, und nicht Rumänien mit der Bundesrepublik.
Umsonst. Denn nur der eigene Alltag ist alltäglich – das Alltägliche von der andern Seite ist im Vergleich zum Eigenen immer sensationell.
»Viele Singvögel in Mitteleuropa«, berichtete die FAZ am 28. März 1973, »sind zu dick. Deutsche und luxemburgische Amateur-Vogelkundler haben das festgestellt. Amseln und Drosseln zum Beispiel hatten Mitte März bis zu 170 g Übergewicht. Die mögliche Ursache: es geht den Vögeln zu gut. In den beiden milden Wintern in dieser Gegend blieben zahlreiche Insekten am Leben und die Vögel wurden wegen der mühelosen Futtersuche geradezu flugfaul.« In Rumänien sind sie noch nicht flugfaul.
Und so, wie die Begegnung einer Westamsel mit einer Ostamsel für beide wahrscheinlich höchst sensationell wäre (wie mager du bist, o Schwester! – und du, o Bruder, wie fett!), so die Begegnung des 600-Mark-Rentners und Junggesellen M. A. aus Berlin-Schöneberg mit der 2000-Lei-Laborantin Mia aus Bukarest,
»Mensch, Paule«, sagt er, »der letzte Tourist kannste da sein, brauchst bloß zu sagen: Westberlin, und schon biste König! Und wenn du 'nen Abstecher nach Konstantinopel machen willst, mit 100 biste dabei, und schon mit 20

Mark kannste dich auf ner richtigen Bauernhochzeit kaputt fressen und saufen«, und dutzende Male während seines Berichts sagt er: »biste König« und »biste dabei« (unüberhörbar spricht er damit aber auch aus, wie wenig er eben hier König, hier dabei ist, in Westberlin) und »die rumänische Frau . . .«, und er schwelgt in süßesten Einzelheiten, »acht Nächte, sag ich dir, und so lieb und so natürlich, einfach ein Prachtweib, was soll's«, eines nur hat ihn gestört, »Mensch, die haben ja nichts zu essen, nichts zum Anziehen, aber Angst, Angst vor der Staatssicherheit, die haben sie alle, und einmal war euer Chef, der Tschautschesku, für einen Tag in seiner Villa, ich kann dir sagen, so viele Maschinenpistolen auf einmal hab ich in meinem Leben noch nicht gesehn« – aber wie ich ihn frage, ob er sich auch mit anderen Leuten aus seiner Reisegesellschaft über seine Eindrücke und Beobachtungen unterhalten habe, sagt er heftig abwehrend: »nee, mit denen wollte ich nichts zu tun haben« (umgekehrt, umgekehrt, mein lieber M., denke ich, *die* wollten mit dir nichts zu tun haben, willst es nur nicht zugeben, denen bist du nicht fein genug – und Prachtweiber, mein lieber M., die gibt es auch in Berlin, nur steigen die eben in andere Betten, während du in deiner Eckkneipe bis zur Sperrstunde trübsinnig über deinem Bier brütest und nachher, wenn du zu Hause bist, in deinen Pornoheftchen blätterst),

und wie der Westberliner Rentner aus seinem Alltag gerissen und sich selbst zur Sensation wird, sobald er in Bukarest aus dem Flugzeug steigt, so ergeht es dem Theaterdirektor H. L. und dem Universitätsprofessor R. M. aus Bukarest, wenn sie – als alter Bekannter begleite ich sie, dolmetsche ich ein bißchen für sie – ihren Einkaufsbummel auf dem Ku-Damm machen, auch sie, Top-Repräsentanten der schöpferischen Intelligenz, sind völlig aus *ihrem* Bukarester Alltag gerissen (und das, obwohl sie als Vollzugsreisende im westöstlichen Kulturaustausch wenigstens schon zum zehnten Mal im Westen sind), mit dem feinen Unterschied nur, daß sie sich nicht als König fühlen, sondern als Bettler; wenn der in Rumänien sehr angesehene, sehr berühmte Theaterdirektor H. L. seinen ganzen Monatslohn in 100-Lei-Noten herübergeschmuggelt hätte, er bekäme in der Wechselstube am Bahnhof Zoo (im Ankauf gibt's für den Hunderter nur 7 DM!) knapp ein Drittel des Geldes, das der Rentner A. M. aus Schöneberg monatlich bezieht; in Bukarest lebt Herr H. L. keineswegs schlechter als ein Theaterdirektor in Berlin, ja, ganz bestimmt genießt er sogar weit mehr Privilegien als irgendein Theaterdirektor hier, und trotzdem, er ist fasziniert vom Westen, fasziniert von diesem ungeheueren Konsum, der jedes Produkt so schnell in Abfall verwandelt, nicht nur das Steak in Kacke, sondern ebenso den Fernseher in Sperrmüll, das Auto in Schrott, die Wohnung in Sanierungstrümmer; in der guten Stube des ZK-Mitglieds H. H. ist das Konsumgut in seiner erhabensten Majestät sogar zum Wandschmuck geworden, da hängt,

eingerahmt, unter Glas, ein doppelseitiges Reklame-Farbfoto, darstellend eine französische Käselandschaft – auf edlem Möbel, vor edelholzgetäfeltem Hintergrund, zwischen edlen Weinen, umgeben von taufrischen Früchten: verschiedene berühmte Käsesorten, harter, weicher, blanc und bleu,
wie sollte da Herr M. A. nicht vom Osten erschüttert sein, wo er doch in der Gewißheit leben kann, daß »seine« süße kleine Mia auch noch die Plastiktüte mit dem KaDeWe-Aufdruck stolz als Bade- oder Einkaufstasche mit sich herumtragen wird (echtes Statussymbol!), spottend der hübschen Tragetaschen aus Ziegenwolle, die man in den Boutiquen von Wilmersdorf kaufen kann?
Und wie könnte ich angesichts solcher Faszination, solcher Erschütterung, meiner Schwiegermutter klarmachen, was für ein Irrsinn es ist, für eine Haushaltspackung Persil oder OMO (per Post von der Schwester aus Köln erhalten) einen Zoll auszulegen, der wenigstens um das Dreifache höher ist als der Preis für die gleiche Menge eines rumänischen Waschmittels; niemand wird ihr einreden können, daß unsere Waschmittel genau so gut sind (»aber Mama, sieh dir doch deine Nachbarinnen, ihre Männer, ihre Kinder an, laufen die etwa schmutziger herum als wir?«) – man sage es ihr lieber nicht, sie wird nur rote Flecken unterm Hals kriegen, vor Aufregung zu zittern beginnen und mit aggressiver, überkippender Stimme vom Kno-Kno-Knotentest reden.

Historisch, wie gesagt, hat der Sozialismus den Kapitalismus überwunden, im Alltag hingegen siegt der Kapitalismus immer noch, pausenlos. Wer aber ist schuld daran?
Und wenn man nicht von personaler Schuld sprechen will – wo liegt die Wurzel des Übels?
Sie liegt in unserer *Überflügelungsideologie:* Wir werden den Standard der hochentwickelten kapitalistischen Industrienationen erreichen, wir werden ihn überflügeln, unsere Stahlproduktion wird, unsere Weizenproduktion wird, unsere Energieproduktion wird, unser Bruttosozialprodukt, unser Reallohn, folglich unser Standard – sie alle werden, was werden sie? Seit bald dreißig Jahren wird immer nur von der Überflügelung gesprochen – und seit ebenso langer Zeit werden die Zieltermine in eine immer fernere Zukunft verlegt (man vergleiche die Kongreßreden, die Perspektivpläne), was aber tatsächlich sichtbar wächst, sichtbar zunimmt, das ist allein der Luxus der kleinen und großen Machthaber, der kleinen und großen Privilegierten.
Solange man nicht laut und ohne Risiko fragen darf, warum der Genosse X aus dem Zentralkomitee oder der Genosse Y von der Akademie eine Schaub-Lorenz-(d. h.: ITT-)Sprechanlage für seine Villa braucht, und

warum eine Philips-Hifi-Stereoanlage und warum einen Mercedes als Dienstwagen, so lange kann man meiner verbitterten Schwiegermutter ihr Persil und der süßen Mia ihre Plastiktüte nicht übelnehmen.
Mit der Überflügelungsideologie, die in allen sozialistischen Staaten propagiert wird, werden zugleich die Vergleichsebenen bestimmt. Die entscheidenden Maßstäbe heißen »mehr«, »größer«, »stärker« – dabei sollten sie »*anders*« heißen.
Ein Beispiel: In Berceni, einem Neubauviertel am Südrand Bukarests, stehen einige riesige Wohnblocks, bestehend aus mehreren Hundert Einzimmerappartements. Zu jedem Eingang gehört eine ca. 70–80 qm große Halle mit Glaswänden, durch die jeder ungehindert hineinsehen kann, und mit einigen Nebenräumlichkeiten (Toilette, Kleiderablage, Küche) – vermutlich aus Sparsamkeitsgründen ist jedoch nur eine der insgesamt 9 Hallen ihrem geplanten Zweck entsprechend verwendet worden, und zwar als eine Art Allzweck-Halle (in den anderen sind Läden, eine Bibliothek, ein Sitzungsraum, eine Sparkassenfiliale eingerichtet worden). Als ich zum ersten Mal an dieser Halle vorbeikam, war darin gerade ein Toter aufgebahrt – nach rumänischem Brauch in offenem Sarg –, jeder Bewohner konnte, je nach Gemütslage, an der Halle vorbeigehen oder durch die weit geöffnete, breite Tür eintreten. Ein anderes Mal feierte einer der Bewohner seinen Geburtstag in dieser Halle, auch Hochzeiten wurden da gefeiert – und wenn sie zu keinem besonderen Anlaß beansprucht wurde, dann diente sie als Spielsaal: jeden Abend saßen einige Dutzend Schach-, Taula-, Rummyspieler und die dazugehörigen Kiebitze an ihren Spieltischen. Leider funktionierte dies eigenartige Kontaktzentrum nicht einmal einen Winter lang: weil sich die Ganoven des Viertels darin breit gemacht hatten (die auf Geld spielten, kleine verbotene Geschäfte abwickelten, sich mit Zuhälterei beschäftigten), weil es immer lauter und gefährlicher darin zuging und schließlich zu Messerstechereien kam, wurde die Halle kurzerhand geschlossen.
Nichts leichter, als den Ganoven die Schuld zu geben. Aber auch nichts absurder. Wären alle neun Hallen dem geplanten Zweck entsprechend verwendet worden, dann wäre das Experiment nicht schief gegangen. Und hätte man nach geglücktem Experiment gesetzlich verfügt, daß in Zukunft zu jedem Bau, der eine bestimmte Zahl von Wohnungseinheiten umschließt, auch eine solche Allzweckhalle von entsprechenden Ausmaßen gehört, dann hätte man damit nichts Kapitalistisches *überflügelt* – sondern etwas Nichtkapitalistisches *entwickelt*,
freilich, schon hat man auch die gereizte Antwort alter Genossen im Ohr (der Kämpfer, die schon vor dem Krieg unter dauernder Lebensgefahr für die Revolution tätig waren):
»Wir haben kein Geld – und solange wir noch sparen müssen, jawohl:

gerade am Sozialismus sparen, sind Brotläden und Sparkassenfilialen wichtiger als Kontaktzentren; wenn wir überhaupt welche wollen, müssen wir als Realisten an die Sache herangehen, nicht als Romantiker!«
und man muß diese Antwort ernst nehmen und bedenken (man kann auch getrost auf die erst recht aufreizende Gegenfrage nach Mercedes und Philips verzichten),
nur, Genossen: Gibt es nicht auch Probleme, Aufgaben, die man ganz ohne materiellen Aufwand hätte bewältigen können?
Ich habe (für mich sensationell) zugesehen, wie eine alte Bäuerin in Săpînţa, einem nordrumänischen Dorf (auf eine in ihrer Umgebung durchaus alltägliche Weise) starb. Ich wohnte als Urlauber in einer der beiden Stuben unter ihrem Schindeldach, der Garten grenzte an den Kanal, der Wasser vom Bergbach zur Walkmühle führte, unter den großen Nußbäumen weideten zwei Pferde, im Hof vor dem Haus spektakelte das Geflügel; die geflochtenen Zäune zwischen den Gärten reichen einem Erwachsenen bis an den Nabel, sie schränken die Bewegungsfreiheit der Schweine und Kühe ein, trennen aber nicht Nachbar von Nachbar, im Gegenteil: zwischen zwei Gärten ist immer ein Durchschlupf im Zaun ausgespart, wo das Flechtwerk bloß kniehoch ist, und zu beiden Seiten dieser Schlupflücken gibt es noch ein Stufenbrett, so daß auch die Alten aus einem Garten in den andern hinüber können. Am Vorabend hatte ich der Alten noch bei ihren *alltäglichen* Verrichtungen zugesehen, bei der Fütterung der Tiere, beim Mamaligakochen, beim Spinnen – am Morgen weckte sie mich mit einem heiseren, erstickten Aufschrei, dem ein schwaches, von kurzen Atemzügen unterbrochenes Gewimmer folgte. Ich ging (durch die Schlupflücke im Zaun) zum Nachbarhaus: »Kommen Sie bitte rasch herüber, der alten S. geht's nicht gut.« Die Nachbarin kam, ging in die Stube, kam sofort wieder heraus, rief einem kleinen Jungen zu, er solle sofort die Nachbarinnen x und y herüberrufen – »sag ihnen, die alte S. stirbt!« – Nach wenigen Minuten saßen ein halbes Dutzend Nachbarinnen in der Stube der alten S., die blau vor Atemnot, mit vorquellenden Augen aus ihren Kissen starrte, »o Gott, o Gott«, keuchte sie entsetzt, »ich sterbe!«
Eine Nachbarin: »Reg dich doch nicht auf, was ist schon dabei?«
Eine andere: »Sei still und stirb mal schön . . .«
Die alte S.: »Muß ich denn wirklich . . .«
Eine dritte: »Freilich, das müssen wir doch alle, oder hast du vielleicht noch niemanden sterben sehen?«
Die alte S. nickte ergeben und sank in ihr Kissen zurück; einmal noch flüsterte sie fragend: »Der Doktor . . .«, worauf sich eine der Nachbarinnen an eine andere wendete: »Geh doch, hol ein Glas Sauermilch, schneid eine Gurke hinein«, dann zur Sterbenden: »wenn das nichts nützt, dann hilft auch der Doktor nicht mehr«.

Am Nachmittag war die alte S. tot – ihr *Alltag*, das ihr Vertraute (Gesichter, Geräusche, Gerüche) war bis zu ihrem letzten Atemzug um sie, sie starb nicht allein (und die Gegenwart, das Verhalten der Nachbarinnen zwingen zu dem Schluß: so stirbt man eben im Dorf Săpînța).
Diese Schilderung könnte leicht falsch verstanden werden; sie ist nicht Warnung vor Zerstörung idyllischer Zustände, nicht verkappte Verteufelung des technisch-zivilisatorischen Fortschritts älteren oder jüngeren Datums im Sinne der reaktionären Mystifizierung von Armut und Unwissenheit als paradiesischen Glückszustand – sie will nichts weiter, als eben eine jener Aufgaben verdeutlichen, deren Lösung keinen Kostenaufwand erfordern würde: Die Aufgabe, das unbefangene Verhältnis zum Tod, das in der primitiven (entfremdungsfreien) In- und Umwelt der Bauern aus Săpînța etwas durchaus Alltägliches ist, auch in einer modernen urbanen Umgebung, auf der Stufe eines kritischen, von mystifizierenden Versimpelungen freien Bewußtseins als etwas Alltägliches lebendig zu erhalten, und nicht verkümmern zu lassen (wo es doch bereits *vorhanden* ist, also nicht erst durch langwierige Erziehungsprozesse vermittelt zu werden braucht).
Ungelöst wie das Problem eines unbefangenen Verhältnisses zum Tod ist auch das Problem der Mode im sozialistischen Rumänien (oder im rumänischen Sozialismus) geblieben, und auch hier hätte Rumänien den besten Ausgangspunkt gehabt: bei Kriegsende bestand die Bevölkerung noch zu 80% aus Bauern, die werktags wie sonntags in Tracht herumliefen, von Mode also praktisch nichts wußten. Aber statt das wesentlichste und generellste Element der Folklore: eben die Modelosigkeit, d. h. aber eine bereits vorhandene Freiheit von kostspieligen Zwängen, auf jener anzustrebenden, höheren Bewußtseinsebene zu bewahren, hat man (wohl in überflügelungssüchtiger Konkurrenz zu Paris) die Folklore zum modischen Schnörkel degradiert, weil das die Mode doch so sichtbar volksverbunden macht.
Und so wie es im Sozialismus keine Kontaktschwierigkeiten, keine Todesangst, keine Mode geben dürfte, so dürfte es auch keine Eifersucht geben – man bedenke, was für Energien (hier einmal ganz ohne Ironie: schöpferische Energien) frei würden, wenn alle diese Abwesenheiten Alltagsabwesenheiten wären. Aber wie kann eine Partei, die die Marmorbüste eines Menschen immer noch viel lieber mag als seinen Unterleib, mit den vielen, tatsächlich sehr schwierigen, aus miefig-terroristischen Traditionen herrührenden Fragen des Sexualverhaltens und der Sexualmoral fertig werden – und wie kann man die Eifersucht als soziale Krankheit überwinden, wenn man jene Traditionen nicht aufbricht?

Hätte man auch nur eines dieser Probleme gelöst (nicht durch Presseerklä-

rungen, nicht auf enthusiastischen Massenmeetings, nicht durch Euphorie auf dem Verordnungsweg – was man ja in sämtlichen sozialistischen Staaten gleich gut kann –, sondern so, daß irgendein Tourist aus irgendeinem kapitalistischen Staat in seiner Begegnung mit irgendeiner süßen Mia aus irgendeinem sozialistischen Staat angesichts dieser Lösung vor etwas für ihn völlig Neuem, Sensationellem gestanden und sich dabei nicht als König, sondern als Bettler empfunden hätte), dann hätte man auch, den Berliner mit dem Bukarester Alltag vergleichend, einen typischen Unterschied festzustellen, so aber hat man leider keines dieser schönen Beispiele, und Unterschiede auf anderen Vergleichsebenen (Geschäftszeiten, Klima, Volksmusik, Nationalgerichte, Vorurteile usw.) sind – im hier untersuchten Zusammenhang – nicht von Bedeutung, denn hier ist ja nicht von ethnologischen oder geographischen Unterschieden die Rede, sondern vom Alltag, das heißt aber, daß ich selbst die sehr erheblichen und unübersehbaren Unterschiede zwischen Standard hier in Berlin und Standard in Bukarest nicht vergleichend nebeneinanderstellen darf, weder in Preisen und Löhnen noch in Zeitaufwand und Kaufkraft – daß die kapitalistische Gesellschaft da in jedem Fall besser abschneidet, das irritiert mich nicht: es gibt Erklärungen dafür, außerdem gehört die *Abwesenheit des Vergleichens* par excellence zum Alltag. Wer in der Tretmühle steckt, der vergleicht nicht – und um die Tretmühle geht es,

um die Summe und den Druck der kleinen und großen Zwänge, denen der (aus Zeitmangel nicht beobachtende) Alltagsmensch vom Aufwachen bis zum Einschlafen ausgesetzt ist, das Schulkind, der Lohn- und der Rentenabhängige, die Mammi und der Pappi –

wieviel Zeit pro Tag gehört dem *bedingten Reflex* – und wieviel der *freien Reflexion?*,

wieviel Stunden täglich ist man Automat (gemeint ist nicht allein das Funktionieren am Arbeitsplatz, sondern ebenso das Verhalten in der eigenen Wohnung, mit Kindern und Ehepartner, in der Kneipe, beim Spazierengehen usw.) – und wieviel Minuten lang denkender, über sich selbst und die anderen nachdenkender Mensch?,

oder: wieviel Denkkapazität wird von stereotypen Reizen, Aufgaben, Sicherungsmechanismen blockiert und absorbiert – und wieviel bleibt frei?

Das Mißverhältnis ist in Bukarest nicht kleiner als in Westberlin; um das ominöse Wort zu gebrauchen: der Bukarester Alltagsmensch ist nicht glücklicher als der Westberliner. Hämisch oder heuchlerisch bedauernd kann der Gegner des Sozialismus in solchem Fazit zugleich den Bankrott des Sozialismus sehen und selbstgefällig hinzusetzen: Wenn schon unabänderlich, dann wollen wir (egal ob SPD, FDP, CDU/CSU) es wenigstens erträglicher machen.

Auch wer sich nicht mit dieser Gegnerschaft identifiziert, nicht die reaktio-

nären, biologistischen Unabänderlichkeitsthesen nachbetet, muß dies Fazit akzeptieren – aber er wird nicht den Bankrott des Sozialismus in ihm sehen, sondern das Eingeständnis einer Rückständigkeit, einer Fehlentwicklung, einer schweren Unterlassung: Veränderungen im *Alltag* müssen zu den Leitzielen des sozialistischen Aufbaus erhoben werden – und nicht die Überflügelung der Wohlstandsgesellschaft; die Freisetzung blockierter Schaltkreise im Gehirn des kleinen Mannes und der kleinen Frau – und nicht ein neues sozialistisches, das kapitalistische an Perfektion und Disziplin noch übertreffendes Leistungsdenken.
Wie, mit welchen Mitteln, unter welcher Voraussetzung diese schweren Unterlassungen aufgeholt werden können, das sollte Gegenstand weiterer Untersuchungen sein (trotz der Grundmisere jeder modernen marxistischen *Realitätenanalyse:* hier, wo die Untersuchung möglich wäre, fehlt das Objekt, nämlich die staats- und gesellschaftspolitische Realität des Sozialismus – und da, wo er staats- und gesellschaftspolitische Realität ist, ist die Untersuchung unmöglich).
Solange das Unterlassene nicht nachgeholt wird, bleibt der faule Witz immerhin gültig: Wie ist der Alltag? Na grau! – Was ist sonst noch grau? Na der Sozialismus! – Wie ist also der Alltag im Sozialismus? Schwarz, Genossen!

Die SCHWARZEN PROTOKOLLE sind eine Dogmatismus-kritische Zeitschrift. Bisher sind 11 Hefte erschienen. Sie enthalten thematisch Kritik an Lenin, Luxemburg, Mandel u.a. Theoretikern, am Militantismus und an der RAF, sowie Beiträge zu Surrealismus, Neue Frauenbewegung, men's lib und anderes.

Nr.11/Juni 75: Über die DDR
Nr.12 erscheint im November
(Die Hefte 1 bis 7 sind vergriffen)

Die SP kosten je Heft 4,5o DM, ein Abo für vier Hefte 18,- DM.

Redaktion: Peter Ober, 1 Berlin 31, Johann-Georgstr.3; PSK: Bln 332525.

Klaus Laermann, geb. 1939, ist Assistenzprofessor für Germanistik an der FU Berlin. In Kursbuch 37 publizierte er den Artikel »Kneipengerede«.

Rainer Paris, geb. 1949, ist Soziologe und arbeitet z. Zt. als Lehrbeauftragter an der FU Berlin. Er ist Mitglied des Redaktionskollektivs der Zeitschrift *Ästhetik und Kommunikation. Beiträge zur politischen Erziehung.*

Lienhard Wawrzyn, geb. 1941, studierte Philosophie und ist Lehrbeauftragter für Literaturwissenschaften an der FU Berlin. Zuletzt erschien von ihm *Methodenkritik des Literaturunterrichts. Emanzipation durch materialistisches Verfahren* (Sammlung Luchterhand Bd. 1005).

Karin Reschke, geb. 1940, lebt in der Provinz und arbeitet zur Zeit an einem Projekt über »Familie und Entmündigung«.

Die Nachrichten aus einer völlig anderen Welt stammen von der Mutter eines tschechischen Studenten, der seit 1968 in der BRD lebt.

Paul Schuster, geb. 1930 in Sibin (Hermannstadt)/Rumänien. 1949 Reporter in Bukarest, 1951-54 Dorfschullehrer. Schriftsteller (publizierte u. a. den Roman *Fünf Liter Zuika*, der demnächst in Westberlin erscheint). 1959-71 Redakteur bei der Zeitschrift *Neue Literatur*, Bukarest. Seither in Westberlin als »freier« Schriftsteller.

Der *Kursbogen »Berufsstruktur in der BRD«* ist leider zum Berufs-Kursbuch nicht rechtzeitig fertig geworden. Wir reichen ihn hier nach.
Allen Lesern, die der Meinung sind, im Alltags-Heft sei die Berufswelt zu kurz gekommen, legen wir ihn besonders ans Herz.

Kursbuch 42 erscheint Ende November 1975

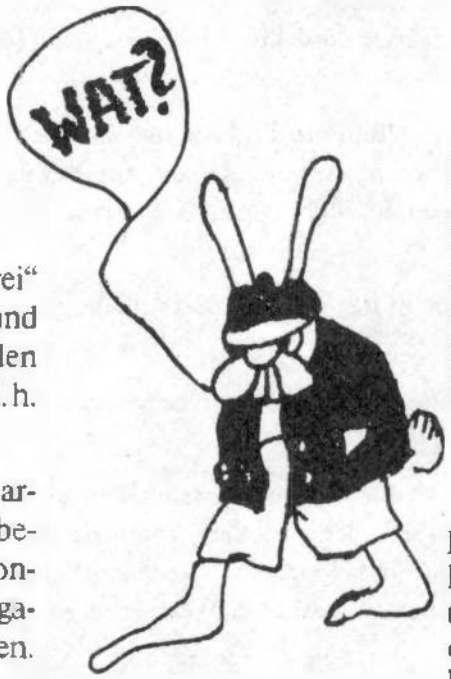
Unsere Bourgeoisie

Die Nachkriegsentwicklung der BRD vollzog sich so, als hätte es eine in sich geschlossene, zielsicher agierende Bourgeoisie gegeben. Aber gab und gibt es diese »herrschende Klasse« wirklich, als »Klasse für sich«? Wenn man nach ihr Ausschau hält (im Gedanken an frühere Zeiten oder andere kapitalistische Länder), stellt man fest: sie artikuliert sich nicht, sie zeigt sich nicht, sie repräsentiert nicht. Es gibt nur einzelne Vertreter, alte und neue Bourgeois, ihre Handlanger, ihre Hintermänner, aber kaum einer will »Kapitalist« sein. Manche von ihnen haben viel Geld, aber relativ wenig Einfluß, bei anderen ist es umgekehrt, und alle klagen über die schlechten Zeiten, die Regierung, die Arbeitnehmer . . . Natürlich gibt es viel, unendlich viel ökonomische und politische Macht. Doch in welchen Händen liegt sie? Und was sind das für Hände? Welche Köpfe und Füße gehören dazu?
Kursbuch 42 will versuchen, diese heimliche herrschende Klasse teils phänomenologisch, teils analytisch zu beschreiben – auf die Gefahr hin, daß dies zur Beschreibung einer Lücke wird.

Die Themen der folgenden Kursbücher

Kursbuch 43: Arbeitsorganisation. Das Ende des Taylorismus? (erscheint April 1976)
Kursbuch 44: Unsere Unterwelt (erscheint Juni 1976)

WAGENBACHS



Über unsere neue Taschenbücherei

In der „Taschenbücherei" erscheinen literarische und politische Texte, die den Kopf schütteln, d.h. lockern.

Die „Taschenbücherei" arbeitet nicht mit rechthaberischen Nachworten, sondern mit Materialienbeigaben, Bildern, Chroniken.

Die „Taschenbücherei" möchte Denken anstiften, nicht vorschreiben.

Die „Taschenbücherei" ist billig.

Peter Brückner
„...bewahre uns Gott in Deutschland vor irgendeiner Revolution?"
Die Ermordung des Staatsrats von Kotzbue durch den Studenten Sand im Jahr 1819.
WaT 6. 128 Seiten DM 4.-.

Die Geschichte des Docktor FRANKENSTEIN und seines Mordmonsters, oder die Allgewalt der Liebe.
Von der MENSCH-Maschine zur GEWALT-Maschine
Zusammengeschnitten und herausgegeben von Susanne Foerster.
WaT 8. 128 Seiten DM 5.-.

FAUST
Ein deutscher Mann
Die Geburt einer Legende und ihr Fortleben in den Köpfen. Lesebuch von Klaus Völker.
WaT 2. 192 Seiten DM 6.50

Franz Kafka
In der Strafkolonie
Eine Geschichte aus dem Jahr 1914. Mit Quellen, Abbildungen, Materialien aus der Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt und Anmerkungen von Klaus Wagenbach.
WaT 1. 96 Seiten DM 4.-.

Länderkunde: Indonesien
Die Menschen, das Land, die Kultur und was die holländischen Räuber daraus gemacht haben. Von Einar Schlereth.
WaT 4. 128 Seiten DM 5.50.

Babeuf
und die Verschwörung der Gleichen
Artikel, Reden, Briefe. Übersetzt und mit Kommentaren versehen von Peter Fischer.
WaT 9. 128 Seiten DM 5.50.

1848/49:
Bürgerkrieg in Baden
Chronik einer verlorenen Revolution. Zusammengestellt von Wolfgang Dreßen.
WaT 3. 160 Seiten DM 6,-.

Schlaraffenland, nimms in die Hand!
Kochbuch für Gesellschaften, Kooperativen, Wohngemeinschaften, Kollektive und andere Menschenhaufen SOWIE isolierte Fresser von Peter Fischer.
WaT 5. 192 Seiten DM 7.50.

William Beckford
Die Geschichte des Kalifen Vathek
Ein Schauerroman aus dem britischen Empire.
Kommentare von Gisela Dischner
WaT 10. 192 Seiten DM 6.50.

TASCHENBÜCHEREI

★★★★★★★★★★★★★★★★

Ralph Günther Mohnnau
ROTE BLUTKÖRPERCHEN

Gedichte 71 Seiten · Kartoniert DM 4,80 · Leinen DM 6,80
Sprachlicher Übermut und formale Askese, lyrische Verspieltheit und unterkühlte Sachlichkeit sind die gegensätzlichen Pole, die diesen Gedichten Ralph Günther Mohnnaus ihren außergewöhnlichen Reiz und dialektische Aussagekraft verleihen.

Ralph Günther Mohnnau
ANTIKÖRPER

Gedichte 48 Seiten · Großformat, kartoniert DM 6,80
In diesen „wissenschaftlichen Gedichten" verarbeitet Ralph Günther Mohnnau, auf A. Huxley aufbauend, Sprache, Denkweise und Erkenntnisse der (Natur-) Wissenschaften und erweitert auf eine ebenso neue wie überraschende Weise den bisherigen Horizont der Dichtung.

Ralph Günther Mohnnau
PLAKATGEDICHTE

An die Weltautomobilindustrie
4-Farben-Druck (numeriert und signiert) DM 18,–
Lob des 20. Jahrhunderts
4-Farben-Druck (numeriert und signiert) DM 16,–
Frühlingsgedicht
2-Farben-Druck (numeriert und signiert) DM 10,–

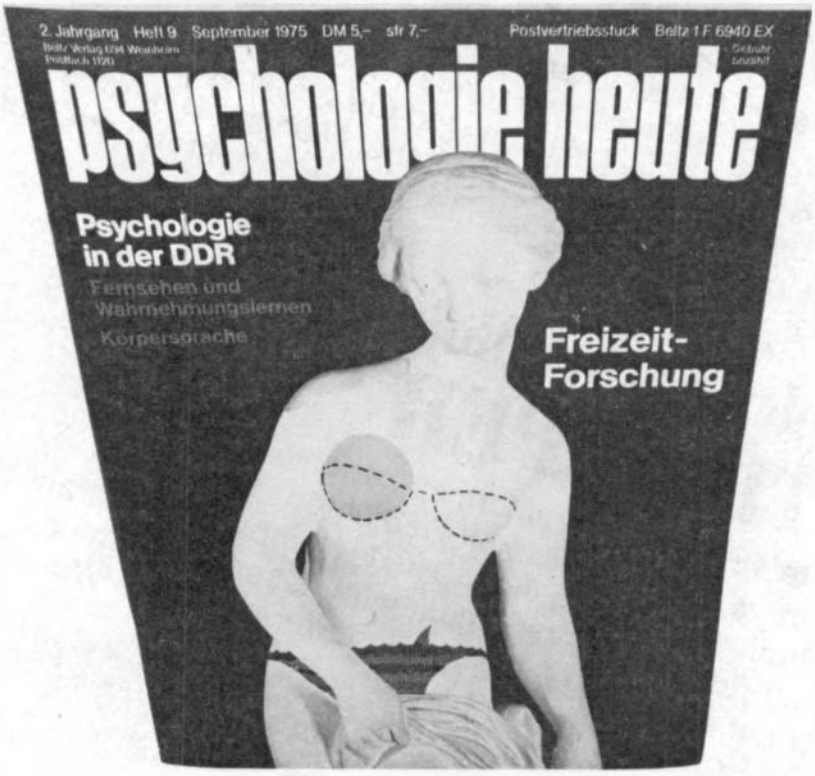
Diese Gedichte sind erschienen in „Antikörper"

Alpha Literatur Verlag

6 Frankfurt/Main · August-Siebert-Str. 9

★★★★★★★★★★★★★★★★

Das neue Wissenschafts-Magazin



PSYCHOLOGIE HEUTE –Themen im September: Freizeit-Forschung · Psychologie in der DDR · Wann Ärzte Psychologen brauchen · Sozialpsychologische Aspekte der Gastarbeiter-Beschäftigung · Warum konservative Kreise den Intelligenzstreit erneut vom Zaune brechen · Pygmalion-Forscher Robert Rosenthal: Nonverbale Botschaften · Kritik der Lernpsychologie an der Lernpsychologie · Anonymität im Experiment · Harry Pross über Fernsehen und Wahrnehmungslernen

PSYCHOLOGIE HEUTE erscheint monatlich · Magazinformat · Umfang 80 Seiten · Jahresabonnement DM 45,- (inkl. Versandkosten + MwSt) · Einzelheft DM 5,-

Bitte schicken Sie diesen Coupon oder eine Postkarte an: **Beltz Verlag, 694 Weinheim, Postfach 1120.**

Vorzugsangebot zum Kennenlernen

Ich bestelle zum Vorzugspreis von DM 12,- (inkl. Versandkosten + MwSt.) ein Probeabonnement (4 Hefte) der Zeitschrift PSYCHOLOGIE HEUTE.

Bitte beachten Sie: Wir liefern nach Ablauf des Probeabonnements zum regulären Bezugspreis weiter, falls nach Auslieferung des dritten Heftes keine Abbestellung bei uns erfolgt.

Name, Vorname:

PLZ/Ort:

Straße:

518

Rotbücher, Abtl. Literatur*:

Rotbuch 130: Eine Fabrikreportage aus Ungarn. »Der leidenschaftslos und überprüfbar authentisch erzählte Bericht vom sozialistischen Arbeitsleben ist das eigentlich Sensationelle an diesem Rotbuch.« (Gerhard Zwerenz, NDR)
120 Seiten DM 7 –

Rotbuch 132: In seinen Gedichten beschreibt Zahl die bundesrepublikanischen Zustände, den kapitalistischen Alltag als permanenten Bürgerkrieg: vor der Stechuhr und in Wartezimmern, in den Sprüchen der Kapitalvertreter und Meinungsmacher, in den Schulen und Trabantenstädten und im Knast.
64 Seiten DM 6 –

Rotbuch 134: Der dritte Band der Heiner Müller-Ausgabe handelt vor allem von Frauen, von Versuchen der Emanzipation in einer sich verändernden Gesellschaft.
»Unter den Dramatikern der DDR ist Heiner Müller gewiß der wichtigste und ungewöhnlichste. Seine Stücke dienen nicht zur Fassadenverschönerung, noch denunzieren sie eine unvollkommene Wirklichkeit.«
(Hanjo Kesting, NDR)
120 Seiten mit Fotos DM 8 –

Rotbuch 136: Dieser Roman macht anschaulich, was die zahlreichen analytischen oder dokumentarischen Texte über Chile bisher nicht zeigten: die subjektive Entwicklung und Politisierung von drei Chilenen von den 60er Jahren bis nach dem Putsch.
144 Seiten, DM 10 –

Rotbuch 138: Helga Novaks Balladen erzählen Geschichten von Leuten, die kaputt gemacht werden von Eltern, Chefs, Behörden oder Polizei. Von Leuten, die eins drauf kriegen, weil sie Kinder, Landfremde, Lehrlinge, Lohnabhängige, Linke oder einfach nur Frauen sind.
72 Seiten DM 7 –

Rotbuch 144: Diese neuen Gedichte sind spielerisch insofern sie Möglichkeiten durchspielen: ein Mao-Gedicht im ›Neuen Deutschland‹, Kassandra als Genossin in Berlin, fröhlicher Trubel in den Steppen von Mozambique.
72 Seiten DM 7 –

*Über das gesamte Verlagsprogramm informiert Sie ›Das kleine Rotbuch‹. Schreiben Sie uns eine Karte, Sie erhalten es kostenlos! Schreiben Sie uns auch, wenn Sie die Rotbücher in einer Buchhandlung nicht erhalten – wir senden Ihnen eine andere

Rotbuch Verlag, 1 Berlin 30,
Potsdamer Straße 98.

Erziehung und Schule

(Arbeitsmaterialien)

neue Titel:

Michael Charlton/Heinrich Dauber/Othmar Preuß/Christoph Th. Schelke
Innovation im Schulalltag. Arbeitsbuch für Lehrende und Lernende (6917/DM 9,80)

Heinrich Bast/Angela Bernecker/Ingrid Kastien/Gerd Schmitt/Reinhard Wolff (Arbeitsgruppe Kinderschutz)
Gewalt gegen Kinder. Kindesmißhandlungen und ihre Ursachen. Handbuch für Diskussion und Aktion (6934/DM 9,80)

Wolfram Frommlet/Hans Mayrhofer/Wolfgang Zacharias
Eltern spielen – Kinder lernen. Handbuch für Spielaktionen (6896/DM 6,80)

Christoph Lindenberg
Waldorfschulen: Angstfrei lernen, selbstbewußt handeln. Praxis eines verkannten Schulmodells (6904/DM 4,80)

Bertrand Russell
Freiheit ohne Furcht. Erziehung für eine neue Gesellschaft. Kreativität und Kooperation im Schulexperiment (6900/DM 4,80)

Robert Skidelsky
Schulen von gestern für morgen. »Fortschrittliche Erziehung« in englischen Privatschulen. Gordonstoun, Summerhill, Abbotsholme (6858/DM 7,80)

Politische Erziehung

(Arbeitsmaterialien)

neue Titel:

Arbeitsgruppe Sport
Schulsport im Abseits. Analysen zur Bewegungslosigkeit (6892/DM 6,80)

Autorengruppe »Märkische Viertel Zeitung«
Stadtteilzeitung. Dokumente und Analysen zur Stadtteilarbeit (6888/DM 7,80)

Hubert Biermann/Anneliese Graschy
Sprachunterricht mit Ausländern. Bildungsmythos – Sprachzerstörung. Kritik der Alphabetisierung (6923/DM 7,80)

Hamburger Lehrerkollektiv
Jahrbuch für Junglehrer 1975. Perspektiven für die Berufspraxis (6884/DM 7,80)

»Jetzt reden wir«. Betroffene des Märkischen Viertels. Wohnste sozial, haste die Qual. Mühsamer Weg zur Solidarisierung (6912/DM 7,80)

Christian Marzahn/Christel Schütte/Hans Kamp
Konflikt im Jugendhaus. Fortbildung für Sozialarbeiter, Sozialpädagogen, Lehrer, Arbeitsmaterialien und Handlungsmodelle (6921/DM 6,80)

Erik Stückrath-Taubert
Erziehung zur Befreiung. Volkspädagogik in Lateinamerika. Paulo Freire: Rezeption und Kritik (6877/DM 8,80)

sachbuch rororo

aktuell rororo

Die größte politische Taschenbuchreihe der Bundesrepublik
Herausgeber: Freimut Duve
Jeden Monat 1 bis 2 neue Bände
Gesamtauflage über 5 Millionen

Themenbereiche

Politik in der Bundesrepublik
Bildungsreform
Soziale Konflikte / Arbeitskämpfe
Industrie- und Kapitalismuskritik
Strukturprobleme der westlichen Welt
Probleme der Dritten Welt
Kritische Aufklärung
Abrüstung und Militärpolitik
aktuell-Magazin: Technologie und Politik

Die neuen Titel

Helmut Martin (Hg.)
Mao Tse-tung
Das machen wir anders als Moskau!
Kritik der sowjetischen Politökonomie (rororo aktuell 1940/DM 5,80). Maos theoretische Auseinandersetzungen mit dem sowjetischen Lehrbuch der politischen Ökonomie gehören zu den wichtigsten Texten, die während der Kulturrevolution in Umlauf kamen.

Sybille Laturner/Bernhard Schon (Hg.)
Jugendarbeitslosigkeit
Materialien und Analysen zu einem neuen Problem (rororo aktuell 1941/DM 5,80). Alternativen zur gegenwärtigen Misere im Ausbildungsbereich. Ein Handbuch für die Betroffenen.

Marcio M. Alves
Erster beim Sterben, letzter beim Essen
Kuba – Eine Arbeiterfamilie erzählt (rororo aktuell 1878/DM 5,80). Castros Kuba aus der Sicht einer Arbeiterfamilie.

Hans-Helmut Wüstenhagen
Bürger gegen Kernkraftwerke
Wyhl – der Anfang? (rororo aktuell 1949/DM 3,80). Bürgerinitiativen gegen Expertenentscheidungen

Tilman Zülche (Hg.)
Von denen keiner spricht
Unterdrückte Minderheiten – von der Friedenspolitik vergessen. Kurden, Basken, Chicanos, Indios, Meschier (Sowjetunion) u. a. (rororo aktuell 1879/ca. DM 5,80). Die Bedrohung der IV. Welt.